

HENRI BARBUSSE
DIE HÖLLE

Henri Barbusse
Die Hölle
Roman

Dora Jersch
Leihbibliothek
Berlin O 17
Hohenhofstr. 11

Erstes bis zehntes Tausend

Max Rascher Verlag, A. G., Zürich, 1919

**Alleinberechtigte deutsche Übertragung,
besorgt von Max Hochdorf**

**Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1919 by Max Rascher Verlag, A.G., Zürich**

Dora Jensch

Leihbücherei

Berlin O 17

Hohenlohestr. 14



I.

Frau Lemercies setzte mir noch einmal alle materiellen und idealen Vorzüge ihrer Familienpension ausinander. Dann ließ sie mich allein.

Ich blieb vor dem Spiegel stehen, mitten in diesem Zimmer, das ich nun für einige Zeit bewohnen sollte. Ich musterte das Zimmer und musterte mich selbst.

Das Zimmer war grau und von Staubdunst angefüllt. Ich sah zwei Stühle, von denen der eine meinen Koffer trug. Ich sah zwei Armsessel mit winzigen Lehnen, die mit fettigem Stoff überzogen waren. Da stand ein Tisch, auf dem eine grüne Woldecke lag. Den Boden bedeckte ein orientalischer Teppich, dessen unaufhörlich wiederholte Arabeskenverzierung die Blicke anzuziehen suchte. Aber in diesem Augenblick, wo es Abend war, hatte der Teppich die Farbe des Erdbodens.

Alles das war mir unbekannt. Und doch, wie ich alles das kannte! Dieses Bett aus falschem Mahagoni, diesen kalten Waschtisch, diese unvermeidliche Verteilung aller übrigen Möbelstücke und diese Leere zwischen den vier Wänden.



Das Zimmer war abgebraucht; es schien, daß man es schon unendlich oft abgetreten hatte. Der Teppich ließ von der Tür bis zum Fenster den Knüpfstrick sehen; er war Tag für Tag von einer Menge Menschen abgewetzt worden. Die Wandverkleidung war in der Höhe der Hände ausgehöhlt, hinfällig und verdorben, und der Marmor des Kamins hatte sich an den Ecken abgeschliffen. Bei der Berührung mit den Menschen verlöschten die Dinge mit einer verzweifelnden Langsamkeit.

Die Dinge werden auch dunkler. Nach und nach ist

die Zimmerdecke düsterer geworden wie ein Gewitterhimmel. Auf der weißlichen Türverkleidung und der rosafarbenen Tapete haben sich die am meisten betasteten Stellen geschwärzt; schwarz sind auch schon die Türklinke und das übermalte Schlüsselloch am Wandschrank rechts neben dem Fenster; schwarz ist die Mauer auch dort, wo man die Vorhänge aufzieht. Hier ist eine ganze Menschheit wie Rauchschwaden vorübergestapft, und nur die Fensteröffnung ist weiß.

Und ich? Ich bin ein Mensch wie die anderen; ebenso wie dieser Abend ein Abend ist wie die anderen.

Seit heute morgen reise ich; die Hast, die Scherereien, die Gepäckbeförderung, die Fahrt im Zuge, der Atem der mannigfachen Städte — — —

Da steht ein Sessel; ich werfe mich hinein, alles wird ruhiger und sanfter.

Diese endgültige Reise von der Provinz nach Paris ist für mein Leben ein hochwichtiger Abschnitt. Ich habe eine Stellung in einem Bankhause gefunden. Meine Lebensstage werden sich ändern. Wegen dieser Veränderung entreiße ich mich heute abend dem Strome meiner sonstigen Gedanken, und ich denke nur an mich.

Ich bin dreißig Jahre alt, schon am Ersten des nächsten Monats. Zehn oder zwanzig Jahre ist es her, da habe ich Vater und Mutter verloren. Das Ereignis liegt so fern, daß es mir unbedeutend vorkommt. Ich habe mich nicht verheiratet; ich habe keine Kinder, und ich werde keine Kinder haben. Es gibt Augenblicke, in denen sich mir dieser Gedanke beunruhigend aufdrängt, daß mit mir ein Geschlecht aussterben wird, das seit Menschengedenken existiert hat.

Bin ich glücklich? Ja, ich verspüre weder Trauer noch Reue, auch keine Verwirrung besonderer Begierden; also bin ich glücklich. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit her, daß ich Erleuchtungen des Gefühls hatte, sanfte mystische Erregungen und eine krankhafte Liebe mich einzuschließen, um Aug in Aug mit meiner Vergangenheit zu bleiben. Ich maß mir eine ungewöhnliche Wichtigkeit bei; ich konnte sogar glauben, daß ich mehr

als ein anderer Mensch wäre! Aber alles das ist langsam von der nichtigen Wirklichkeit des Alltagslebens fortgeschwemmt worden.



Und jetzt bin ich hier.

Ich beuge mich aus dem Sessel, um dem Spiegel näher zu kommen, und ich mustere mich mit Aufmerksamkeit: Ich bin eher klein von Gestalt, mein Gesicht ist verschlossen, obwohl ich zuzeiten stark aus mir heraustreten kann. Meine Kleidung ist sehr sorgsam, an meinem äußerem Menschen gibt es nichts zu tadeln, nichts zu mäkeln.

Ich prüfe aus der Nähe meine Augen, sie sind grünlich; man sagt im allgemeinen, aus einer unerklärlichen Täuschung heraus, daß sie schwarz sind.

Ganz durcheinander glaube ich an vielerlei Dinge; vor allem an die Existenz Gottes, wenn auch nicht an die Dogmen der Religion. Die Religion bietet immerhin für die Armen und für die Frauen ihren Nutzen dar, denn Arme und Frauen haben ein Gehirn, das minderwertiger ist als das Gehirn der übrigen Menschen.

Philosophische Diskussionen, ich glaube, daß sie vollkommen überflüssig sind. Man kann nichts mit Bestimmtheit fassen, man kann nichts in der Wahrheit ansiedeln. Die Wahrheit, was will denn das bedeuten?

Ich habe das Gefühl für das Gute und für das Böse; niemals würde ich etwas Unzartes begehen, selbst dann nicht, wenn ich der Straflosigkeit gewiß wäre. Ich könnte in keiner, auch nicht in der geringfügigsten Sache, irgendeine Ausschweifung gutheißen. Wäre jedermann wie ich, alles würde gut gehen auf der Welt.



Es ist schon spät, heut' werde ich nichts mehr tun. Da sitz ich nun vor dem Spiegelglas in dem Dämmerlicht, und ich nehme in all dem Kreise, der allmählich in Halbdunkel eingetaucht wird, die Form meiner Stirn und das Rund meines Gesichtes wahr. Und ich entdecke unter der zuckenden Wimper meinen Blick, der die Un-

gewißheit und die Finsternis meiner Seele umschließt, meinen Blick, mit dem ich in mein Inneres vordringe wie in das Innere eines Grabgewölbes.

Die Müdigkeit, das trübe Wetter (ich höre das Regnen fallen in der Abendluft), der Schatten, der meine Einsamkeit vergrößert und mich selber trotz all meines Gegenwillens aufschwemmt, und dann irgend etwas anderes, ich weiß nicht was, traurig macht mich das alles. Das quält mich, traurig zu sein. Ich schüttle mich. Was ist denn los? Nichts ist los. Ich *allein* bin da.



Im Leben stehe ich nicht so allein da, wie ich heute abend dastehe. Die Liebe hat für mich die Gestalt und die Bewegungen meiner kleinen Josette angenommen. Lange ist es schon her, daß wir zusammen sind; lang ist's schon her, daß ich sie dort in Tours, in dem Modengeschäft, wo sie arbeitete, sah, wie sie mir mit einer seltsamen Nachhaltigkeit zulächelte. Da habe ich sie beim Kopf genommen und auf den Mund geküßt, und plötzlich habe ich gemerkt, daß ich sie liebte.

Jetzt erinnere ich mich nicht mehr deutlich an das merkwürdige Glück, das wir empfanden, wenn wir uns auskleideten. Aber es gibt doch Augenblicke, in denen ich sie ebenso toll begehre wie beim erstenmal; besonders wenn sie nicht da ist. Ist sie da, da gibt es Augenblicke, in denen sie mich anekelt. Im Grunde sind das aber alles geschlechtliche Aufwallungen, um die man etwas Gefühlsseligkeit herumwirkt.

In den Ferien werden wir uns zu Hause wiederfinden. Die Tage, an denen wir uns vor unserem Tode wiedersehen werden, wir könnten sie zählen, wenn wir den Mut dazu hätten.

Der Tod! Der Gedanke an den Tod ist sicherlich der bedeutsamste von allen Gedanken.

Ich werde eines Tages sterben. Habe ich jemals daran gedacht? Ich schürfe in meinen Gedanken nach. Nein, ich habe niemals daran gedacht, ich kann es nicht. Man kann seinem Schicksal nicht ins Auge sehen, ebensowenig

wie der Sonne, und dennoch, graufarben ist das Schicksal nur.

Und der Abend bricht herein, wie alle übrigen Abende kommen werden, bis zu dem letzten Abend, dessen Macht allzugroß sein wird.



Aber da, da habe ich mich plötzlich aufgerichtet. Ich wanke, gewaltig schlägt mein Herz, wie in einem Flügel-schlage. — — —

Was denn? Unten auf der Straße erschallt ein Trompetenton, eine Jagdweise. Sicherlich hat dort irgendein Bereiter aus einem herrschaftlichen Haus an irgendeinem Schenktische die Backen aufgeblasen und den Mund aufgeplustert, und er bläst eine wilde Melodie, und er bläst und trampelt seine ganze Gesellschaft nieder.

Aber es ist nicht nur das, diese Fanfare, die in den Steinquadern der Stadt widertönt. — Als ich noch ein Kind war, da habe ich auf dem Lande oft diese Weise aus der Ferne gehört, auf den Wald- und auf den Gutswegen. Es war dieselbe Weise, genau die gleiche Weise. Wie alles das so ähnlich sein kann untereinander!

Und gegen meinen Willen hat sich meine Hand plötzlich mit einer langsamen und zitternden Bewegung auf mein Herz gelegt.

Einstmals — — heute — — mein Leben — — mein Herz — — ich! An alles das denke ich plötzlich, ohne Ursache, als wenn ich verrückt geworden wäre.



Seit dem Einstmals — all die Zeit über — was habe ich seitdem getan? Nichts, und ich bin schon auf der abschüssigen Linie. Ach, weil dieser Musikhall in mir die Vergangenheit aufgeweckt hat, bedünkt es mich, daß es mit mir schon zu Ende geht, und daß ich niemals gelebt habe; und ich sehne mich nach einem verlorenen Paradiese. Aber ich werde gut betteln haben, aber ich werde gut haben, mich im Aufruhr aufzurecken; für mich würde es nichts mehr geben. Fortan werde ich weder glücklich sein, noch unglücklich. Ich werde nicht auf-

erstehen können. Ich werde alt werden, ebenso ruhig wie ich jetzt in diesem Zimmer bin, in dem so viele Wesen ihre Spur hinterlassen haben, in dem kein Wesen seine eigene Spur hinterlassen hat.

Dieses Zimmer, bei jedem Schritte findet man es wieder. Es ist das Zimmer, das jeglichem Menschen gehört. Man glaubt, daß es verschlossen ist, doch nein: es steht offen für alle vier Winde, die aus dem Weltraume wehen. Das Zimmer liegt verloren mitten in der Menge aller übrigen Zimmer, die ihm gleichen, verloren wie das Licht am Himmel, verloren wie ein Tag in der Tage Ewigkeit, verloren wie ich selber mitten in dem All verloren bin.

Ich, ich! Ich sehe nichts mehr als die Fahlheit meines Gesichtes, in dem die tiefen Augenhöhlen liegen; ich sehe nur mein Gesicht, das in den Abend eingebettet ist, und meinen Mund, der von Schweigen erfüllt ist, und der mich sanft aber sicher ausliefert an das Nichts.

Ich stütze mich auf den Ellenbogen wie auf einen Flügelstumpf, ich wünsche, daß mir irgend etwas Unendlichkeitumwobenes begegne!



Ich habe kein Genie, keine Mission zu erfüllen, kein großes Herz zu verschenken, ich habe nichts, und ich darf mir kein besonderes Verdienst zuschreiben. Aber ich möchte trotzdem, daß mir irgendwelche Belohnung gespendet werde. — —

Liebe; ich träume eine unerhörte, einzige Freuden-erhebung in Gesellschaft einer Frau, von der ich bisher getrennt gewesen bin, und um derentwillen ich bisher all meine Zeit vergeudet habe. Ihre Züge sehe ich nicht, doch ich stelle mir ihren Schatten vor, wie er neben dem meinigen weilt, wenn wir hinwandeln auf der Weg-straße.

Etwas Unendliches und etwas Neuartiges! Eine Reise, eine außergewöhnliche Reise, in die ich mich hineinstürzen könnte, durch die ich mannigfaltiger werden könnte. Erst die Abreise, umrauscht von Luxus und Geschäftigkeit, mitten im Herumhasten des Gesindes,

dann das sachte Hinstrecken im Eisenbahnwagen, der mit all seiner Kraft donnergleich dahinrollt, und dann weiter durch Landschaften, die aufgeblättert werden, und durch die Städtebereiche, die plötzlich wie der Wind ins Mächtige hinauswachsen.

Schiffe, Schiffsmasten, Kommandorufe in barbarischen Sprachen, Ankern an goldumsäumten Meeresufern, dann seltsame, exotische Gesichte im Sonnenbrand, die sich alle schwindelhaft ähnlich sind, dann Monumente, von denen man nur die Abbilder gekannt hat, und die nun, mithelfend bei all dem stolzen Walten dieser Reise, zu uns gekommen sind.

Mein Gehirn ist leer; ausgedörrt ist mein Herz, ich habe niemanden, der mich umgibt; ich habe niemals etwas gefunden, nicht einmal einen Freund; ich bin ein armer Kerl, der für einen Tag auf dem Boden eines Gastzimmers gestrandet ist, das jedermann betreten kann, das jedermann verlassen kann. Gestrandet bin ich in einem flüchtig eingerichteten herrenlosen Zimmer, und dennoch, nach irgend etwas Lichtumflossenen begehrte ich wohl.

Das Lichtumflossene müßte meinem Wesen eingemengt sein wie eine erstaunliche und merkwürdige Wunde, die ich spüren dürfte, und jedermann sollte davon reden. Ich wünschte um mich eine Menschenmasse, und ich wollte der Erste darin sein. Von meinem Namen wollte ich beifällig umrauscht werden wie von einem ganz neuartigen Schrei, der zum Himmelsantlitz aufrauscht.

Aber ich spüre es, wie meine Größe zurückschnellt. Meine kindische Einbildung spielt umsonst mit diesen maßlosen Einbildungen. Nichts gibt es für mich. Was es gibt, das bin nur *ich*, ich, ausgemergelt durch den Abend, ich, der ich aufkreische wie ein Schrei.

Die Dämmerstunde hat mich fast blind gemacht, in dem Spiegelglas errate ich mich eher, als daß ich mich klar sehe. Ich sehe nur meine Schwäche und meine Gefangenschaft. Ich strebe vorwärts, dem Fenster zu. An meinen Händen sind die Finger krampfhaft gespannt, denn meine Hände tragen an sich den Anblick der zer-

rissenen und zerzerzten Dinge. Von meinem Schattenwinkel aus erhebe ich das Gesicht bis zum Himmel. Ich kippe hintenüber und stütze mich auf das Bett, auf diesen großen Gegenstand, der eine verschwimmende Gestalt angenommen hat wie ein Totenkörper. Herr Gott im Himmel, ich bin verloren, Herr Gott im Himmel, hab' Mitleid mit mir! Ich glaubte mich der Weisheit voll, ich glaubte mich zufrieden mit meinem Schicksal; ich rühmte mich, daß ich frei wäre vom Instinkt des Raubes; ach, das ist nicht wahr, wollte ich doch alles an mich reißen, was nicht zu meinem Eigentum gehört!



II.

Die Jagdhornmusik hat seit langem aufgehört. Die Straße und die Häuser, stille sind sie geworden. Stille. Ich streiche mit der Hand über die Stirn. Dieser Anfall von Verweichlichung ist vorüber. Desto besser. Durch ein Aufgebot von Willenskraft gewinne ich mein Gleichgewicht wieder. Ich setze mich am Tisch nieder und ziehe aus meiner Tasche Papiere hervor, die es zu lesen und zu ordnen gilt.

Etwas stachelt mich auf. Ich werde ein wenig Geld verdienen. Ich werde etwas Geld meiner alten Tante schicken können, die mich auferzogen hat, und die mich nun immer nachmittags erwartet, wenn sie in dem niederen Zimmer dasitzt und das Geräusch ihrer Nähmaschine eintönig und tödlich wie das Ticken einer Uhr dahirrasselt. Erwarten wird sie mich am Abend, wenn neben ihr die Lampe brennt, die, ich weiß nicht warum, ihr selber ähnlich ist.

Die Papiere, sie enthalten den Entwurf zu der Eingabe, die ein Urteil über meine Fähigkeiten schaffen und meine Aufnahme in das Bankhaus Berton endgültig machen soll. — — — Herr Berton ist der Mann, der alles für mich vermag, und der nur ein Wort zu sprechen hat, Herr Berton ist der Gott meines gegenwärtigen Lebens.

Ich mache mich daran, die Lampe anzuzünden. Ich reiße ein Zündholz an. Der Phosphor zündet nicht und schält sich ab, das Zündholz zerbricht, ich werfe es weg und werde ein wenig müde und warte. — —

Dann höre ich einen Gesang, der nahe meinem Ohr gesummt wird.

Es scheint mir, daß irgend jemand über meine Schulter gebeugt ist und für mich singt, für mich ganz allein und vertraut.

Ach, es ist nur eine Halluzination! Mein Gehirn ist natürlich krank, es ist die Strafe dafür, daß ich vorhin zu viel nachgedacht habe. Ich halte mich mit gekrampften Händen am Tischrande fest und springe auf, und bin durch den Eindruck von irgend etwas Übernatürlichem zerschmettert. Aufmerksam und argwöhnisch wittre ich dem Zufall nach, und meine Augenwimpern flirren.

Das singende Gesumme ist immerzu da. Ich werde es nicht los. Der Kopf dreht sich mir. — — Das Gesumme kommt vom Zimmer nebenan. Warum ist es so deutlich, so seltsam nahe, warum berührt es mich so stark? Ich studiere die Mauer, die mich von dem Nachbarzimmer trennt, und ich ersticke einen Schrei der Überraschung.

Oben an der Zimmerdecke und unterhalb der blinden Tür ist ein schwingendes Licht sichtbar. Von diesem Sterne fällt der Singsang hernieder.

Die Wand ist dort durchlöchert, und durch dieses Loch dringt das Licht des Nachbarzimmers in die Dunkelheit meiner eigenen Stube hinein.

Ich steige aufs Bett. Ich recke mich auf und drücke die Hände gegen das Mauerwerk. Jetzt erreiche ich das Loch mit dem Gesicht. Ein verfaultes Holzstück, zwei Ziegel, die auseinandergeklafft sind, Mauerputz, der sich losgelöst hat, vor meinen Augen liegt eine Öffnung, die breit ist wie meine Hand, aber wegen der unteren Wandverkleidung unsichtbar bleibt. — — Ich spähe hindurch — — ich sehe — — das Nachbarzimmer bietet sich mir dar. Ganz nackt bietet es sich mir dar.

Nun dehnt sich das Zimmer vor mir aus, dieses Zimmer, das mir nicht gehört. Die Stimme, die gesungen hat, ist verschwunden, und nach diesem Weggleiten ist die Tür offen geblieben; noch regt sie sich beinahe. Im Nachbarzimmer nichts als eine brennende Kerze, die auf dem Kamin zittert.

In der Ferne ist der Tisch wie eine Insel; die bläulichen und rötlichen Möbel erscheinen wie verschwim-

mende Organe, die irgendwie im Dunklen leben und irgendwo ausgestreut sind.

Ich betrachte den Schrank, das blinkende geradgerichtete Liniengewirr daran und die Füße, die im Schatten stehen. Ich betrachte die Zimmerdecke und den Widerschein der Decke im Spiegelglas und die fahle Fensteröffnung, die sich zum Himmel hin wie ein Gesicht abzeichnet.

Ich bin in mein Zimmer zurückgekehrt, wie wenn ich in Wirklichkeit das Nachbarzimmer verlassen hätte. Erstaunt bin ich zuerst, all meine Gedanken sind durcheinander, ich vergesse sogar, wo ich bin.

Ich setze mich auf das Bett nieder, und ich denke mit Haß nach, und ich zittere ein wenig, denn die Zukunft bedrückt mich. — — Ich beherrsche und besitze dieses Nachbarzimmer. — — Mein Blick dringt darin ein. Ich weile im Innern des Nachbarzimmers. Alle Menschen, die dort weilen werden, sie werden dort mit *mir* weilen, aber sie werden es nicht wissen. In dieses Gastzimmer werden viele Menschen eintreten, und sie werden dort ihr Wesen leben. Und *ich* werde sie sehen, ich werde sie hören, ich werde mit ihnen sein, ganz, als wenn die Tür offen stände! Ich halte mich nicht mit dem Gedanken der Entweihung auf; das Schauspiel vom Menschenwesen, das dort zwischen den Mauern des Nachbarzimmers eingeschlossen ist, scheint mir plötzlich viel zu sehr des Begehrens würdig, als daß ich darauf verzichten könnte. Ich warte, und schon brauche ich dieses Schauspiel.



Einen Augenblick später habe ich wiederum das Gesicht mit einem langen Erschauern zu dem Mauerloch hingewendet, und ich habe von neuem hindurchgesehen.

Die Kerze ist erloschen, aber jemand ist im Raume. Es ist das Dienstmädchen. Sie ist zweifellos gekommen, um das Zimmer in Ordnung zu bringen, und nun macht sie einen Augenblick Pause.

Sie ist allein. Sie ist mir ganz nahe. Und doch sehe ich das lebende Wesen, das da herumrumort, nicht sehr

deutlich; vielleicht bin ich geblendet, weil ich es so wirklich sehe: die dunkelblaue Schürze des Mädchens, die von einer nachtdunklen Farbe ist, und die vor ihr niederfällt wie ein Abenddämmern, die weißen Handknöchel und die Hände dann, die von der Arbeit nachgedunkelt sind. Unbestimmt ist ihr Gesicht, irgendwie umwelts und dennoch einprägsam. Ihr Auge ist verborgen, und dennoch leuchtet es. Ihre Wangenknochen sitzen hervor, auf ihrem Kopf leuchtet ein Flechtengewinde gleich einer Krone.

Eben habe ich es auf dem Flur bemerkt, dieses Mädchen, das hockend den Boden aufwischte, und das Gesicht, das rotflammend auf ihren Händen lag. Wegen ihrer schwarzen Hände und wegen der staubigen Beschäftigungen, mit denen sie verknäuelte und verwickelt ist, habe ich sie eben abstoßend gefunden. — — Ich habe sie auch in einem Gang bemerkt; sie ging vor mir schwerfällig und mit zerzaustem Haar, und sie zog hinter sich die Furche eines faden Dunstes, der von ihrer ganzen Persönlichkeit ausströmte, und der, wie man merkte, grau und zusammengeballt, in ein schmutziges Wäschebündel eingebettet war.

Und jetzt werde ich ihrer wieder gewahr. Der Abend hebt von ihr sachte die Häßlichkeit ab, er verlöscht das Elend und den Abscheu. Gegen meinen Willen verwandelt er den Staub in Schatten, als wenn ein Fluch in einen Segen umgewandelt würde. Und von ihr bleibt nur ein Farbschimmer, ein Dunst, ein Gestaltenumriß, nicht einmal ein Aufzittern oder ein Schlagen ihres Herzens. Von ihr bleibt nur die sichtbare Wirklichkeit ihres Wesens.

Sie ist allein. Unerhörtes Geschehnis, mit etwas Göttlichkeit umwittert, sie ist wirklich allein. Sie ist in dieser Unbescholtenheit und in dieser vollkommenen Reinheit: in der Einsamkeit ist sie.

Ich aber vergewaltige ihre Einsamkeit mit den Augen, und sie weiß es nicht, und darum ist sie nicht vergewaltigt.

Sie geht zum Fenster hin, in ihren Augen wird es hell, sie schwenkt die Hände, dunkelblau ist ihre Schürze.

Ihr Gesicht und ihr Oberkörper sind auch erhellt; es scheint, daß sie mitten im Himmelslicht steht. Sie setzt sich auf dem geräumigen, niedrigen, dunkelroten Sofa nieder, das den Raum am Fenster einnimmt. Der Besen steht neben ihr, der Wischlappen ist zu ihren Füßen schlaff niedergefallen.

Sie zieht aus der Tasche einen Brief und liest ihn. Dieser Brief ist in der Dämmerung der hellste Gegenstand, den man sich denken kann. Das Doppelblatt bewegt sich zwischen ihren Fingern, die den Brief vorsichtig umspannen wie eine Taube, die im Raume regiert. Sie nähert den Brief ihrem zitternden Munde und küßt ihn. Von wem ist dieser Brief? Nicht von ihrer Familie. Ist ein Mädchen Frau geworden, so bewahrt sie nicht genug Kindesliebe, um einen Elternbrief zu küssen. Schreibt ihr ein Geliebter, ein Verlobter? Ja, ich kenne den Namen des Geliebten nicht, den vielleicht viele kennen, und ich nehme doch an ihrer Liebe teil, wie es noch kein Lebender getan hat. Aber diese einfache Bewegung des Kusses, der auf das Papier gedrückt wird, diese Bewegung, die in einem Zimmer grabdunkel verborgen wird, diese vom Schatten herausgeschälte und herausgeschöpfte Bewegung birgt etwas Erhabenes und etwas Erschreckendes in sich.

Sie ist aufgestanden und ganz nahe an das Fenster gegangen, in ihrer grauen Hand liegt der gefaltete, weiße Brief.

Immer dichter wird der Abend, und es bedünkt mich, daß ich nicht das Alter des Mädchens weiß und auch nicht ihren Namen, weder die Arbeit, die sie zufällig hienieden verrichtet, noch sonst etwas von ihr — nichts, nichts. — Sie blickt zur fahlen Unendlichkeit empor, die auf ihr lastet. Ihre Augen glänzen. Man möchte meinen, daß ihre Augen weinen, aber nein, sie strömen nur vor Helligkeit über. Ihre Augen ziehen das Licht nicht aus ihrer eigenen Leuchtkraft. Sie sind nur da, wie das Weltlicht überhaupt. Das Mädchen wäre ein Engel, wenn die Wirklichkeit auf Erden erblühen könnte. Sie hat aufgesuft und ist langsam zur Tür zurückgegangen. Wieder

ist die Tür verschlossen wie irgend etwas, das versunken ist.

Das Mädchen ist fortgegangen, ohne etwas anderes getan zu haben, als nur den Brief zu lesen und zu küssen.



Ich bin in meinen Winkel zurückgekehrt und einsamer, viel einsamer als vorher. Die Einfachheit dieses Erlebnisses hat mich wie mit einer Gottesunruhe aufgestört. Und doch war dieses Wesen da nichts anderes als nur ein Menschenwesen wie ich: Also ist nichts sanfter und nichts stärker, als die Nähe eines Menschenwesens, welcher Art es auch immer sei.

Diese Frau fesselt meine lebendigen Gedanken, an meinem Herzen nimmt sie teil. Wie, warum? Ich weiß nicht. — — Aber welche Bedeutsamkeit hat sie vor mir gewonnen! — — Nein, nicht durch die Kraft ihrer selbst; ich kenne sie ja nicht, und ich Sorge mich auch nicht darum, sie zu kennen; nur durch die Wichtigkeit ihres Lebens überhaupt, die aufgehell wurde für einen Augenblick, nur durch das Beispiel, das sie gespendet hatte, nur durch die Furche, die von ihres Wesens Anwesenheit ausgestreut wurde, nur durch das wirkliche Geräusch ihrer Schritte.

Es bedünkt mich, daß der übernatürliche Traum, den ich eben geträumt hatte, erfüllt ist. Es scheint, daß geschehen ist, was ich eben Unendlichkeit genannt hatte. Ist nicht das, was diese Frau, ohne es zu wissen, beim tiefbewegenden Vorüberhuschen und bei der Enthüllung ihres Kusses meinen Augen dargeboten hat, die Art Schönheit, die in der Welt regiert, und deren Widerschein die Menschen mit Herrlichkeit bedeckt?



Die Essensglocke hat durchs Haus geklungen. Die Erinnerung an die alltägliche Wirklichkeit und die gewöhnlichen Beschäftigungen ändert den Gang meiner Gedanken augenblicklich. Ich mache mich fertig, um zu Tisch hinunterzugehen. Ich lege eine bunte Weste an

und einen dunklen Rock. Ich stecke eine Perle in die Krawatte. Aber bald halte ich wieder an und spanne das Ohr nach dem Nebenzimmer in die Weite hinaus. Denn ich hoffe, noch ein Geräusch von Schritten zu vernehmen oder irgendeine Menschenstimme. Während ich die nötigen Griffe des Ankleidens ausführe, gerate ich immer mehr in den Zwang dieses großen Ereignisses hinein, das für mich diese Erscheinung bedeutet.

Ich bin unter die Leute hinabgestiegen, die mit mir zusammen das Haus bewohnen. Im Eßzimmer, das kastanienfarben und golden ausgestattet und von Licht durchflutet ist, setze ich mich am Tische nieder. Es herrscht ein großes Durcheinander und Gefunkel, es herrscht das große leere Hin- und Herhasten, bevor man sich zum Essen niederläßt. Viele Leute sind da, und sie nehmen mit der Behutsamkeit wohlzogener Menschen Platz. Lächeln überall, Stühlerücken, hier und da zerstreute Worte, Stimmen, die sich suchen und wieder Berührung nehmen, Stücke von Gesprächen. — — Dann nistet sich die regelmäßige und steigende Musik des Tellerklirrens und des Klapperns von Messern und Gabeln ein.

Meine beiden Nachbarn plaudern jeder für sich. Ich höre ihr Murmeln, das mich absondert. Ich hebe die Augen auf. Vor mir zeichnen sich über dem blendend weißen Tischtuch die leuchtenden Stirnen ab, die blinkenden Augen, die Krawatten, die Blusen, die geschäftigen Hände. Alle diese Dinge ziehen meine Aufmerksamkeit an, und sie stoßen sie gleichzeitig ab.

Ich weiß nicht, was diese Leute denken, ich weiß nicht, was sie sind; sie verstecken sich voreinander, sie nehmen sich voreinander in acht; an ihrer Helligkeit und an ihren Stirnen stoße ich mich wie an Schranken. Armbänder, Halsketten, Ringe. — — Das funkelnde Bewegen der Schmuckstücke entführt mich ebensofern, als wenn es die Gestirne tun würden. Ein junges Mädchen blickt mich mit ihren blauen und schwimmenden Augen an. Was vermag ich gegen diese Art von Saphir? Man spricht, aber dieses Geräusch überläßt jeden sich selber, und es

betäubt mich, wie das Licht mich vorher geblendet hatte. Und trotzdem haben sich diese Leute zeitweise enthüllt, als wenn sie allein wären; denn sie haben beim Zufall der Unterhaltung an Dinge gedacht, die ihnen am Herzen lagen. Ich habe diese Urwahrheit erkannt, und ich bin erleichtert in der Erinnerung daran.

Man hat vom Geld gesprochen. Die Unterhaltung hat sich auf diesen Gegenstand ausgebreitet, und die Gesellschaft ist wie von einem Ideal gestreift und erregt worden. Aus den Blicken ist ein Traum des Besitzergreifens und des Erraffens durchgeschimmert, wie aus einem Wassergrunde. Ebenso, wie vorhin noch, als ein wenig angebeteter Anbetung in den Augen des Dienstmädchens aufgeblitzt war, das sich allein gefühlt hatte, unendlich stille und losgelöst.

Man hat die Erinnerung an Kriegshelden heraufbeschworen. Mancher Mann bei Tisch hat gedacht: Und ich! Und er ist fieberisch geworden, und er hat gezeigt, was er dachte, trotzdem seine Gedanken in lächerlichem Mißverhältnis zur Sklaverei seiner sozialen Stellung standen. Das Gesicht eines jungen Mädchens schien mir wie überblendet. Sie hatte nicht einen Seufzer der Begeisterung unterdrückt, sie war unter der Wirkung eines rätselhaften Gedankens errötet.

Ich habe das Zuströmen der Blutwelle auf ihrem Gesicht gesehen. Das Aufstrahlen ihres Herzens habe ich gesehen.

Man hat über die Erscheinungen des Okkultismus und über das Jenseits diskutiert. „Wer weiß!“ hat man gesagt; dann hat man vom Tode gesprochen. Während man vom Tode sprach, haben zwei Gäste, ein Herr und eine Dame, die keinen Laut zueinander redeten, und die sich nicht zu kennen schienen, einen Blick über den Tisch hin ausgetauscht, und ich habe diesen Blick überrascht. Da aber habe ich an dem gleichzeitigen Augenaufsprühen dieser beiden Menschenkinder, die unter dem Griff des Todesgedankens standen, begriffen, daß sie sich liebten, und daß sie einander im Grunde ihrer Lebensnächte gehörten.



Die Mahlzeit war zu Ende, die jungen Leute waren zum Salon hinübergewandert.

Ein Advokat erzählte seinen Nachbarn einen Fall, den man im Laufe des Tages abgeurteilt hatte. Wegen des Gegenstandes drückte er sich mit Zurückhaltung, fast mit vertraulichem Zögern aus. Es handelte sich um einen Mann, der ein kleines Mädchen erdrosselt und gleichzeitig vergewaltigt hatte. Damit man die Schreie des winzigen Opfers nicht höre, hatte der Mörder dröhnend gesungen.

Bei der Verhandlung hatte die Bestie erklärt: „Man würde sie doch gehört haben, so sehr hat sie geschrien, aber zum Glück ist sie noch ganz jung gewesen.“

Nacheinander sind alle Redenden still geworden; jeder lauscht, wenn es auch nicht so aussieht, und die Fernstehenden möchten bis zu dem Sprechenden vordringen. Rings um diese Erscheinung, die da aufgetaucht ist, rings um diesen entsetzlichen Ausbruch unserer schüchternen, versteckten Menscheninstinkte hat sich das Schweigen ausgebreitet, und doch gleicht es einem ungeheuren Rauschen, das in den Seelen rumort.

Dann höre ich das Lachen einer anständigen Dame. Es ist ein trockenes und brüchiges Lachen, das *sie* vielleicht für unschuldig hält; aber das Gelächter liebkost und übersprüht die Dame ganz und gar. Es ist der Ausbruch eines Lachens, das unförmige instinktmäßige Schreie gestaltet. Fast wie ein Ausstrom ihrer ganzen Körperlichkeit ist es. — —

Sie schweigt, und verschlossen ist ihr Inneres wiederum. Und der Sprecher fährt fort, auf diese Leute das Bekenntnis des Ungeheuers hinzuschmettern, und seine Stimme ist ruhig und ihrer Wirkungen gewiß: „Sie hatte ein zähes Leben, und sie schrie, schrie! Ich war gezwungen, sie mit einem Küchenmesser abzustechen.“

Eine Mutter, die ihr Kindlein neben sich hat, hat sich halb hochgerichtet, aber sie kann nicht fortgehen. Sie setzt sich wieder und beugt sich vorwärts, um das Kind zu verdecken. Beim Zuhören empfindet sie gleichzeitig Lust und Abscheu.

Eine andere Dame bleibt unbeweglich, und sie beugt nur das Gesicht vor. Aber ihr Mund ist verschlossen, wie wenn sie sich mit tragischer Gebärde verteidigte, und ich habe beinahe unter der irdischen Gestalt ihres Gesichtes, einer Inschrift gleich, ein irres Märtyrerlächeln wahrgenommen.

Und die Männer! Diesen Herrn dort, der sonst so sanft und schlicht ist, ich habe ihn deutlich röcheln gehört. Der andere spricht mit großer Mühe zu seiner Nachbarin von diesen und jenen Dingen, und sein Gesicht bleibt gleichgültig und bürgerlich dabei. Aber er mustert sie mit einem Blick, der bis zu ihrem Fleische vordringen möchte und weiter noch. Ein Blick ist es, stärker als er selbst, und er schämt sich dieses Blickes, dessen Auffunkeln ihm die Augen zudrückt, und dessen Gewicht ihn zermalmt. Und der andere dort, ich habe auch seinen enthüllten Blick gesehen und seinen zitternden Mund, der sich halb aufschloß! Ich habe dieses Aufknattern im Räderwerke der Menschenmaschine überrascht und das zuckende Schlagen der Zähne, die sich nach der frischen Körperlichkeit und dem Blutstrom des anderen Geschlechtes sehnten. Und sie alle verbündeten sich gegen die Menschbestie in einem Konzert allzu großer, allzu großspuriger Verwünschungen.

So haben sie eine Sekunde lang nicht gelogen; sie haben beinahe ihre tiefste Beichte bloßgelegt, ohne es vielleicht zu wissen und selbst ohne zu wissen, was sie gebeichtet haben. Sie sind fast sie selber gewesen. Wunsch und Begierde haben sich aufgebaut. Vorübergeweht ist der Widerschein von Wunsch und Begierde, und man hat gesehen, was im Schweigen lebte, und was von den Lippen eingesiegelt gehalten worden ist.

Das ist es. Dieser Gedanke ist es, diese Gestalt von einem lebenden Gespenst, was ich ausspähen will. Ich springe auf, emporgeschnellt durch die hastende Sehnsucht nach der Entschleierung aller Aufrichtigkeit im Menschen, in Männern und in Weibern. *Das will ich sehen;* denn es ist schön wie ein Meisterwerk, trotz seiner Häßlichkeit. Und von neuem kehre ich in mein Zimmer

zurück, und ich öffne die Arme und lehne mich an die Mauer, als wenn ich sie umarmen wollte, und ich bespähle die Heiligkeit des Nebenzimmers.

Da liegt es nun zu meinen Füßen. Selbst in seiner Leere ist es von größerem Leben erfüllt als die Menschen, die man streift, und in deren Mitte man lebt, als die Menschen, die verlöschen müssen in der Unermeßlichkeit ihrer Menge und vergessen werden, als die Menschen, die ihre Stimme nur zum Lügen haben und ihr Gesicht nur, um sich zu verbergen.



III.

Nacht, vollständige Nacht. Der sammeldichte Schatten beugt sich von allen Richtungen über mich. Alles rings um mich ist in Finsternis aufgelöst. Mitten in diesem Duster habe ich mich auf meinen Tisch gestützt, den die Lampe erhellt. Ich habe mich dort zur Arbeit niedergelassen, aber in Wirklichkeit habe ich nichts anderes zu tun, als zu horchen.



Eben habe ich in das Zimmer hineingespäht. Niemand ist dort, aber sicher ist es, irgend jemand wird kommen.

Irgend jemand wird kommen, vielleicht heute abend, vielleicht an einem anderen Tage. Bestimmung ist es, irgend jemand wird kommen, und dann werden ihm andere Geschöpfe nachfolgen. Immer andere. Ich warte, und es bedünkt mich, daß ich zu nichts anderem geschaffen bin, als nur zu diesem Geschäft.

Lange habe ich gewartet und nicht gewagt, mich auszurufen. Dann, sehr spät erst, als die Stille schon seit langem herrschte, und als es so lähmend auf mir lag, versuchte ich es, Ruhe zu finden. Von neuem habe ich mich an die Mauer geklammert. In Gebetsstellung habe ich meine Augen dort hinaufgesandt. Das Nebenzimmer war düster, es war weiter gemengt in das All ringsherum, in die Nacht ringsherum, in das Unbekannte ringsherum, in alle die Möglichkeiten ringsherum. Ich bin in mein Zimmer zurückgesunken.



Am nächsten Morgen habe ich das Nachbarzimmer in der Einfachheit des Tageslichts gesehen. Wie die Dämmerung sich ausbreitete darinnen, das habe ich

wahrgenommen. Langsam, langsam fing es an, aus den Trümmern aufzublühen und ans Licht emporzusteigen. Es ist angelegt und möbliert genau so wie *mein* Zimmer: mir gegenüber der Kamin, über dem der Spiegel hängt, rechts das Bett, links neben dem Fenster das Sofa. Stühle, Armsessel, der Tisch, der Schrank; die beiden Zimmer sind sich vollkommen gleich, aber das meinige hat aufgehört zu leben, und das andere soll erst aufleben.

Nach dem flüchtigen Frühstück kehre ich genau zur nämlichen Stelle zurück, die mich anzieht, zu dem Spalt in der Wand. Nichts, ich steige wieder hinunter.

Es ist schwül. Etwas Küchendunst hat sich sogar hier festgesetzt. Ich bleibe wieder in dieser großen, grenzenlosen Leere meines Zimmers stehen. Ich öffne meine Tür zur Hälfte, ich öffne sie ganz. Auf dem Flur sind die Zimmertüren braun gemalt, und auf Kupferplatten sind die Nummern eingraviert. Alles ist verschlossen. Ich mache einige Schritte. Sie sind das einzige, was ich vernehme, was ich zu laut vernehme in diesem Hause, das groß ist wie die Starrheit des Erdballs. Der Flur ist lang und schmal, die Mauer ist mit einem dunkelgrün gemusterten Rupfen bekleidet, an dem das Kupfer eines Gasarmes blinkt. Ich stütze mich aufs Treppengeländer. Ein Diensthote, der gleiche, der bei Tisch bedient, und der augenblicklich eine blaue Schürze trägt, und der sich sonst mit seinen unordentlichen Haaren der Aufmerksamkeit wenig einprägt, hüpfte die Treppe hinunter. Das Mädchen trägt Zeitungen unter dem Arm. Das Kindlein von Frau Lemercier kommt herauf, es hat die Hand sorgsam auf das Geländer gestützt und streckt den Hals vor wie ein Vögelein; und ich vergleiche seine winzigen Schritte den Bruchteilen enteilender Sekunden. Ein Herr und eine Dame kommen bei mir vorbei: sie unterbrechen ihre Unterhaltung, damit ich sie nicht hören soll, wie wenn sie mir das Almosen ihrer Gedanken verweigern wollten.

Diese leichten Ereignisse entschwinden wie die Auftritte einer Komödie, über die sich der Vorhang gesenkt hat.

Ich wandle durch den Nachmittag, der mir Herzweh

bringt. Ich habe den Eindruck, allein gegen alle zu stehen, während ich im Innern dieses Hauses herumstreife und doch außerhalb des wirklichen Hauses bleiben muß. Während meiner Wanderung durch den Flur ist eine Tür schnell zugeworfen worden, und sie hat das Lachen einer überrumpelten Frau abgeschnitten. Die Menschen flüchten sich und sie wehren sich. Ein Geräusch, das keinen Sinn hat, durchsickert die Verwirrung der Mauern: Das ist schlimmer als das Schweigen. Unter den Türen kriecht eine Lichtlinie hervor, aber sie ist zermalmt und so gut wie tot: Das ist schlimmer als der Schatten.

Ich steige die Treppe hinunter, ich trete in den Salon ein, wohin mich das Geräusch einer Unterhaltung lockt. Einige Herren sind dort; sie sitzen beisammen und reden irgendwelche Sätze, an die ich mich nicht mehr entsinne. Sie gehen hinaus. Ich bleibe wieder allein, und ich höre sie auf dem Flur weiterreden. Endlich sind ihre Stimmen verschwunden.

Dann tritt noch eine elegante Dame herein; sie ist von Seide umrauscht und von Blumen- und Wohlduft umgeben. Mit ihrem Wohlduft und ihrer Eleganz nimmt sie viel Platz ein. Die Dame beugt leicht ein schönes, langgeschnittenes Gesicht vor, das durch ein Auge von großer Sanftheit geziert ist. Aber ich sehe sie nicht gut, denn sie blickt mich nicht an. Sie setzt sich nieder, sie nimmt ein Buch und blättert darinnen, und die Seiten geben ihrem Gesicht einen Widerschein von Bleichheit und Nachdenklichkeit. Verstohlen prüfe ich ihren Busen, der sich hebt und senkt, und ihr unbewegliches Gesicht, das lebende Buch, das mit ihr verbündet ist. So hell ist ihre Gesichtsfarbe, daß ihr Mund fast düster erscheint. Ihre Schönheit macht mich traurig. Mit erhabenem Bedauern betrachte ich diese Unbekannte, von Fuß zu Kopf mustere ich sie. Sie aber liebkost mich mit ihrer Gegenwart. Eine Frau liebkost einen Mann immer, wenn sie ihm näherkommt und wenn sie allein ist; mögen sie auch sonst, wer weiß wie weit, voneinander getrennt sein. Zwischen Mann und Frau besteht immer ein beängstigender Anfang von Glück.

Aber sie geht weg. Es ist aus mit ihr. Es ist nichts geschehen, und dennoch, es ist aus. Alles das ist zu schlicht, zu stark, zu wahrhaftig.

☩ Diese sachte Verzweiflung, die ich vorher nicht empfunden hätte, beunruhigt mich. Seit gestern bin ich verändert. Das Menschenleben, die lebende Wahrhaftigkeit, ich kannte es, wie wir alle es kennen. Von Kindheit auf habe ich das Menschenleben durchgelebt. Jetzt glaube ich daran mit einer Art Entsetzen, jetzt, da es mir in göttlicher Gestalt erschienen ist.

⊕

Ich bin wieder in mein Zimmer hinaufgestiegen. Der Nachmittag schleppt sich ewig hin, und dennoch, der Abend kommt. Von meinem Fenster erblicke ich den Abend, wie er zum Himmel hinaufklimmt. Es ist ein sanftes Ansteigen, das man sieht und doch wieder nicht sieht. Und die Menschenmasse, die sich auf dem Pflaster der Straßen zerkrümelt und hinstiebt.

Die vorübergehenden Menschen kehren zu den Häusern zurück, denen ihre Gedanken gehören. Ich höre durch das Mauerwerk, wie sich mein Haus in der Ferne mit flüchtigen Gästen und mit schwachen Geräuschen anfüllt, *mein* Haus! Ein Geräusch ist auf der anderen Seite der Wand hörbar — — —

☩ Ich strecke mich gegen die Mauer, und ich blicke in das Nachbarzimmer hinein, das schon ganz dämmergrau ist. Eine Frau ist dort, in Dunkel ist sie gehüllt.

⊕

Sie steht da, an das Fenster gelehnt, ebenso wie ich mich eben an mein Fenster gelehnt hatte. Das ist zweifellos die ewige Haltung der Menschen, die allein in einem Zimmer weilen.

☩ Ich sehe sie schärfer und schärfer; je mehr sich meine Augen gewöhnen, desto bestimmter wirkt sie; es scheint mir, daß sie barmherzig ist und näherkommt.

☩ Sie trägt zu diesem Herbstbeginn eines von den hellen Kleidern, in denen die Frau selbst heller wird, solange

noch ein Sonnenstrahl leuchtet. Das verwelkte Lichtgesträhn am Fenster bedeckt sie mit einem fast verloschenen Widerschein. Ihr Kleid ist von der Farbe der ungeheuren Dämmerung, von der Farbe der Ewigkeit, genau so, wie es in den Feenmärchen erzählt wird. Ein Atem von Wohlduft und von Blumenduft strömt von der Frau zu mir, und an diesem Duft, der sie wie ein wirklicher Name auszeichnet, erkenne ich sie wieder. Es ist die junge Frau, die soeben neben mir gegessen hat und dann fortzog. Jetzt ist sie da, hinter der verschlossenen Tür, und sie ist meinen Blicken ausgeliefert. Ihre Lippen haben sich bewegt; ich weiß nicht, ob sie ganz leise zu sich spricht, oder ob sie vor sich hinsingt. Sie ist da neben der traurigen Fahlheit des Fensters, neben dem Abbild des Fensters drinnen im Spiegel, mitten in diesem unbestimmten Zimmer, das sich langsam entfernt. Darinnen steht sie nun mit ihren düsteren Augen und mit ihrer düsteren Körperwesenheit und mit der Helligkeit ihres Gesichtes, das so viel Blicke zeit ihres Lebens geliebkost haben.

Ihr weißer Hals, der so wundervoll kostbar ist, beugt sich vorwärts. Das Antlitz, das dem Fenster nahe ist, und die Stirn, die sie aufstützt, das taucht alles in den bläulichen Halbschatten hinein, wie wenn das Gedankenweben blaufarben wäre. Und ein schwacher Goldschein, der über der noch düsteren Masse ihrer Haare schwebt, zeigt, daß ihre Haare blond sind.

Ihr Mund ist dunkel, wie wenn er halb geöffnet wäre. Gleich einem Vogel ruht ihre Hand auf der himmelblauen Fensterscheibe. Ihre Bluse ist von einer zarten und doch leuchtenden Farbe, grün oder blau.

Ich weiß nichts von ihr, und sie ist mir so fern, als wenn uns Welten oder Jahrhunderte trennten, als wenn sie tot wäre.

Meine Hände strecken sich aus, um sie zu umfassen. Ich bin ein Mann wie die anderen Männer auch, immer traurig bereit, von der ersten vorüberwandelnden Frau verblendet zu werden. Sie ist das reinste Abbild der Frau, die man liebt, der Frau, die man noch nicht voll-

kommen kennt, und die sich noch offenbaren soll, der Frau, die das einzig lebende Wunder birgt, das auf Erden lebendig ist.



Mit ihren runden und wiegenden Formen gleitet und schlüpft sie, einer Wolke gleich, in das Zimmer zurück, das schon von Nacht erfüllt ist. Ich höre das tiefe Rauschen ihres Kleides. Ich suche ihr Gesicht, wie wenn ich einen Stern suchte; aber ich sehe ihr Gesicht ebensowenig wie ihre Gedanken.

Ich suche nach dem Sinn ihrer Bewegungen; aber sie entgleiten mir. Ich bin ihr so nahe, und ich weiß nicht, was sie tut. Die Geschöpfe, die man sieht, ohne daß sie es ahnen, sehen aus, als wenn sie selbst nicht wüßten, was sie tun.

Sie schließt die Türe mit dem Schlüssel ab; das umwittert sie noch ein wenig mehr mit Göttlichkeit. Sie will allein sein. Zweifellos ist sie in dies Zimmer eingetreten, um sich zu entkleiden.

Ich versuche es nicht, mir die Gründe ihrer Gegenwart zu erklären, ebensowenig wie ich mir Rechenschaft von dem Verbrechen ablegen will, das ich begehe, indem ich sie mit den Augen besitze. Ich weiß, daß wir verbündet sind, und mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele, meinem ganzen Leben flehe ich sie an, sich mir zu zeigen.

Sie scheint sich zu sammeln und zu zögern. Ich stelle mir, verleitet von einer unbekanntem, weißkeuschen Anmut ihres ganzen Wesens, vor, daß sie auf das Alleinsein schon länger gewartet hat, um sich zu enthüllen. Ja, sie fühlt sich noch ganz niedergeschlagen durch die Luft von außen, noch betastet durch die vorübergehenden Menschen, noch ganz berührt durch die gespannten Gesichter der Männer. Und nun hat sie sich zwischen diese Wände geflüchtet, und sie wartet nur, daß all diese Berührung sich noch mehr entferne, um ihr Kleid abzulegen. Mit Wohlgefallen lese ich in ihr diesen jungfräulichen und doch körperlich sichtbaren Gedanken. Ich habe das Gefühl, daß mein Körper sich trotz dem Mauerwerke zu dem ihrigen hinbeugt.



Sie ging auf das Fenster zu, sie hob die Arme, und selber vom Licht übergossen, schloß sie die Vorhänge. Vollständige Dunkelheit fiel zwischen uns.

Ich verlor sie! Das war ein spitziger Schmerz, der in mein Wesen hineintraf, wie wenn sich das Licht aus mir losgerissen hätte. Und ich blieb bestürzt und unterdrückte ein Seufzen, und spähte nach dem Schatten, der mit ihrem Atem zusammenschmolz.

Sie tastete, sie griff nach den Gegenständen; ich erriet, ich sah, wie in ihrer Hand ein Zündholz entflammt wurde. Langsam geriet ihr Bild wieder in das Leuchten hinein. Man sah von ihren Händen das schwache, bleiche Schimmern aufsprühen; auch von ihrer Stirne und von ihrem Hals leuchtete es, und ihr Gesicht war vor mir wie ein Engelsantlitz.

Solange mir das dünne Lichtlein nur den Umriß ihrer Erscheinung lieh, unterschied ich nicht mit Klarheit die Zeichnung der Züge im Antlitz dieser Frau. Sie kniete vor dem Kamin nieder und hielt das Lichtlein. Ich hörte und sah das helle Aufschüren trockenen Holzes in der düsteren und kalten Feuchtigkeit. Sie warf das Zündholz weg, ohne die Lampe anzustecken, und es gab in dem Zimmer keine andere Helligkeit als diesen auf- und niedersteigenden Schimmer.

Der Kamin wurde rot, während sie davor hin- und herwandelte, wie ein Windwehen, wie vor einem Sonnenuntergang. Man sah, wie sich ihre große elegante Gestalt, ihre dunklen Arme und ihre goldigrosigen Hände im Umriß regten. Der Schatten kroch zu ihren Füßen, er schwang sich die Mauer hinauf, und er schwebte über ihr an der erleuchteten Zimmerdecke.

Sie wurde von dem Aufglänzen der Flamme ergriffen, das sich zu ihr hinwälzte, aber sie hielt sich noch im Schatten; sie war noch verborgen, sie war noch im Dämmergrauen verdeckt. Traurig fiel ihr Kleid um ihren Körper nieder.

Sie setzte sich auf das Sofa mir gegenüber. Ihr Blick flackerte sanft durch das Zimmer. Eine Weile lang lehnte sich ihr Blick an den meinigen, ohne daß sie es wußte.

Dann ein Blick, der schärfer war, ein anbietendes Spenden, von dem mehr Wärme ausströmte. Ihr Mund, der an irgend etwas oder an irgend jemanden dachte, entspannte sich; sie lächelte.

Der Mund ist auf dem entblößten Menschenantlitz selbst wie eine Blöße. Der Mund, der blutrot ist und ewig blutet, der ist dem Herzen vergleichbar. Er ist eine Wunde, und es ist fast wieder wie eine Verwundung, wenn man den Mund einer Frau sieht.

Und ich begann vor dieser Frau zu zittern, die sich vor mir erschloß, und die mit ihrem Lächeln blutete. Das Sofa bog sich unter der lauen Berührung ihrer breiten Hüften zusammen, ihre feinen Knie waren zusammengedrückt, und die ganze Mitte ihres Körpers hatte die Form eines Herzens. — — —

Sie lag halb ausgestreckt auf dem Sofa und bot ihre Füße dem Feuer dar und lüftete mit beiden Händen den Rock etwas, und mit dieser Bewegung enthüllte sie die Form ihrer Beine, die in der Rundung der schwarzen Strümpfe lagen.

Und mein Körper schrie auf, er wurde wie mit heißem Eisen durch die wollüstige Linie gebrandmarkt, die dort verschwand und doch im Schatten größer wurde und sich wieder in unergründliche Tiefen verlor. Ich krampfte die Finger, und mein Blick war zerrissen; derart bot sie sich mir dar, fast rückhaltlos starrend und ausgereckt. Die Stirn war in das Dunkel getaucht, aber das blutige Aufleuchten, daß sich am Erdboden hinschleppte, das kletterte verzweifelt über sie fort, das kroch in sie hinein, wie eine Menschenkraft!

Die Hülle des Rockes ist gefallen, die Frau ist wieder das geworden, was sie war. Nein! nein! sie ist eine andere. Weil ich ein Flecklein ihres verbotenen Fleisches wahrgenommen habe, bin ich auf der Lauer nach diesem Fleische. Und ich stehe da in dem Schattengewoge, das unsere beiden Zimmer zusammenschmilzt.

Sie hat das Kleid hochgehoben, sie hat die große, einfache Bewegung vollendet, die die Männer anbeten gleich einem Gegenstand der Religion, die die Männer erbetteln,

selbst gegen alle Hoffnung, selbst gegen alle Vernunft. Sie hat die blendende und wieder von Blendung verhüllte Bewegung vollendet. Wiederum geht sie auf und ab, und jetzt ist das Geräusch ihrer Röcke ein Flügelschlagen, das mich im Innersten betrifft.

Mein Blick stößt ihr mädchenhaftes Gesicht, auf dem das zerstreute Lächeln erstarrt ist, verdammend zurück. Der Blick will ihre Seele und ihre Gedanken zurückstoßen, er will alles das gewaltsam vergessen, und er reißt *nur* ihre Gestalt an sich, und er begehrt nur ihr Fleisch und Blut. Der Blick ist wie das Feuer, das auf sie einströmt und sie nicht mehr losläßt. Aber meine Blicke können nur zu ihren Füßen niederfallen und nur schwach ihr Kleid aufhaschen, ebenso wie die Flammen im Kamin, die prächtigen, bettelnden Flammen, die aufgeräufelten Flammen, die zerfetzten, die zum Himmel rieselnden Flammen.

Endlich hat sie sich über und über gezeigt. Um den Schuh auszuziehen, hat sie die Beine sehr hoch gekreuzt, und sie hat mir den Abgrund ihres Körpers dargeboten.

Sie ließ mich ihren feinen Fuß sehen, der von dem glänzenden Stiefel eingeschnürt war, und in dem stumpferen Seidenstrumpf ruhte ihr zartes Knie, und ihre rundlich aufgeblühte Wade wurde wie ein vollendetes Kruggefäß auf der beweglichen Anmut der Fußknöchel getragen. Oberhalb der Kniebeuge, an der Stelle, wo der Strumpf in einen weißwolkigen Kelch ausmündete, wurde vielleicht ein wenig des lautereren Fleisches sichtbar. Bei der zerstreuten Finsternis und dem kriechend kräuselnden Schimmer des Holzstoßes, der auf die Frau eindrang, konnte ich die Wäsche nicht von der Haut unterscheiden. War es das zarte Gewebe der Unterkleider? War es das Fleisch selbst? War es nichts? War es alles? Meine Blicke wollten dem Schatten und der Flamme diese Nacktheit streitig machen. Ich preßte die Stirne gegen die Mauer; ich rieb die Brust an der Mauer; ich stemmte die Handflächen mit Sturmeifer gegen die Mauer, um das Mauerwerk niederzureißen und es zu durchdringen. Ich marterte mir die Augen aus vor dieser Ungewißheit,

und ich versuchte besser zu sehen und mehr zu sehen, sei es nun mit Hinterlist oder mit Gewalt.

Und ich wollte eintauchen in die große Nacht ihres Wesens, die unter der sanften, warmen, schrecklichen Flügelverhüllung ihres aufgerafften Kleides lag. Die Spitzenhosen öffneten sich in einem weiten, düsteren Spalt, der voll von Schatten war. Und dorthin stürzten sich meine Blicke, und sie wurden toll. Und meine Augen besaßen nun fast, was sie beehrten, in diesem Schatten, der nun aufgeschlossen war, in diesem entblößten Schatten, dort mitten im Mittelpunkt ihres Wesens, dort im Mittelpunkt ihres winddünnen Gewandes, das schwadenleicht war und ganz von ihr duftete. Fast war es eine Weihrauchwolke, die sich dort um den Mittelpunkt ihres Körpers schlängelte, dort in diesem düsteren Grunde; fast war es wie eine Frucht, was dorten lag.

Eine Weile lang war es so. Ich war an die Mauer gereckt vor dieser Frau, die eben Furcht vor ihrem eigenen Widerschein gehabt hatte; aber jetzt hielt sie sich in der vollkommenen Keuschheit ihrer Einsamkeit, als wenn sie sich an den Blicken eines Mannes scheuerte, der vor ihr wartend lag. Lauter war sie, und dennoch entschleierte sie sich, dennoch schenkte sie sich, ihre Schönheit erschloß sich trotzdem.

Das Flammenspielen im Kamin erlosch. Als sie sich weiter auskleidete, bemerkte ich fast nichts mehr. In der Nacht sollte dieses ungeheure Fest zwischen ihr und mir vor sich gehen. Ich sah die Bewegungen dieser hohen, verschwingenden, mitleidlosen Gestalt in ihrer fast erloschenen Schönheit; sanft waren sie und umrauscht von feinem, liebkosendem, lauem Geraschel. Ich sah das ernsthafte Ausholen ihrer Arme, die sich mit wundervoller Schwimmerbewegung rundeten; geschmeidig waren ihre Arme; ich wußte, daß sie nackt waren. Was da in einem feinen, seidigen Häuflein leicht und langsam auf das Bett niederglitt, das war die Bluse, die ihren Hals sachte umschloß und ihre Taille fest einschnürte. Der wolkige Rock wurde aufgeknötet, und er floß zu ihren Füßen nieder, und sie wurde ganz hell und sehr bleich

inmitten der Finsternistiefe. Es bedünkte mich, sie löse sich von diesem verwelkten Kleide los, das, losgebunden von ihr, ein Nichts war; und ich unterschied die Gestalt ihrer beiden Beine.

Ich glaubte es vielleicht, denn meine Augen dienten mir fast nicht mehr. Blind war ich geworden, nicht nur, weil das Licht fehlte, sondern auch durch die düstere Frohn meines Herzens, durch das Gepoche meines Lebens, durch alle Finsternisse meines Blutes. Es waren nicht meine Augen nur, die ihrer Gestalt nachhetzten, mein Schatten war es vielmehr, welcher sich an den ihrigen anklammerte.

Ein Schrei überschüttete mich ganz und gar: der Grund ihres Leibes!

Ihres Leibes Grund! Was bedeuteten ihr Busen und ihre Beine! Darum bekümmerte ich mich so wenig, wie um ihre Gedanken und um ihr Gesicht, die schon aus meiner Aufmerksamkeit ausgeschaltet waren. Den Grund ihres Leibes, das begehrte ich, das versuchte ich zu erreichen wie das ewige Heil. Meine Blicke, die von meinen zuckenden Händen eine Last scharfspähender Kraft einheimsten, meine Blicke, die schwer waren wie des Fleisches Last, brauchten den Grund ihres Leibes. Immer, trotz aller Gesetze und Gewänder, kriecht und krampft der Blick des Mannes nach dem Weibteil des Weibes, er kriecht wie ein Tier nach seiner Grube.

Sie war für mich nicht mehr als nur dieses Teil. Sie war nur noch die mysterienschwere Wunde, die sich wie ein Mund erschloß, die gleich einem Herzen blutete und schwang wie eine Harfe. Und von ihr strömte ein Duft aus, der *mich* durchströmte. Es war nicht mehr der künstliche Duft, der ihre Kleidung durchtränkte, und in den sie sich kleidete; es war der abgrundtiefe, wilde, weite, unendliche Duft ihres eigenen Wesens, der verglichen werden mußte dem Duft des Meeres. Es war der Duft ihrer Einsamkeit, ihrer erhitzten Wesenheit, ihrer Liebesfähigkeit, es war das Geheimnis ihres Innersten.

Mit rotgeschwollenen, schlundartig aufgesperrten Augen

preßte ich mich dieser Erscheinung entgegen, die schrecklich war in ihrer Anziehungskraft. Ich wurde rasend be rauscht in meinem Triumph. Da lag ihr Mund vor mir wie ein langer Kuß, der vorbeijhuscht, und ich krampfte ihr meinen Mund in einem langen, doch unfruchtbaren Kusse entgegen. Dann blieb sie unbeweglich, unerklärlich, ausgelöscht.

Auf sprang ich mit Gewalt. In Wirklichkeit wollte ich sie berühren, diese Wand niederreißen, oder aus meinem Zimmer herausstürmen und ihre Tür eintreten und mich auf sie stürzen.

Nein, nein! Eine gute Eingebung führte mich klar und deutlich wieder zur guten Vernunft zurück — — ich würde kaum die Zeit gehabt haben, sie nur zu streifen. Man würde mich überwältigt haben: Der Ruf besudelt, Gefängnis, Verfehmung, schwarzes Elend, alles. Ich hatte entsetzliche Furcht, derartig nah war alles dies vor mir. Ein Schauer hämmerte mich an meinen Standort fest.

Aber schnell sprühte ein anderer Gedanke auf, ein Traum durchschaufelte mir das Fleisch: Vielleicht würde sie doch, wenn der erste Schreck vorüber war, alles mit sich geschehen lassen. Sie würde hingerissen werden durch die Berührung, sie würde sich bei der Berührung mit mir wie eine Sache entzünden und mein werden, von Dankbarkeit fortgerissen.

Nein, nochmals nein! Denn dann würde sie eine Dirne sein, und Dirnen findet man, soviel man will. Es ist leicht, eine Frau in den Händen zu halten und aus ihr zu machen, was man will. Es ist das eine Sünde, deren Preis festgelegt ist: es gibt selbst Häuser, in denen man gegen Eintrittsgeld zusehen kann, wie das Liebesgeschäft vollzogen wird. Wäre sie eine Dirne, dann würde sie nicht mehr sie sein, die himmlisch einsame Frau.

Wohl ist es nötig, daß ich mir solche Erkenntnis in Kopf und Körper einpräge. Daß ich sie auf solche vollkommene Art erobernd einheimse, das geschieht nur, weil sie getrennt ist von mir, und weil sich eine Scheidewand aufrichtet zwischen uns. Die Einsamkeit schenkt

ein Strahlenlicht, aber die Einsamkeit verteidigt die Frau auch mit Triumphtat. Die Offenbarung, die sie verschenkt, ist geschaffen aus ihrer jungfräulichen Wahrhaftigkeit, aus ihrem Königreich der weltumfassenden Entrückung und aus der Gewißheit, die sie nähren darf, soweit entrückt zu sein. Sie zeigt sich aus der Ferne durch die Hülle ihrer Tugend, und sie gibt sich *nicht* hin. Sie ist vergleichbar einem Meisterwerk. Wie Bildwerk und Musik, ebenso entrückt bleibt sie; ebenso entangelt aus jeglichem Schwanken in der Schlucht und in dem Schlunde des Schweigens. Und alles, was mich anzieht, das hindert mich auch, mich zu nähern. Es ist nötig, daß ich unselig bin. Es ist nötig, daß ich zugleich Räuber und Opfer bin. Ich habe keine andere Lebensquelle als die Begierde. Überwinden muß ich mich selber, um weiter zu begehren, zu träumen und zu hoffen. Ich muß die Begierde und die Sehnsucht züchten, um die Sehnsucht nicht zu verlieren.

Eine Weile lang habe ich den Kopf abgewendet. So mächtig und grausam ist der Gewissenskampf, mit dem ich mich herumschlage. Verhallt sind in dem Spionensloch, das sich grenzenlos vor meinen Augen aushöhlt, die sanften Geräusche ihres Wesens. Soll ich wahnsinnig werden? Nein, es ist die Wahrhaftigkeit, die wahnsinnig geworden ist.

Mit meinem ganzen Körper und mit meiner ganzen Gedankenkraft überwinde ich die Ohnmacht meines Fleisches. Stille wird mein Gebein, und es träumt nicht mehr. Die schwerwichtigen Trümmer meines Menschens überwinde ich, und ich spähe von neuem.

Wie sie Erharmen mit mir haben muß! Denn sie kleidet sich wieder an, sie verhüllt sich wieder vollkommen. Jetzt hat sie die Lampe angezündet; sie hat wieder ein Kleid angelegt. Sie verbirgt mir wieder alle schönen Geheimnisse, die sie allen Menschen verbirgt; sie ist in die Trauer ihrer Schamhaftigkeit zurückgekehrt.

Noch schenkt sie mir einige zerstreute Bewegungen. Sie reckt sich in der Taille, sie trägt ein wenig Rot am Ohrläppchen auf; dann wischt sie es wieder weg, sie

lächelt ihrem Spiegelbild zu. Ihre Züge verändern sich, und eine Weile lang scheint sie sogar ein wenig unzufrieden mit sich selber. Sie erfindet tausend kleine nützliche und unnützliche Bewegungen. Sie enthüllt Züge von Koketterie, die, ebenso wie die Züge ihrer Schamhaftigkeit, eine streng gemessene Schönheit annehmen; Denn alles das wird ja in der Einsamkeit ausgeführt. Dann kreuzen sich unsere Blicke. Es geschieht in der Minute, wo sie ganz in den Wunderbezirk ihres Wesens eingetreten und eingeschlossen ist. Eben hat sie sich, der Hoheit und Erhabenheit voll, gemustert.

Sie stützt sich mit einer Hand auf den Tisch, auf dem die glockenlose Lampe brennt. Ihr Gesicht und ihre Hände blinken auf, und das ungebundene Lichtgesträhl der Lampe überschüttet mit lebhafterem Schimmer ihr Kinn, die Umrisse ihres Gesichtes und ihrer Augen Tiefe. Ich erkenne sie nicht wieder, während sie mit diesem lichtverklärten Antlitz aus dem Schatten herauswandelt; niemals habe ich ein Wundergeheimnis so nahe gesehen. Während ich verweile, bin ich ganz eingehüllt von ihrem Lichte, vom Zittern ganz durchbebt um ihretwillen, zu Boden geschleudert ganz und gar durch ihr hüllengelöstes Dasein. Es ist, als wenn ich bisher noch niemals gewußt hätte, was denn eigentlich das ist, ein Weib.

Wie vorhin lächelt sie mir zu, bevor sich ihre Augen von mir abwenden. Ich spüre die ungewöhnliche Kostbarkeit dieses Lächelns und den Reichtum ihres Antlitzes. — —

Sie geht. — — Ich bewundere sie, ich verehere sie, ich bete sie an, ich empfinde für sie eine Liebe, die nichts Wirkliches besudeln wird. Meine Liebe ist weder geschaffen zum Hoffen, noch zum Schwelgen, noch zur Erschöpfung. Nein, wahr und wahrhaftig, ich wußte nicht, was das denn eigentlich ist, ein Weib.



Sie kam nicht zum Essen, denn sie reiste am nächsten Tage ab. Ich sah sie im Augenblick ihrer Abreise. Ich stand unten an der Treppe im Dämmer des Vestibüls,

während man um sie beschäftigt war. Sie kam hinunter, wie ein Schmetterling hüpfte ihre feine, weißbehandelte Hand über das abfallende, schwarze Treppengeländer. Ihr Fuß, der klein und glänzend war wie ein Schmuckstück, schwebte leicht vorwärts. Ich hielt sie für kleiner als am Tage vorher, aber in allem ähnelte sie doch dem, was sie gewesen war, als ich sie das erstemal getroffen hatte. Ihr Mund war so klein, daß man glauben könnte, sie ziehe ihn mit Bedacht zusammen. Sie war in ein perlgraues, rauschendes Kleid gekleidet, sie huschte vorüber, sie ging, sie entschwebte, ganz in Düften.

Sie hatte mich gestreift. In diesem Augenblick hätte sie mich sehen können; aber sie sah mich nicht. Und doch, im Schatten unserer Zimmer hatten wir alle beide ein einigeinigiges Lächeln erschaffen! Wieder war sie das mitleidlos verschlossene Licht geworden, das alle Menschen sind, wenn man ihnen unter den übrigen Menschen begegnet. Zwischen uns war keine Mauer aufgerichtet. Unendlichkeit und Ewigkeit waren vielmehr aufgerichtet zwischen uns. Alle Schreckkräfte des Weltalls waren aufgerichtet zwischen uns.

Derart habe ich sie mit meinem letzten Augensuchen wahrgenommen. Vollkommen begriff ich eigentlich nicht, denn man begreift eigentlich niemals ein Scheiden, das so sehr entschieden ist. Ich werde sie niemals wiedersehen. Soviel Gnadenanmut wird verwelken und verfallen. Der Vernichtung ausgeliefert sind soviel Schönheit, soviel schwankende Sanftheit, soviel Glücksmöglichkeit. Langsam richtete sie sich zur Flucht, dem unbestimmten Leben zu, hierauf dem bestimmten Tode zu. Welches auch ihre Lebenstage sein würden, sie ging ihrem letzten Tage entgegen.

Das ist alles, was ich von ihr zu sagen vermochte.

Mein Herz liegt im Kampf und Klagekrampf an diesem Morgen. Die Helligkeit ist rings um mich gekommen, und jedem Gegenstand verleiht sie einen wüstdeutlichen Umriß. Allüberall ist die weite Leere. Scheint es nicht, daß alles nun vorbei ist, wenn doch nur ein kleines Irgendetwas erst vorbei ist?

Ich kenne ihren Namen nicht. — Sie wird in ihr Schicksal hineinschreiten, wie ich in das meinige. Wenn unsere beiden Lebensschicksale sich verbündet hätten miteinander, sie würden wohl kaum eines zum anderen gefunden haben. Jetzt, welche Nacht! Aber ich werde niemals den unvergleichlichen Abend vergessen, an dem wir zusammenweilten, und an dem sie sich so gewiesen hat!



IV.

Heute morgen denke ich an die Vision von vorgestern, die so groß und so glückbringend gewesen ist; aber schon sehe ich sie mit weniger Erregung wieder. Schon ist sie ein wenig weiter entfernt von meinem Herzen; denn ein Tag ist ja darüber hingegangen. Wird die Vision dahinsterven, ohne daß ich etwas für sie tue?

Ein Wunsch erfaßt mich: Alles aufschreiben! Alle Einzelheiten dessen, was ich empfunden habe, in endgültiger Form festlegen, damit die Tage, die vorüberwehen, es nicht, dem Staube gleich, zerstäuben. Aber sogleich trägt mir die Weiße des Papiers das Vergessen an den Gegenstand zu, von dem ich sprechen wollte. Es ist ein saches Verblendetwerden, in dem alle Genauigkeit meiner Erinnerungen verschwimmt. Meine Aufmerksamkeit ist gespannt, und wieder und wieder biete ich sie auf, unaufhörlich trotz der vermehrten Müdigkeit in den Augen, und ich schreibe alles auf. So entwöhne ich mich von allem Geschehenen. Ich glaube, daß ich ganz genau die Verknüpfung der Dinge erzähle. Dann lese ich mich wieder, und es ist doch nichts — als Worte, die da vor mir liegen.

Die ungewöhnliche Seelenfesselung, die tragische Schlichtheit, die zusammengeschweißte und wieder auseinandergezerrte Anmut des Vollkommenen: wo ist das alles? Dieses Geschriebene, es lebt nicht. Es ist ein Gitter von Worten vor der Wirklichkeit. Auf dem Papier stehen die Sätze schwarz und regelmäßig, wie versperrende Ketten.

Was muß man tun, damit sich aus diesen toten Zeichen die Wahrheit erhebt? Ich habe versucht, die Schwierigkeit zu überwinden. Ich habe den eigentlichen und

emporführenden Gegenstand gesucht. Ich erinnerte mich an den Eindruck, der in mir aufgetaucht war, als ich sie zum erstenmal in dem Glanz des Fensters erblickt hatte. Das wollte ich festlegen: „Auf ihr lag Blau und Grün und Gelb.“ — Das ist niemals so gewesen, dieses Kinder-gewäsch ist nicht die Wahrheit; ich beseitige es. — Das Wichtige, das ist, die Körperlichkeit dieser Frau zu beschreiben. Mit sorgfältiger Vertiefung gebe ich mich dem hin. Ich mache Vergleiche mit einer antiken Statue. In trübseliger Zornwallung lese ich alles wieder, und mit einem Zug vernichte ich dieses neu aufgerüstete Not-geschöpf. Ich suche nach kräftigeren und mehr ätzenden Worten; es bedünkt mich, daß ich langsam zu Erfindungen über die Einzelheiten abschweife, um an die ganze Herbheit der Erinnerung zu gelangen. Ich schreibe: „Sie stellte sich mir manchmal in vollkommen wollüstiger Haltung entgegen.“

Nein! Nein! Das ist *nicht* die Wahrheit! Alles das sind nur träge Worte, sie bergen keine Lebendigkeit in sich, und sie können nicht an die Größe dessen gelangen, was einstmals gewesen ist. Es sind nur unnütze und vergeudete Geräusche. Alles das ist nur wie das Bellen eines Hundes oder wie das Rascheln der Zweige im Windwehen.

Ich öffne die Hand, die Feder entrollt mir, niedergeschmettert bin ich von der Ohnmacht, von der Niederlage, von der trübseligen Tollheit.

Wie kommt es nur, daß man nicht sagen kann, was man gesehen hat? Wie kommt es nur, daß die Wahrheit vor uns flieht, als wenn es nicht die Wahrheit wäre, und daß man nicht aufrichtig sein darf trotz seiner Aufrichtigkeit. Das Wesen eines Dinges hat man nicht heraufbeschworen, wenn man es nur beim Namen genannt hat. Die Worte, die Worte, man mag sie wohl kennen von Kindheit auf, aber man weiß trotzdem nicht, was die Wirklichkeit der Dinge ist.

Mein Aufschauern, meine Schwermut, meine Unglücksniedergeschlagenheit, dem Nichts sind sie ausgeliefert. Ich bin verurteilt dazu, daß ich vergessen werde.

Man wird an mir vorüberschreiten, ohne daß man mich betrachtet, selbst ohne daß man mich sieht. Man wird sich nicht um die Tugend bekümmern, die ich vielleicht in mir verborgen trage. Auf Erden darf *ich* nur ein Mensch sein, der dem Glauben hingegeben ist.



Ich blieb einige Tage, ohne etwas zu sehen. Diese Tage waren entsetzlich heiß. Anfänglich war der Himmel grau und regnerisch gewesen. Jetzt flammte der scheidende September auf. Freitag — und dann, schon eine Woche lang wohnte ich in diesem Haus! — An einem schwülen, Nachmittag saß ich im Halbtraum da, ganz in eine Märchenstimmung eingetaucht. — Goldgesäumter Rand eines Waldes. Im Gestrüpp auf dem smaragdnen Rasenteppich Sonneninselchen. Am Horizont, am Rande des Geländes, ein Hügelchen und darüber Laubgewoge, gelb und schwarzgrün, ein Mauerstücklein und die Höhe eines Türmleins, gequadrat alles wie auf einer Wandbekleidung. Ein Edelknabe schritt daher, der wie ein Vogel angetan war. Fliegengesumm. Das fern verklingende Geräusch der Königsjagdfanfaren. Ungewöhnliche Sanftheit spendende Dinge sollten sich ereignen.



Tags drauf war der Nachmittag nochmals sonnenheiß und brennend. Ich erinnerte mich an ähnliche Nachmittage. Jahrelang war es schon her. Ich glaubte, diese verschwundene Zeit wiederzuerleben; als wenn die durchschimmerte Hitze die Zeit verlöschte und alles übrige unter ihrer schimmernden Schicht erstickte, so war es.

Das Zimmer nebenan war fast schwarz. Man hatte die Laden geschlossen. Durch die doppelten Vorhänge aus dünnem Stoff sah ich das Fenster. Von blinkendem Strahlengesträhl war es überzogen, wie das Gegeritter vor einem Herdfeuer.

In die starrende Stille des Hauses und in das eingepferchte Sonnengeball stob zerbröckeltes Lachen hinein. Stimmen verloren sich, wie gestern, wie immer.

Aus diesem verhallenden Geräusch löste sich als etwas Kostbares und Besonderes ein Geräusch von Schritten. Die Schritte kamen auf mich zu. Ich spannte mich diesem Geräusche entgegen, das stärker wurde. — Da öffnete sich die Tür blendend weit, wie vom Lichte selber aufgestoßen schien es. Zwei schwächliche, von der Helligkeit angenagte Schatten wurden sichtbar.

Sie schienen verfolgt zu werden. Sie zögerten auf der Zimmerschwelle und waren noch ganz klein und gleichzeitig verhüllt, und dann traten sie ein.

Die Tür schloß sich wieder, das Zimmer war lebendig. Ich prüfte die Ankommenden. Ich unterschied sie sacht durch das dunkelgrüne und rote Lichtgewoge, mit dem das Aufleuchten ihres Eintritts meine Augen getroffen hatte. Es waren ein junges Mädchen und ein Knabe, sie zählten zwölf bis dreizehn Jahre.

Sie setzten sich auf das Sofa nieder und blickten sich lautlos mit ihren Gesichtern an, die fast einander ähnlich waren.



Die Stimme des Knaben erhob sich und murmelte: „Du siehst, es ist niemand da.“ Und eine Hand wies auf das unbezogene Bett und auf den Kleiderständer, an dem keine Kleider hingen, und auf den Tisch, an dem niemand saß. Es herrschte die sorgsame Wüstheit der Räume, in denen niemand wohnt.

Dann fing diese Hand zu zittern an wie ein Blatt. Ich hörte dieses Rascheln und auch das Schlagen meines Herzens. Die Stimmen raschelten: „Wir sind allein.“ —

„Man möchte glauben, daß wir zum erstenmal allein sind.“

„Und wir kennen uns doch schon so lange. —“

Ein winziges Lächeln wehte auf.

Sie schienen ihrer Einsamkeit zu bedürfen, die ihre erste Wegstrecke zu einem Wundergeheimnis war, dem sie zusammen entgegenwanderten. Sie waren ihrer Umgebung entschlüpft. Sie hatten sich von ihrer Umgebung losgelöst, sie hatten sich die verbotene Einsamkeit er-

schaffen, aber man sah wohl, daß sie nicht wußten, was sie nun suchen sollten, nachdem sie die Einsamkeit gefunden hatten.



Dann hörte ich, wie sie stammelten, in einem langen Schauer, fast verlassen von jeder Trostesruhe, fast mit einem Seufzer: „Wir, wir lieben uns sehr!“ Dann löste sich von ihm ein keuchender Satz. Er tastete nach den Worten, der Satz war nicht wohl bewehrt, wie ein Vogel war er, der zu winzig ist:

„Ich möchte dich mehr lieben.“

Wie man sie so wahrnahm, eins zum anderen gebeugt, eingefügt in den warmen Schatten, der das Alter auf ihrem Antlitz verschleierte, da hätte man glauben können, zwei Liebende zu sehen, die sich einander näherten.

Zwei Liebende. — Das war es, was sie in ihrem Traume sein wollten, und sie wußten doch nicht, was es bedeutete.

Eins von ihnen hatte dies Wort ausgesprochen: „Das erstemal.“ Es war das erstemal, daß es ihnen vorkam, als wenn sie einsam wären, und sie hatten doch eines neben dem anderen gelebt.

Es war vielleicht, es war sicher das erstemal, daß dieses Kindheits-Freundespaar aus der Freundschaft und aus der Kindheit heraustreten wollte; es war das erstemal, daß ein Begehren nach Begierde ihre Herzen mit Verwunderung verwundete und erschütterte, die bisher einträchtig beieinander geruht hatten.



Dann richteten sie sich auf, und der dünne Sonnenstrahl, der über sie hinstreifte und ihnen zu Füßen niederfiel, er umriß ihre Gestalt und erleuchtete ihnen Antlitz und Haar. Derart erleuchtete auch ihr Dasein das Nachbarzimmer.

Wollten sie fortgehen? Wollten sie sich verlassen?

Nein, sie setzten sich wieder; alles fiel wieder in den Schatten und in das Wunderdunkel und in die Wahrfähigkeit zurück.

Als ich sie derart betrachtete, empfand ich es, wie meine Vergangenheit und die Vergangenheit des ganzen Weltalls in mir wirr verschlungen zusammenschmolzen. Wo lebten diese Kinder? Überall, denn sie lebten ja dort vor mir. — Sie leben am Ufer des Nils, des Ganges und des Kydnos, sie leben am Ufer des ewigen Zeitensstromes. Sie sind Daphnis und Chloë, die im Myrthengebüsch verweilen und im griechischen Lichte. Vom grünen Widerschein des Laubes sind sie ganz umleuchtet, und das Gesicht des einen strahlt wider im Antlitz des anderen. Ihr weitleitendes winziges Wortgetausch, es summt, wie Bienenflügel summen. Sie verweilen sich an den frischen Waldquellen und auch im Sonnenbrand, der die Triften aufzehrt. Fern aber fährt ein Wagen vorüber, der mit Garben und Himmelblau angefüllt ist.

Die neue Welt erschließt sich. Vor ihnen steht die keuchende Wahrheit. Die Kinder sind verwirrt, denn sie fürchten die unerwartete Erscheinung irgendeiner Göttlichkeit. Sie sind selig, und unselig sind sie zugleich. Eines drängt sich möglichst nah an das andere. Eines hat sich dem anderen genähert, so nahe es nur vermochte. Aber sie ahnen noch nicht, was eines dem anderen näherbringt. Zu klein sind sie noch, zu jung sind sie noch, noch lebt nicht genug Leben in ihnen; sie sind noch, ein jedes für sich selber, ein erstickendes Geheimnis.

Wie alle Geschöpfe, wie ich, wie wir, begehren sie, was sie nicht besitzen, und sie betteln. Aber sie verlangen die Barmherzigkeit von sich selbst, sie suchen die Hilfe in ihrem eigenen Wesen und Walten.

Er ist schon ein Mann; er ist schon verarmt durch diese weibliche Gefährtin, gewunden und gewendet ist er zu ihr; er streckt ihr seine ungeschickten, schwächtigen Arme entgegen; er wagt noch nicht einmal, sie ordentlich anzublicken.

Sie ist schon ganz Frau; sie hat das Gesicht mit den leuchtenden Augen rückwärts gelehnt, ihr Gesicht ist etwas rundlich und ganz rosig. Licht, Glut und Wärme hat es von ihrem Herzen aus gewonnen. Die Haut ihres

Halses ist seidig und straff, und sie zittert. Zwischen Kopf und Brust ist die kostbarköstliche Stelle sichtbar, in der ihr Leben pulst. Sie gleicht einer atmenden Rose, wie sie so dasitzt mit gezückten Sinnen und ein wenig wolüstig nach dem, was schon von Wollust aus ihr entströmen kann. Unter dem Rock, der ihren Körper wie ein Blumenbukett umschließt, sieht man bis zu den Knien hinauf die feinen Beine, die von den gelben Strümpfen bekleidet sind.

Und *ich*, ich konnte meine Augen nicht von den Bewegungen der Kinder loslösen, und ich trank dieses Bild in mich hinein, und ich klebte mein Gesicht an sie wie ein Vampyr.



Nach langem Schweigen murmelte er:

„Willst du, daß wir uns mit Sie anreden?“

„Warum?“

Er schien ganz in einem besonderen Gedanken aufzugehen.

„Um von neuem anzufangen“, sagte er endlich.

Er wiederholte:

„Wollen Sie?“

Sie zitterte sichtbar bei der Berührung mit der neuen Form seines Wortes; sie zitterte bei dem Worte „Sie“ wie etwa bei einem ersten Kusse.

Sie meinte:

„Man möchte glauben, es war etwas da, was uns zudeckt hat, und nun hat man es uns weggerissen.“

„Man möchte glauben,“ sagte er, „daß man sich ein wenig entfernt voneinander, um sich hernach desto näherzurücken.“

Jetzt wagte er mehr:

„Wollen Sie, daß wir uns auf den Mund küssen?“

Sie war beklommen, und sie konnte nicht vollkommen lächeln.

„Ich will“, sagte sie.

„Sie faßten sich bei den Armen und bei den Schultern, und sie riefen sich ganz leise, wie wenn ihre Münder Vöglein wären.“

„Johannes!“

„Helene —!“

Das war das allererste, das sie erfanden. Umfassen, was dich umfaßt, ist das nicht die zartwinzigste Liebkosung, die man finden kann? Ist das nicht das am dichtesten verschlingende Band? Und dann, es ist derart verboten.

Wieder kam es mir vor, daß die Kinder da kein Alter mehr hatten, sie ähnelten allen Liebenden. Während sie sich bei den Händen hielten, während ihre Gesichter aneinandergedreht waren, während sie zitterten und blind waren in dem Schatten ihres Kusses.

Indessen, sie hielten ein, und sie lösten sich von der Liebkosung los, deren sie sich noch nicht zu bedienen verstanden.

Sie sprachen mit ihrem Munde, der noch immer so unschuldig war. Wovon denn? Von einstmals. Von diesem Einstmals, das so nahe lag und so kurz gewesen war.

Sie schritten heraus aus dem Paradies der Kindheit und aus der Unwissenheit. Sie sprachen von dem Hause und von einem Garten, in dem sie alle beide gelebt hatten.

Dieses Haus beschäftigte ihre Erinnerung. Das Haus war derartig von der Gartenmauer eingeschlossen, daß man von der Straße aus nur die Dachhöhe sehen und nicht wahrnehmen konnte, was im Innern geschah.

Die Kinder stammelten:

„Wie wir klein waren, wie da die Zimmer so groß waren!“

„Die Wege waren dort viel weniger ermüdend als irgendsonstwo auf Erden.“

Behorchte man sie so, man mochte glauben, es herrschte in diesen Mauern irgend etwas Hilfreiches und Unsichtbares, das dort überall verbreitet war, irgend etwas wie der gute liebe Gott aus der Kinderzeit etwa. — Sie summte ein Musikstücklein, das sie dort zu Hause gehört hatte, und sie sagte, daß sie Musik besser behalte als die Menschen.

In die Kinderzeit waren sie durch die natürliche Sanftheit ihres Schwergewichtes zurückgesunken; wie fröstelnd strichen sie an der Erinnerung entlang.

Eines sagte: „Neulich, am Tage vor unserer Abreise, habe ich ein Licht genommen und bin durch die Wohnung hingewandert, die kaum noch aufgewacht war. Ich wollte nur sehen, wie das so ging, dieses Auf- und Niedergehen.

„Im Garten, der so artig und sorgsam angelegt war, dachte man nur an die Blumen, und man dachte kaum viel mehr nach als die Blumen. Man spiegelte sich in dem Pfützlein, man sah die Lauballee an und den Kirschbaum, der im Winter, wenn der Rasen bereift war, eine Überlast von Schneeglöcklein trug.“ Daran erinnerten sich die Kinder.

Gestern noch waren sie in diesem Garten wie Bruder und Schwester gewesen. Jetzt war das Leben offenbar ernsthaft für sie geworden, und sie konnten nicht mehr spielen. Man sah, wie sie die Vergangenheit ausrotten wollten. Ist man alt, dann läßt man die Vergangenheit aus eigener Schwäche sterben, ist man jung, dann rottet man die Vergangenheit aus eigener Kraft aus.

Sie sprang auf:

„Ich will mich nicht mehr erinnern!“ rief sie.

Und er:

„Ich will nicht mehr, daß wir uns ähnlich sind, ich will nicht mehr, daß wir Geschwister sind.“

Nach und nach wurden ihnen die Augen geöffnet:

„Geschwisterschaft ist wie mit Blindheit geschlagen sein. Man sieht aus wie verbündet miteinander, und man ist doch getrennt voneinander.“

Er zitterte, und er flüsterte:

„Sich mit nichts berühren als nur mit den Händen, nichts als nur das Gesicht eines am anderen sehen dürfen!“

„Nichts ist sie, die Geschwisterschaft!“

Sie war gekommen, die Stunde der schönen, verwirrenden Entscheidungen und der verbotenen Früchte. Vorher hatten sie sich nicht gehört. Sie war gekommen, die Stunde, in der sie daran dachten, sich ganz und gar zu

ergreifen und mit ihrem Wesen alles zu beginnen, was sie beehrten.

Schon verspürten sie ein wenig Scham und Klarheit über das, was sie waren.

Vor einigen Tagen gegen Abend hatten sie ein bedeutendes Vergnügen im Ungehorsam gefunden und den Garten gegen das Verbot ihrer Eltern verlassen. Eines sagte: „Großmutter, die ganz grau ist, war oben von der Terrasse gekommen, um uns zurückzurufen.“

„Aber wir sind alle beide weggelaufen, durch die Hecke durch, wo immer ein Vogel schreit, bis zum Steinbruch. Der Vogel war weggeflogen und sein Schrei auch, kein Wind und fast kein Licht mehr. Die Baumzweige waren still, obgleich sie doch sonst so empfindlich sind. Der Staub auf der Erde lag tot da. So sacht hatte uns der Schatten mit seiner eigenen Hülle eingepackt, daß wir ihn beinahe angeredet hätten. Wir waren ängstlich, weil die Nacht kam. An den Dingen gab es keine Farbe mehr. In dem Schwarzen war nur noch ein bißchen Licht, Blumenweg und Getreidehalme waren silbern besät. Und *damals* habe ich meinen Mund dem *Ihrigen* so nahe gebracht, wie noch niemals.“

Sie sagte, und ihre Seele schwang sich auf mit einem Schwung voller Schönheit: „Die Nacht ist es, die unsere Liebkosungen liebkost.“

Er sagte: „Ich habe Ihre Hand genommen und begriffen, daß Sie ganz und gar lebendig waren. Einstmals habe ich gesagt: ‚Meine Kusine Helene.‘ Aber ich wußte nicht, was ich sagte, wenn ich so redete. Jetzt werde ich sagen: ‚*Sie!*‘ Das wird alles sein.“

Von neuem preßten sie ihre Lippen aufeinander. Ihr Mund und ihr Auge, Mund und Auge von Adam und Eva waren das. Ich beschwor das unendlichkeitsferne, vorweltliche Beispiel herauf, von dem die biblische und die menschliche Geschichte ausgegangen sind wie von einem Urquell. Die Kinder irrten im durchdringenden Lichte des Paradieses umher, ohne daß sie etwas davon wußten. Sie waren, als wenn sie nicht da wären. Und da nun die Neugier in ihnen triumphiert hat, die aber vom

Herrgott selbst verboten worden ist, da haben sie das Geheimnis erfahren, die Liebkosung zurücklassende Trennung entdeckt und den großen Willen des Fleisches gesehen. Und der Himmel ist dunkel geworden vor ihnen. Auf sie hat sich die Gewißheit einer Zukunft voller Schmerzen niedergesenkt. Sie wurden verjagt von Engeln, die den Geiern glichen. Sie haben sich im Erdreich gewälzt, aber sie haben die Liebe geschaffen. Ersetzt ist der Reichtum des Göttlichen durch die Armut, daß eines dem anderen irdisch gehört.

Die beiden kleinen Kinder haben ihren Raum in dem ewigen Trauerspiel eingenommen. Sie sprechen zueinander, und sie geben der Anrede mit „Du“ all die ihr gebührende Bedeutsamkeit zurück.

Der Knabe sagt: „Ich möchte dich mehr lieben, ich möchte dich besonders stärker lieben, aber ich weiß nicht, wie ich es tun soll — ich möchte dir weh tun, aber ich weiß nicht, wie ich es tun soll.“



Sie sagen sich nichts mehr, als wenn es keine Worte mehr für sie gäbe. Sie sind am Abgrund ihrer selbst, und man sieht, wie die Hände ihnen zittern.

Dieser Eingebung ihrer Hände gehorchen sie. Tastend gehen sie auf das Glück zu, das seltsam und tragisch ist. Sie tasten auf die beseligende Sünde zu, die man begehrt, während man doch die Seligkeit durchkostet. Sie tasten sich der Verschlingung zu, die Ursache ist, daß zwei Menschenwesen das Leben von neuem anheben, indem sie sich innig miteinander vermischen, als wenn sie ein einziges, unförmiges Wesen wären.

Ich sah die Kinder nicht mehr deutlich. Es schien mir, daß er seine Hände auf das Mädchen legte, auf die wahrhaftigsten Teile des Mädchens. Und sie, sie wartete, und ihre Augen leuchteten. Es schien mir, daß er zur Hälfte ausgekleidet war, während der brennende Schatten sie umwob, und aus diesen fortgeschleuderten, zerknäulten Kleidern reckte sich seine vollkommene Blöße empor. — Seltsame Blume, tiefabgründige Blume, die

das Gleiche ist wie des Menschen Innerstes, die seines Fleisches Fleisch ist, die seines Herzens Herz ist, und die zwischen den Menschen lebt wie ein lebendes Rätselgeheimnis, wie eine Wundergestalt, wie etwas Kindgewordenes!

Ohne Zweifel hatte er ihr Kleid hochgehoben. Denn ich hörte das Wort, das ganz leise, wirr, erstickt und heiligkeitsopferverstrickt in die entsetzliche Stille hinausgeröchelt wurde:

„Das ist dein wahrer Mund!“



Und ich zitterte zu ihren Häupten, während eine entsetzliche, ungeheure Wahrheitsliebe meinen Körper zerschnitt und zerstückelte, der an die Mauer geheftet war.

Wie wenn diese Atemglut brannte und toll machte, so hatten sie Furcht, und sie sprangen auf. Es war zu Ende. Das aufpeitschende Abenteuer, das sich da zufällig vor meinen Augen abgespielt hatte, es würde anderswo weitergehen und anderswo zu Ende gehen.

Kaum haben sie sich erhoben, als die Tür geöffnet wird. Die alte, gebeugte Großmutter ist da. Sie kommt von dem Grauen und von der Gespensterei her, sie kommt von dem Einstmals her. Sie sucht die Kinder, als wenn sie sich verloren hätten, sie ruft halblaut nach den Kindern. — Es ist ein ungewöhnlicher Zufall, der mit der Kinder Gegenwart wohl zusammenklingt, daß die Großmutter in ihren Ton eine unendliche Sanftheit hineinlegt und beinahe — o Wunder — einen Hauch von Traurigkeit.

„Kinder, seid ihr da?“

Sie sagt es mit einem leisen, lauterem Lächeln, ohne Hintergedanken:

„Was tut ihr denn da? Kommt, man sucht euch!“ —

Sie ist veraltet und verwelkt; aber sie gleicht einem Engel in ihrem Kleide, das bis zum Hals verschlossen ist. Neben den Kindern, die sich auf das unermessliche Leben vorbereiten, ist sie nun wieder wie ein Kind geworden: untätig, unnützlich. — Sie werfen sich in die Arme der

Großmutter, sie strecken ihre Stirnen zu dem heiligen Munde der Frau, der nun verlassen sein soll. Es scheint, daß sie ihr nun für alle Zeit Lebewohl sagen.



Die Großmutter geht weg, und einen Augenblick nachher sind auch die Kinder fortgegangen, eilig, wie sie gekommen sind, geeinigt durch das unsichtbare und erhabene Band der Sünde. So sehr sind die Kinder verbündet miteinander, daß sie sich nicht mehr, wie beim Eintreten, an der Hand zu halten brauchen. Aber auf der Schwelle des Zimmers blicken sie sich an.

Und während das Zimmer leer ist wie ein Heiligtum, denke ich an ihren Blick, an ihren ersten Liebesblick, den ich gesehen habe.

Niemand vor mir hat einen ersten Liebesblick sehen dürfen. Ich war neben ihnen, und ich war doch fern von ihnen. Ohne in das betäubende Abenteuer ihrer Tat verwickelt zu sein, ohne verloren zu sein an ihr Gefühl, habe ich gelesen und verstanden. Darum habe ich auch diesen Kinderblick ganz und gar gesehen. Die Kinder wissen nicht, wann der Blick begonnen hat, sie wissen nicht, daß es der erste gewesen ist. Später werden sie ihn vergessen. Das dringende Fortschreiten ihrer Liebe wird kommen und dieses Vorspiel beseitigen. Seinen ersten Liebesblick kann man ebensowenig wissen, wie man seinen letzten Lebensblick zu wissen vermag.

Ich aber werde mich erinnern, wenn die Kinder sich nicht mehr erinnern werden.

Ich entsinne mich nicht mehr, *ich*, an meinen ersten Liebesblick, an meine erste Liebesspende. — Und dennoch — das ist *auch* einmal gewesen. Aus *meinem* Wesen ist diese göttliche Schlichtheit ausgeschaltet. Herrgott im Himmel, was bewahre ich denn noch, das diesen Kindern gleich wäre! Das winzige Wesen, das ich gewesen bin, vor meinen Augen ist es ganz und gar gestorben. Wohl habe ich länger gelebt als dieses, aber gemartert hat mich das Vergessen, besiegt hat es mich, zertrümmert hat mich die Trübsal des Lebens. Was der Knabe ge-

wußt hat, ich weiß es kaum noch. An etwas Vages, an etwas Zufälliges vielleicht erinnere ich mich noch. Aber das Schönste und das Mildeste, es ruht in dem Nichtmehrsein. Nun denn, ich ergreife ihn, ich halte ihn und bewahre ihn auf, diesen allzu zarten Hochgesang und kostbaren Psalm, den ich belauscht habe, der ganz voll ist von Unendlichkeit und überschwillt von neuen Welten des Lächelns. Auf meinem Herzen schwebt er nach. Wohl, ich habe ihn geraubt, aber ich habe eine Welt der Wahrhaftigkeit gerettet.



V.

Einen Tag lang bleibt das Zimmer leer. Zweimal habe ich eine große Hoffnung gehabt; dann wieder eine Enttäuschung.

Das Warten war meine Gewohnheit und mein Handwerk geworden. Ich versäumte Verabredungen, ich verschob Geschäftsbesorgungen, ich gewann Zeit, selbst auf die Gefahr hin, meine Lebensstellung zu gefährden. Ich richtete mein Leben ein, als wenn es einer neuen Liebe dienen sollte. Ich verließ mein Zimmer nur noch, um zu Tisch zu gehen, wo mich nichts mehr zerstreute.

Am zweiten Tag sah ich, daß das Zimmer hergerichtet wurde, um einen neuen Bewohner zu empfangen. Das Zimmer wartete. Ich träumte tausend Träume über das, was dieser Gast sein würde. Währenddessen hütete es sein Geheimnis gleich einem Geschöpf, das in Gedanken dahinlebt.

Die Dämmerung kam, dann der Abend, der das Zimmer vergrößerte, ohne es zu verändern. Und schon verzweifelte ich, als die Tür sich im Schatten bewegte; und ich bemerkte auf der Schwelle das Gespenst eines Menschen.



Er unterschied sich undeutlich von dem Abendlicht. Ein schwarzer Anzug oder ein Gewand, das wenigstens ins Schwarze hineinging, Manschetten von einer milchigen Fahlheit, aus denen die grauen, langgezogenen Hände hervorkrochen, ein Kragen von etwas lebhafterem Weiß als das Übrige. Auf seinem runden und aschgrauen Gesicht buchteten sich die düsteren Vertiefungen der Augenhöhlen und des Mundes aus. Am Kinn ein verschattetes Grübchen. Verschwirrend leuchtete das Gold der Stirn.

Mit einem düsteren Strich zeichnete sich der Wangenknochen ab. Man hätte gemeint, ein Skelett. Wer war dieses Wesen, dessen Gestalt diese ungeheuerliche Einfachheit zeigte?

Er kam näher und gewann Leben. Ich sah, daß er schön war.

Er hatte ein anmutiges und ernstes Gesicht, das von einem feinen, schwarzen Bart umrahmt war. Die Augen blinkten, und die Stirn war hoch. Eine hochmütige Anmut bestimmte seine Bewegungen, und sie ließ ihnen etwas Seltsames.

Er war zwei Schritte vorwärts gegangen. Dann wandte er sich zur Tür zurück, die halb offen blieb. Der Schatten dieser Tür zitterte, ein Gestaltenumriß zeichnete sich ab. Dann gewann er Wirklichkeit. Eine kleine, schwarz behandschuhte Hand legte sich auf die Klinke, und eine Frau beugte sich zum Zimmer hinein; ihr Gesicht hatte einen fragenden Ausdruck.

Sie mußte einige Schritte hinter ihm gewesen sein. Sie hatten das Zimmer nicht zusammen betreten wollen, in das sie sich nun alle beide flüchteten, um irgendeiner ungeheuren Schnüffelei zu entgehen.

Sie stieß die Tür auf; sie legte ihr ganzes Gewicht auf die geschlossene Klinke, um sie noch fester zuzudrücken, vielleicht mit ihrem Leben. Und langsam wandte sie ihm das Gesicht zu, vielleicht einen Augenblick durch den Schrecken gelähmt, daß er es nicht sein könnte. — Zwischen ihnen wurde ein leidenschaftlicher, verhaltener und fast stummer Laut hörbar. Von einem zum andern hallte er wider, und es schien, daß sich da die Wunde erschloß, unter der sie gemeinsam litten.

„Dul“

„Dul“

Sie war fast ohnmächtig, sie warf sich ihm an die Brust, wie durch einen Sturmwind geschleudert.

Sie hatte gerade genug Kraft gehabt, um ihm in die Arme zu sinken. Ich sah die beiden großen fahlen Hände des Mannes, die sich spreizten und leicht auf den Rücken der Frau stützten. Wie ein verzweifertes Zittern legte es

sich auf die beiden. Man hätte geglaubt, in dem Zimmer sei ein Engel eingeschlossen, der sich aufbäumte und vergebens irgendwelche Flucht nach der Unendlichkeit versuchte. Und es bedünkte mich, das Zimmer wäre zu klein für dieses Paar, obgleich noch volles Abendlicht den Raum ausfüllte.

„Man hat uns nicht gesehen!“

Es war der gleiche Satz, den neulich die beiden Kinder ausgestoßen hatten.

Er sagte zu ihr:

„Komm!“

Er führte sie zum Sofa neben dem Fenster. Sie setzten sich auf dem roten Samt nieder. Man sah ihre Arme, die ihre Körper wie Schlingen umschlossen. So saßen sie hockend da und versammelten um sich alle Düsternis der Welt; aber sie gewannen neues Leben darinnen, sie fanden sich darinnen wieder zu ihrem Element des Nächtigen und der Einsamkeit.

Welche Ankunft! Welcher Griff des Fluches, der sie gestoßen hatte! Als die Frau auf der Schwelle erschienen war, sichtbar hingehetzt zu ihm, als der Gedanke an den Ehebruch sich meinen Augen eingepägt hatte, da hatte ich geglaubt, einer seligen Freude zusehen zu dürfen, der die Schönheit keineswegs mangeln würde. Es würde eine wilde und tierisch-schöne Freude sein, in ihrer Fülle bedeutsam wie die Natur. Im Gegenteil, dieses Zusammentreffen ähnelte einem zerreißenen Abschiednehmen.

„Wir werden also ewig Furcht haben?“

Sie war kaum ein wenig ruhiger geworden, und sie hatte das gesagt, indem sie ihn ängstlich anblickte, als wenn er wirklich antworten würde.

Sie schauerte, während sie in der Finsternis hockte und fieberisch die Hand des Mannes mit ihrer Hand quetschte und knetete. Er saß aufrecht da, mit steifen Armen, und man sah die Höhe ihres Kehlkopfes, die auf- und abwogte wie das Meer. Sie hielten sich, sie berührten sich, aber ein Rest von Entsetzen stemmte sich trennend zwischen ihre Liebkosungen hinein.

„Immer Angst, immer Angst. — Immer, fern von der

Straße, fern von der Sonne, fern von allem! — *Ich*, der ich so innig ein Schicksal im großen und lauterem Tageslicht begehrt hätte!“ Das sagte sie und blickte den Himmel an, und vom Himmelslicht wurde ihr Gesicht über-gossen, während ihre Worte davonflatterten.

Sie haben Furcht, die Furcht formt sie, die Furcht schaufelt sie aus. Ihre Augen, ihr Innerstes, ihre Herzen haben Furcht. Ihre Liebe besonders hat Furcht.

Ein trauriges Lächeln glitt über das Gesicht des Mannes. Er betrachtete das Gesicht seiner Geliebten und stammelte:

„Du denkst an *ihn*.“

Sie antwortete nicht, sie preßte jetzt die Fäuste an die Wangen und stützte die Arme auf die Knie und beugte ihr Gesicht vor.

Ja, glühend, vorgebeugt, eingekrümmt, klein wie ein Kind, schwebte sie in die Ferne hin nach dem Manne, der nicht da war. In der Umklammerung dieses Bildes zog sie die Schultern ein, als wenn sie das Bild anbettelte und die Augen abwandte davon und doch einen übermenschlichen Widerschein des Bildes in sich aufnahm. Das Bild war der Mann, der nicht da ist, der Mann, den man betrügt, und der immer noch am Leben bleibt, der beleidigte, der gekränkte Mann, und der doch der Bändiger ist! Er ist der Mann, der überall ist, wo sie auch sein mögen, der die Unermeßlichkeit der Außenwelt umspannt, und dessen Namen ihnen den Nacken niederknickt. Er ist der Mann, dem sie als Beute verfallen sind.

Die Nacht senkte sich, als wenn Schande und Entsetzen vom Schatten herstammten, über diesen Mann und diese Frau, die, eng verschlungen, ihre Verschlingung in diesem Zimmer verbergen wollten, wie in einem Grabe, in dem das Jenseits lebt.

⊗

Er sagte zu ihr:

„Ich liebe dich!“

Ich hörte deutlich dieses große Wort.

„Ich liebe dich!“

Ich habe in meinem ganzen Lebenskern gebebt, als ich

das tiefe Wort aufhaschte, das von diesen beiden Wesen ausging, die fast schon ineinander verschmolzen waren. „Ich liebe dich!“ Es war das Wort, das den Leib und die Seele anbot, es war der mächtige, verschlossene Schrei des Geschöpfes und der ganzen Schöpfung: „Ich liebe dich!“ Von Angesicht zu Angesicht sah ich die Liebe.

Dann bedünkte es mich, aus seinen hastigen, unzusammenhängenden Worten entschwände die Aufrichtigkeit. Er näherte sich ihr, er schlängelte sich heran zu ihr. Man hätte glauben können, er wollte sich von den nötigen Phrasen erlösen, und er beeilte sich nun, um so schnell wie möglich zu den Liebkosungen zu gelangen.

Er sagte: „Siehst du, wir sind eines für das andere geboren. — Zwischen unseren Seelen besteht eine Geschwisterschaft, die ganz wie das Schicksal triumphieren mußte. Man konnte uns nicht mehr hindern, daß wir uns erkannten und gehörten. Ebensowenig könnte man unsere Lippen hindern, daß sie zusammenströmen, wenn sie sich nähern. Was kümmern uns die moralischen Schranken und die von der Gesellschaft erfundenen Scheidewände? — Unsere Liebe ist geschaffen aus Unendlichkeit und Ewigkeit.“

Die Geliebte sprach: „Ja“, und sie wurde von seiner Stimme eingewiegt. Aber *ich*, der ich sie zum tiefsten belauschte, ich hörte wohl, daß der Mann log, oder daß er sich mit Worten loslöste. Die Liebe wurde ein Götzenbild und eine Sache. Umsonst beschwor er Unendlichkeit und Ewigkeit. Er verehrte die Frau nur mit dem Rand seiner Lippen und mit der alltäglichen, abgebrauchten Gebetformel.

Sie ließen die hingeworfene, gleichgültige Phrase fallen. Die Frau blieb eine Weile nachdenklich. Dann hob sie den Kopf hoch, und dann sprach sie es aus, das Wort der Entschuldigung, das Wort zu ihrer Verherrlichung, ja mehr als das, das Wort der Wahrhaftigkeit: „Ich war zu unglücklich!“ — —

Sie begann: „Wie lange das her ist —“

Das war ihr Kunstwerk und ihr Gedicht und ihr Gebet, daß sie sich leise und hastig diese Geschichte immer wiederholte, als wenn sie vor dem Beichtstuhle kniete. Man spürte, daß sie ganz von selbst dazu kommen würde, ganz ohne Übergang, dermaßen füllte sie das ganz und gar aus in den Augenblicken, in denen sie beide zusammen waren. Die Frau war einfach gekleidet; sie hatte die schwarzen Handschuhe, Jackett und Hut abgelegt, sie trug einen dunklen Rock und eine rote Bluse, auf der ein Goldkettchen blinkte.

Es war eine Frau von etwa dreißig Jahren, mit regelmäßigen Gesichtszügen und mit seidigen, wohlgepflegten Haaren. Es schien mir, daß ich sie schon kannte, oder daß ich sie nicht wiederzuerkennen vermochte.

Sie fing an, ganz laut von ihrem Leben zu sprechen und eine Vergangenheit von unendlicher Schwermut heraufzubeschwören.

„Welches Leben ich führen mußte! Welche Eintönigkeit, welche Leere! Die kleine Stadt, das Haus, der Salon mit den Möbeln, die immer am gleichen Platz standen, wie die Grabsteine. — Eines Tages hab' ich versucht, den Tisch in der Mitte anderswo hinzustellen.“

Ihr Gesicht wurde bleich, es wurde heller.

Er hörte ihr zu. Ein geduldiges, verzichtendes Lächeln, das schnell der leichten leidenden Müdigkeit glich, irrite über sein feines Gesicht. Sein Gesicht war wirklich schön, obwohl es ein wenig ins Leere führte. Mit seinen großen Augen, die offenbar so sehr angebetet wurden, mit seinem herabfallenden Schurrbart, mit seinen zarten und zerstreuten Zügen glich er einem jener sanften Wesen, die zuviel nachdenken und der Sünde verfallen. Man hätte geglaubt, daß er jeglichem Ding gewachsen, daß er jeglicher Tat fähig sei. Er war ein wenig entfernt von dem, was sie sprach, aber er wurde dennoch durch das Begehren nach ihr bewegt, und man merkte es, er wartete.

Und plötzlich wurden die Schleier von meinen Augen aufgerissen, die Wirklichkeit entblößte sich vor mir, ich

sah, daß zwischen diesen beiden Geschöpfen eine unermessliche Trennung vorhanden war. Das glich einem unendlichen Mißklang, abgründig und erhaben zugleich. Aber derart betraf es mich, daß mein Herz wie todesgetroffen wurde.

Er wurde nur durch die Begierde nach *ihr* gelenkt, *sie* nur durch das einzige Bedürfnis, aus ihrem Leben hervorzutreten. Ihre Wünsche waren nicht die gleichen, ihr Bündnis sah nur aus wie die Einigkeit, aber es war nicht so.

Sie sprachen nicht die gleiche Sprache; wenn sie die gleichen Dinge sagten, dann hörten sie sich kaum. Von der ersten Sekunde ab erschien ihr Bündnis meinen Augen in größerer Brüchigkeit, als wenn sie sich niemals gekannt hätten.

Aber er sagte nicht, was er dachte. Das spürte man am Klang seiner Stimme. Selbst an dem reizenden Aufwand seines Tones und an der singenden Auslese seiner Worte. Er dachte nur daran, *ihr* zu gefallen, und er log. Er war *ihr* offensichtlich überlegen, aber *sie* beherrschte *ihn* durch eine Art genialer Aufrichtigkeit. War er Herr seiner Worte, so bot *sie* sich mit ihren Worten an. *Sie* war die Schönere von den beiden.

Sie beschrieb den Rahmen ihres Lebens von einstmals.

„Vom Schlafzimmerfenster und vom Eßzimmer aus konnte ich auf den Platz hinuntersehen. Ich sah den Brunnen in der Mitte und den Schatten am Brunnenbecken. Ich sah, wie der Tag dort herumwanderte, auf diesem winzigen, weißen und runden Platz; wie ein Zifferblatt wanderte er.

„Der Briefträger lief regelmäßig und gedankenlos dahin. Vor dem Zeughaus stand der Posten und tat nichts. — Und niemand, wenn es Mittag läutete, wie ein Leichengeläute. Ich erinnere mich besonders an dieses Mittagsgeläute: Die Mitte des Tags, die Vollendung der langen Weile!

„Nichts begegnete mir, nichts würde mir begegnen, nichts gehörte zu mir. Für mich war die Zukunft nicht mehr vorhanden. Würden meine Tage so weiterlaufen,

nichts trennte mich mehr von dem Tode, nichts! Ach! Nichts! — Sich langweilen, das ist sterben. Mein Leben war tot, und dennoch: man mußte weiterleben. Es war ein Selbstmord. Andere Menschen töten sich mit einer Waffe oder mit Gift. Ich tötete mich mit den Minuten und mit den Stunden.“

„Herz, Herzleide!“ sagte der Mann.

Sie aber fuhr fort: „Dann aber, da ich nun den Tag kommen sah und den Morgen und den Abend heranschürfen, hatte ich Furcht vor dem Sterben. Und diese Furcht ist meine erste Leidenschaft gewesen. Ich zitterte vor Hoffnung in dieser Leidenschaft oft, wenn ich irgendwelche Besuche machte, oder des Nachts auch, oder wenn ich von Besorgungen zurückkehrte oder bei uns zu Hause an der Nonnenmauer entlang ging. — Aber was würde mich aus all dem herausziehen? Was würde mich aus diesem unsichtbaren Schiffbruche erlösen, dessen ich selber nur von Zeit zu Zeit gewahr wurde? Um mich lag es wie eine Verschwörung, die aus Neid und Bosheit und Unbesonnenheit gebildet wurde. Alles, was ich sah, und alles, was ich hörte, es wollte mich auf den geraden Weg niederschleudern, auf meinen armseligen, geraden Weg.“

„Die Martet, weißt du, die einzige Freundin, die mir etwas näherstand und nur zwei Jahre älter war als ich, sagte mir, daß man sich mit dem bescheiden müsse, was man hat. Ich antwortete ihr: ‚Dann ist es ja aus mit allem, wenn man sich bescheiden muß mit dem, was man hat! Der Tod hat dann ja nichts mehr zu tun. Siehst du denn nicht, daß dieses Wort das Leben beendet, glaubst du denn wirklich an das, was du sagst?‘ Sie antwortete: ‚Ja‘; ach, dieser Schmutz von einer Frau!“

„Aber es genügte nicht, daß ich Furcht vor dieser Langeweile hatte. Ich mußte sie auch hassen. Wie kam es nur, daß ich diesen Haß gefunden habe? Ich weiß es nicht.“

„Ich erkannte mich nicht wieder, ich war nicht mehr ich. Dermaßen hatte ich Bedürfnis nach etwas anderem. Meinen eigenen Namen selbst wußte ich nicht mehr.“

„Einstmals, — erinnere ich mich — und ich bin doch nicht boshaft, — einstmals habe ich köstlich geträumt,

daß mein Mann tot war, mein armer Mann, der mir doch nichts getan hatte, und ich war frei, so frei, ebenso groß wie das Weltall!

„Das konnte nicht andauern. Lange konnte ich nicht bis zu diesem Maße die Eintönigkeit, die Wüstenei und die Gewohnheit verachten. Die Gewohnheit, das ist von allen Düstereien die wahrste Düsterei, und im Vergleich *damit* ist die Nacht gar keine Nacht mehr!

„Die Religion? Nein, mit der Religion füllt man nicht die Leere seines Lebens aus. Das geschieht nur mit seinem eigenen Leben. Mich mit Glaubenssätzen und Gedanken herumschlagen, was frommte mir das? Ich wollte mich herumschlagen nur mit meinem eigenen Leben.

„Also, das Heilmittel, ich habe es gefunden!“

Sie schrie es fast, heiser und bewunderungswürdig:

„Die Sünde, die Sünde! Das Verbrechen gegen die Langeweile, den Verrat, um die Gewohnheit niederzubrechen. Die Sünde, um ein neuer Mensch zu sein, um das Leben stärker zu hassen, als es mich haßte, die Sünde, um nicht dem Tode zu verfallen!

„Ich hab' dich getroffen, du dichtetest und schriebst Bücher, du warst verschieden von den anderen Menschen, du hattest eine bebende Stimme und warst schön anzusehen, und besonders, du warst da, mitten in meinem Leben, aufgerichtet vor mir. Ich brauchte nur die Arme auszustrecken! Dann habe ich dich geliebt mit all meinen Kräften, wenn man das Liebe heißen darf, mein armer Junge!“

Sie sprach jetzt leise und hastig, etwas schmerzbedrückt und doch im Begeisterungsschwung. Sie spielte mit der Hand ihres Gefährten wie mit einer kleinen Sache.

„Du, du hast mich natürlich auch geliebt. — Und als wir uns zum erstenmal eines Abends ins Hotel geschlichen hatten — zum allererstenmal — da glaubte ich, die Türe tue sich ganz von selber auf. Dankbarkeit spürte ich vor mir, weil ich mich aufgebäumt und mein Schicksal zerissen hatte wie mein Kleid.

„Und seitdem! Die Lüge, unter der — man manchmal

leidet. Aber wenn man nachdenkt, dann findet man die Lüge nicht mehr verächtlich. Die Not des Scheiterns, die Gefahren, die den Stunden ihre Beizung einträufeln, all der Seelenwirrwarr, der das Leben bunt macht! Diese Zimmer, diese Schlupfwinkel, diese düsteren Gefängnislöcher, sie haben der Sonne meiner Träumereien erst den Schwung gebracht!

„Ach!“ Nichts weiter sagte sie. Sie seufzte auf, als wenn nun ihre Sehnsucht erfüllt wäre, und es nichts gäbe, das *dem* an Schönheit gleich käme.



Sie sammelte sich und fuhr fort:

„Ja, das sind wir nun. — Ja, eine Sekunde glaubte ich vielleicht auch an einen Liebesblitz, der mich getroffen haben könnte, an eine übernatürliche schicksalbelastete Anziehung. Denn du bist ja ein Dichter.

„Aber in Wirklichkeit bin ich zu dir gekommen — ich sehe es jetzt ganz deutlich — weil meine Fäuste geballt waren vor Verzweiflung, weil meine Augen geschlossen waren vor Wut.“

Sie fügte hinzu: „Man lügt viel um der Liebe willen. Das, was man sagt, das ist die Liebe fast niemals.

„Zwischen Mann und Frau gibt es vielleicht hoheitsvolle Wahlverwandtschaften oder ein prächtig magnetisches Hinsteuern des einen zu dem anderen. Ich behaupte *nicht*, daß eine derartige Liebe nicht zwischen zwei Geschöpfen bestehen kann. Aber diese beiden Geschöpfe, *wir* sind das nicht, wir haben immer *nur an uns selber* gedacht. Ich weiß wohl, in *dir* habe ich nur *mich* selber geliebt, bei *dir* ist es ganz das Gleiche. Für *dich* gibt es einen Magneten, der nicht für *mich* existiert, denn ich verspüre ja keine Lust in der Liebe. Du siehst, wir schließen einen Handel, wir bezahlen uns, das eine mit dem Träumepreis, das andere mit der Wollust. Alles das ist *nicht* die Liebe.“

Er machte eine Bewegung, halb Zweifel, halb Protest, er wollte nicht sprechen. Immerhin warf er mit schwacher Stimme die Worte hin:

„Es ist immer so, selbst in den allerreinsten Liebesbündnissen. Man kann nicht aus seinem eigenen Wesen heraustreten.“

„Ach!“ sagte sie, und sie zuckte auf in einer Abwehr, die aus Glaubensgrund heraufquoll, und deren Lebhaftigkeit mich überraschte: „Es ist doch nicht das Gleiche! Sag das nicht! Nein, sag das nicht!“

Ich merkte, daß in ihrer Stimme ein leiser Klage-ton lag, daß in ihrem Blick auch Trauer war. Der Traum um einen neuen Traum ging um in ihr.

Aber sie zerstreute das, indem sie den Kopf schüttelte.

„Wie ich glücklich gewesen bin! Wieder jung und neu habe ich mich gespürt. Empfundener habe ich, daß ein neuer Lebensglanz wieder anfing. Ich erinnere mich, daß ich es nicht mehr wagte, die Fußspitze unter dem Kleide herauszustrecken. Ich hatte sogar Scheu, das Gesicht und die Hände und meinen Namen auch anderen Leuten preiszugeben.“

⊗

Dann nahm der Mann die Beichte an der Stelle auf, wo sie abbrach, und er sprach von den ersten Zeiten ihres Liebesbundes. Er wollte die Frau mit allen Worten lieb-kosen, er wollte sie nach und nach in die Sätze einwickeln, verstricken wollte er sie in die Kraft der Erinnerungen.

Er sagte: „Das erstemal, wo wir allein gewesen sind —“

Sie blickte ihn groß an.

Er fuhr fort:

„An einem Abend war es und auf der Straße. Ich hab dich untergefaßt. Du hast dich mehr und mehr auf mich gestützt. Ich habe nach und nach das ganze Gewicht deines Körpers gefühlt. Ich habe gefühlt, daß deines Körpers Körperlichkeit immer größer wurde. Um uns wimmelte das Weltall, aber stärker und stärker dehnte sich unsere Einsamkeit aus. Alles rings um mich, in eine weite, weite Wüstenei wurde es umgewandelt. Es schien mir, daß wir uns alle beide aufgemacht hatten, um auf dem Meere zu wandeln.“

„Ach!“ sagte sie, „wie du gut gewesen bist! An diesem unseren ersten Abend hattest du nicht das gleiche Ge-

sicht, das du später gehabt hast, selbst nicht in den besten Augenblicken, die hernach noch gekommen sind.

„Von allem und allem haben wir gesprochen. Während ich dich an mich drückte, ganz eng wie Blumenblüten, sprachest du zu mir von den Leuten, die wir kannten. Du sprachst auch von der Sonne des Tages und von der Frische des Abends, aber in Wirklichkeit wolltest du nur sagen, daß du zu *mir* kämest. Die Worte des Geständnisses, durch deine Worte spürte ich sie hindurch. Und sprachest du die Worte nicht, dann schenktest du mir sie in Stummheit!

„Ach, wie die Dinge des Anfangs groß sind! Bei den Anfangsdingen, da gibt es niemals kleinliche Dinge.“

Er sagte: „Einstmals haben wir uns im Garten getroffen, und ich habe dich spät am Nachmittag durch die Vorstädte nach Hause gebracht. So ruhig und still war der Weg, daß man meinte, unsere Schritte störten die Natur auf. Die Sanftheitsstimmung, die sich nicht regte, sie hatte unseren Schritt verlangsammt. Ich hab' mich zu dir gebeugt und dich geküßt.“

„Da, an dieser Stelle hast du mich geküßt“, sagte die Frau.

Sie wies mit dem Finger auf den Hals. Diese Bewegung erhellte strahlengleich ihren Hals.

„Langsam, langsam wurde der Kuß nachhaltiger, er schwirrte um deine Lippen, dann ließ er sich dort gänzlich nieder. Das erstemal ging der Kuß noch fehl, und das zweitemal tat er nur noch so, als wenn er fehl gehe. Langsam, langsam spürte ich unter *meinem* Munde —“

Er sprach ganz leise:

„Wie *dein* Mund sich aufschloß, wie *dein* Mund aufblühte —“

Sie neigte den Kopf, und man sah ihren Mund, der einer rosigen Blumenknospe gleich war.

Sie seufzte, und sie kam immer wieder auf ihren pathetischen und sanftmütigen Vergangenheitsgedanken zurück: „Alles das, so schön war es, so schön, auch inmitten der Späheraufmerksamkeit, die mich umgitterte!“

Wie sie, mit Wissen oder ohne Absicht auch, dieses

Reizmittel der Erinnerung an die einstigen Aufregungen brauchte! Dies Heraufbeschwören der ausgespielten Spiele der Vergangenheit und der Gefahren, die schon nicht mehr vorhanden waren! Das entfaltete wieder die Regungen ihres Lebens, das baute ihre Liebe von neuem auf. Und darum war es, daß sie sich ganz und gar und über und über auserzählt hatte.

Und der Mann stieß sie vorwärts auf dieser Bahn der lieblichen Tollheit. Der erste Aufschwung wurde wieder geboren, und jetzt suchten ihre Worte wieder das feinste Erbeben der Erinnerung, bevor sich das Erinnern umwandelte in die Dinge. Der Mann sprach:

„Das war traurig, als ich dich am Tag darauf, wo du mir angehört hattest, bei einem Besuchsnachmittag in deinem Heim wiedersah. Unzugänglich bleibst du mitten unter den Menschen. Du warst die vollendete Dame des Hauses, gleich liebenswürdig zum einen wie zum anderen. Du warst ein wenig schüchtern, und an jeden hast du gleichgültige Worte ausgeteilt, und ohne daß es lohnte, hast du allen, mir ebenso wie den anderen, die Schönheit deines Antlitzes hingeliehen —

„Du trugst dieses grüne Kleid, das von einer so frischen Farbe war, und wegen dessen man dich ausgehänself hatte. Als du so hinuschtest, und wie ich es nicht einmal wagte, dir mit den Augen nachzufolgen, da erinnerte ich mich, wie wir wahnsinnig gewesen waren in unserer ersten Ausgelassenheit. Ich sagte zu mir: ‚Ich habe um meinen Hals die wundervolle Verkettung ihrer nackten Beine getragen; ich habe in meinen Armen ihren geschmeidigen und straffen Körper gehalten; geliebkost habe ich sie bis aufs Blut.‘ Es war ein großer Triumph, aber es war kein Triumph im Frieden. Denn in diesem Augenblick begehrte ich dich, und ich konnte dich nicht besitzen. Das Ineinanderschmelzen, gewesen war das wohl, wohl würde es wieder sein, aber jetzt war es nicht zu fassen, und obwohl all deine Kostbarkeit zu *mir* gehörte, so war ich doch armselig in jenem Augenblick! Und dann, wenn man nicht besitzt, wer weiß denn, ob man noch einmal besitzen wird?“

Die Frau aber seufzte auf, in die groß brandende Schönheit ihrer Erinnerungen und ihrer Gedanken weiter eingetaucht, und mit aller Kraft ihrer Seele sagte sie:

„Die Liebe, sie ist niemals das, was man von ihr behauptet! Auch *ich*, ich wurde durch Angstanfälle durchgerüttelt. Wie mußte ich mich verbergen, wie mußte ich jegliches Glückszeichen verstecken und hastig in meinem Herzen verschließen! In den ersten Zeiten, da wagte ich es nicht mehr, einzuschlafen, aus Furcht, ich könnte im Traum deinen Namen aussprechen. Und oft, wenn ich den Überfall der Schlaflosigkeit abgeschüttelt hatte, dann setzte ich mich auf, und ich saß da und öffnete die Augen und wachte heldenhaft vor meinem Herzen.

„Ich hatte Angst, erkannt zu werden, ich hatte Angst, daß man die Lauterkeit wahrnehme, von der ich gebadet wurde. Ja, die Lauterkeit! Wenn man mitten in seinem Leben vom Leben aufwacht und im Taglicht ein neues Geleuchte erblickt, das man ganz und gar aus *sich* erschaffen hat, dann nenne ich das Lauterkeit!“



Sie erzählte weiter: „Erinnerst du dich noch an das unsinnige Wettfahren im Wagen durch Paris, damals, als er geglaubt hatte, uns wiederzuerkennen? Er hatte sich eiligst in einen anderen Wagen geworfen und war uns nachgestürzt zur Verfolgung.“

Erregt und begeistert sprang sie auf, und sie flüsterte: „Ach, ja, das war das große Einstmals!“

Er sprach mit einer Stimme, die ganz von Zittern durchschmolzen war, mit einer Stimme, die in die Schläge seines Herzens hineinstimmte, und sein Herz sagte:

„Du knietest auf dem Wagensitz und spähtest durch das Rückfensterchen. Währenddessen liebteste ich deinen Leib. In dir waren meine Hände, und du schriest mir zu: „Jetzt kommt er näher! Jetzt bleibt er zurück! — Er wird uns einholen! — Jetzt sehe ich ihn nicht mehr. — Er ist weg. — Ach — !“

Und mit dem gleichen, mit einem einzigen Ruck

preßten sich ihre Lippen aufeinander. Wie ein Atemwehen sagte sie: „Damals war es das einzige Mal, daß ich bis zum höchsten Gipfel der Liebesfreude gelangt bin!“ Er aber sagte: „Wir werden immer Angst haben.“

Näher und näher rückten ihre Worte einander, ihre Worte umschlangen sich, ihre Worte wurden in Küsse verwandelt. Das sauste und säuselte durch ihr ganzes Gebein. Er düstete nach ihr, er lockte sie zu sich, sein Mund rief sie mit aller Kraft. Träg waren ihre Hände, und zu ihren Lippen hin klomm all ihr Leben empor. Und alles sonst erlosch vor dieser Begierde, die wieder aufgerichtet wurde von dem Geiste der Sünde.

Ja, sie mußten ihre Vergangenheit wieder auferstehen lassen, um sich zu lieben. Andauernd und stückweise mußten sie die Vergangenheit wieder zusammenfügen, um zu verhindern, daß ihre Liebe von der Gewohnheit vernichtet werde. Es war, als wenn sie verstoßen werden sollten in Schattenstille und in Staubbereich und langsames Erstarren, um die Verklammerung des Alters und den gekrampften Griff des Todes zu verspüren.

Sie preßten sich aneinander. Die fahlen Flecken ihrer Gesichter flossen zusammen. Eins vom anderen unterscheiden, das konnte ich nicht mehr. Doch es bedünkte mich, daß ich ihrer deutlicher und deutlicher gewahr würde, wurde ich doch des großen tieftreibenden Spornes ihres Zusammenstürmens gewahr.

Sie schlossen sich in die Nacht ein, sie sanken in den Schatten hinein, in diesen Schlund, den sie gewollt hatten. Sie wälzten sich in diese Finsternis hinein, die sie auf Erden allein gesucht und erbettelt hatten.

Er stammelte: „Ich werde dich ewig lieben.“

Aber *sie* und *ich*, wir spürten wohl, daß er gelogen hatte, wie er eben gelogen hatte, wir liebten uns nicht täuschen. Doch was bedeutete das!

Ihre Lippen lagen auf den seinigen, und sie flüsterte es wie eine Liebkosung hin, aber es war eine schmerzliche Liebkosung mitten in die süße Liebkosung hinein: „Jetzt, bald, wird er wieder da sein!“

Wie sie nur winzig eines mit dem anderen vermischt

waren! Wie Gemeinschaft zwischen ihnen in Wirklichkeit nur in ihrem Entsetzen vorhanden war! Wie ich begriff, daß sie Entsetzen mit Verzweiflung dämpfen wollten! — Aber ihre unermessliche Mühseligkeit, die sie aufboten, um doch irgendwie die Gemeinschaft durchzukosten, sie sollte belohnt werden.

Dieweil das düstere Fest näherrückte, begann das Antlitz der Frau eine hoheitsvolle Bedeutsamkeit anzunehmen. Und ihr Antlitz, das lächelte und gleichzeitig Schatten hinweinte, es wurde angefüllt vom Glanz der Ergebenheit und der Erhabenheit.

Nun gibt es keine Worte mehr zwischen ihnen. Die Worte haben ihr Werk der Erneuerung vollendet. — Der Leiber Zerschmelzen um des Leibes Tat, die sich in stiller Inbrunst vollzieht, das allein ist es, was ein Lebenszeichen hinauswirft; Seufzer, linkische Bewegungen, Menschengeraschel, vom Stoff des Diesseitigen voll. —

Sie richtet sich auf. Jetzt ist sie halb entkleidet. Sie ist weiß geworden. — Ist *sie* es, die sich vollständig entkleidet? Ist *er* es, der sich vollständig entkleidet? — Man sieht ihre starken Schenkel. Wie der Mond in der Nacht, so leuchtet der Leib der Frau silbern in dem Zimmer auf. Diesen Leib umschlingt eine große, schwarze Linie: der Arm des Mannes. Er hält sie, er preßt sie, er drückt sie auf das Sofa nieder. Und sein Mund, jetzt ist er nahe dem Schlunde ihrer Weiblichkeit, und sie nähern sich zu einem übermenschlich zärtlichen Kusse. Ich sehe seinen düsteren Körper, der vor ihrem bleichweißen Körper kniet, und sie läßt über ihn große Blicke hingleiten.

Dann flüstert sie mit aufstrahlender Stimme:

„Nimm mich! Noch einmal nimm mich nach all den anderen Malen! Mein Körper gehört *mir*, und ich schenke ihn dir. Nein! Er gehört mir nicht. Darum geschieht es ja, daß ich ihn *dir* mit soviel Freuden entgegetrage!“

Jetzt hat er sie auf seinen Knien ausgestreckt. Ich glaube, daß sie nackt ist. Ich unterscheide die Linien und die Gestalten nicht gut. Aber ihr Haupt ist rückwärts gebeugt und eingetaucht in den Widerschein des Fensters. Und ich sehe dieses abendübergossene Gesicht, in dem

die Augen blinken, in dem auch der Mund blinkt gleich den Augen. Ich sehe dieses von Liebe bestirnte Gesicht!

Er preßt sie an sich, der Mann, der nackt in dem Schatten dasitzt. Selbst mitten in ihrem Zusammenklingen war ein Kampf zwischen ihnen bemerkbar. Eine ungewöhnlich hehre und verheerende Erregung herrschte zwischen ihnen. Obwohl ich es nicht sah, erkannte ich doch den Augenblick, in dem das Fleisch des Mannes eingetreten war in das Fleisch der Frau.

Die andauernde Starrheit zermahlte mir die Muskeln und die Wirbel. Aber ich stemmte mich gegen die Mauer, ich heftete meine Augen an die Spionenöffnung, ich kreuzigte mich, um das grausame und feierliche Schauspiel zu genießen. Ich umfaßte diese Erscheinung mit meinem ganzen Gesichte. Ich trank sie in mich hinein mit meinem ganzen Körper. Und es war, als wenn mir die Mauer meines Herzens Schlag und Pulsen wiedergäbe.

Die beiden Menschengeschöpfe, die eins in das andere gepreßt waren, zitterten wie zwei Bäume, die zusammengewachsen waren. Die Wollust, die hochwogende Wollust, die alle Gesetze überwand, die alles und jegliches überwand, selbst die Aufrichtigkeit der Liebenden, sie vollendete ihr mildigkeitbeschenktes Meisterwerk. Und es war ein Aufwallen, von so viel Schwung, von soviel Wutbrand, von soviel Schicksalsbrand erfüllt, daß ich erkannte, Gott würde das, was sich hier vollendete, nicht aufhalten können, es sei denn, daß er diese beiden Menschengeschöpfe tötete. Keine Macht würde dies vermögen. Und das eben ließ an der Macht und selbst an dem Leben einer Gottheit zweifeln.

Er hob den Kopf aus der Verknäulung empor. Er warf den Kopf rückwärts. Es blieb gerade genug Helligkeit, um sein Gesicht zu sehen und den Mund, der im halbhallenden, summenden Seufzer aufseufzte, als er die Wollust erwartete.

Die Wollust kam, überschwelligend und unerhört. Ich spürte, wie sie, einem Naturereignis gleich, herankam.

Ich zählte bis vier. In diesem Augenblick ließ ich kein Auge vom Gesicht des Mannes. Er zertrommelte mit einer seiner Hände die Luft, und sein Innerstes kochte. Sein Gesicht war verzerrt und zugleich lächelnd, blutdunkel und marterumwunden und in Seligkeit erlöst. Der Mann glich einem Erzengel, der zugleich auf der Erde gewälzt und emporgetragen wird. Er stieß kurze Schreie der Verwunderung aus. Wie geblendet war er von irgend etwas Prächtigem und Unerwartetem. Es war, als wenn er nicht geahnt hätte, daß das so schön sein könnte. Und verwundert war er über dieses Freudenwunder, das sein Körper in sich barg.

In diesem Augenblick wurden sie einzigeinig miteinander. Vielleicht verspürte sie nicht die volle Lust, aber man kann sagen, man sieht es, man verspürt es, daß sie Lust verspürt um *seiner* Lust willen. Und da vollendet sich ein unsagbares Frauenwunder.

Sie zu ihm: „Du bist glücklich?“ Ich hatte den außergewöhnlichen Eindruck, daß sie sich an *mich* wendete. Ich hatte fast recht, denn ich war ihrem erschlossenen Munde ganz nahe: und es war zu *mir*, was sie redete.

Er schaute zum Himmel empor. Er war noch ganz an sie gekettet durch die Kraft seines Fleisches, und er murmelte: „Ich schwöre dir, alles auf der Welt ist nur *das!*“

Dann sagte sie, fast klagend, als wenn sie sehr bald fühlte, daß der Seligkeitsschlag vorüber sei, und daß er nur noch durch die Erinnerung lebe, und daß der Himmelsschwung, der eine Weile lang zwischen ihnen gewellt hatte, sehr bald entgleiten würde, und daß ihr Traumschimmer nun bald verlöschen und verschweben würde: „Möge Gott die geringe Lust gesegnen, die wir haben!“

Schrei aus der Armseligkeit, allererstes Anzeichen eines Sturzes aus der Höhe, Gebet, gebetet in Lästerung, aber doch Gebet, das hinaufgeht zum Göttlichen!

Der Mann wiederholte mechanisch: „Alles auf der Welt!“

Das fleischgebundene Menschenbündel erlosch. Befriedigt war der Mann. Mit eigenen Augen sah ich, daß

den Mann langsam Reue und Gewissensbisse heimsuchten. Das entfernte ihn von der Bürde der Frau, die in ihrem Blute dieses Fortwandern nicht verstand. Die Frau war nicht wie der Mann, plötzlich losgekettet und abgeschöpft von der Lust.

Sie aber verspürte, daß er nicht mehr gesucht hatte als nur *das*, daß er nichts weiter ausgespäht hatte als nur *das*, und daß er angelangt war bei dem Ziel seines Traumes. Zweifellos dachte sie schon, daß es eines Tages auch für sie zu Ende sein würde, und daß jedes Schicksal, das man von neuem anzuheben sich entschlösse, nicht kostbarer sein würde als das alte, als jegliches andere.

Er aber seufzte wieder: „Alles auf der Welt ist *das!*“

Er seufzte es in diesem Augenblick, da ich mit meiner erbittert wühlenden, fast schöpferischen Hellsichtigkeit verfolgte, wie die Niedergeschlagenheit auf das Antlitz der beiden Menschengeschöpfe zurückflutete. Und in der Luft lagen noch diese Worte: „Alles auf der Welt.“

Da seufzte er plötzlich: „Ach! das ist nichts! Das ist garnichts!“

Sie waren sich fremd, eines dem anderen, sie waren von dem gleichen Gedanken durchströmt.

Während die Frau noch ganz auf ihm ausruhte, sah ich die Blicke des Mannes. Er verdrehte den Hals und wendete sich zur Wanduhr. Er strebte fort und zur Tür. Dann, ich allein konnte das sehen, als der Mund der Geliebten seinem Munde nahe war, dann schob er das Gesicht behutsam zur Seite. Er tat es mit einem leichten Schauer des Unbehagens, fast mit Ekel. Ein Atem hatte ihn gestreift, der verändert worden war durch all die Küsse, die in diesem Frauenmunde eben noch verschlossen gelegen hatten wie in einem Sarge.

Nun sprach sie nur noch mit ihrem armen Munde die Antwort auf das aus, was er gesagt hatte, ehe sie sein geworden war:

„Nein, du wirst mich nicht ewig lieben. Du wirst mich verlassen. Aber trotzdem bedaure ich nichts, und ich werde nichts bedauern. Kehre ich nun nachher in die riesige Trübsal zurück, die mich diesmal nicht mehr

lassen wird, dann werde ich vor mir sagen: „Ich habe einen Geliebten gehabt!“ Und ich werde aus meiner Nichtigkeit heraustreten, um eine Weile glücklich zu sein.“

Er will nicht mehr, er kann nicht mehr antworten. Er stammelt: „Warum zweifelst du an mir?“ Aber sie wenden ihre Augen dem Fenster zu. Sie fürchten sich, sie frieren, sie blicken dort hinunter, wo sich zwischen zwei Häusern ein vager Dämmerchein hingeflüchtet hat, gleich einem Gespensterschiff, das mit Helligkeit geladen worden ist.

Es bedünkt mich, daß jetzt das Fenster neben ihnen in das Spiel eintreten soll. Sie betrachten das farblose ungeheure Fenster, das alles rings in ihrer Nähe in nichts auflöst, und sie bleiben niedergeschmettert, wie unter dem Drucke einer Erscheinung, vor dem fleckenlosen Himmelsblau und dem Lichte, das keinen Blutstropfen abtröpfelt. Herzausraubend war der Krampf ihrer Körper, unsäglich kurz war ihre Lust nur gewesen. Dann wandern ihre Blicke wieder eines zum anderen zurück.

Sie sagt: „Sieh', wir sitzen da und sehen uns an wie zwei arme Hunde.“

Ihre Hände lösen sich voneinander, ihre Liebkosungen lassen nach und versanden, schlaff wird ihr Fleisch. Sie entfernen sich eines von dem anderen. Diese Bewegung hat sie von dem Sofa fortgetrieben.

Er sitzt da auf einem Stuhl. Trübselig ist sein Gesicht, die Beine sind gespreizt. Die Hose ist zerknüllt. Er atmet langsam keuchend, er ist mit all dieser toten und erkalteten Sinnenlust besudelt.!

Sein Mund steht offen, sein Gesicht ist verzerrt. Augenhöhlen und Kiefer zeichnen sich scharf ab. Man möchte glauben, daß er in wenigen Augenblicken ganz mager geworden ist, und man sieht an ihm das ewige Klappergebein. Von ihm strömt eine ganze schmerzreiche und beschwerte Mühseligkeit aus. Er scheint zu schreien und doch stumm zu sein, wie er so dasitzt, eingehüllt in die Staubdecke der Abenddämmerung.

Und endlich, diese beiden Menschengeschöpfe, sie

ähneln sich ganz und gar, sie sind ganz und gar einander gleich. Sie sind einander gleich, ebenso sehr durch ihr Menschenleid wie durch ihr Menschenantlitz!

Ich sehe sie nicht mehr in der Nacht, sie sind ganz überströmt von der Nacht. Ich verwundere mich sogar, sie solange noch gesehen zu haben. Die stürmische Inbrunst ihres Körpers und ihrer Seele muß über ihre Gestalten etwas wie eine lichtspendende Helligkeit geschüttet haben.



Wo ist Gott? Wo ist Gott denn? Warum mischt er sich nicht ein in den entsetzlichen, ewig gesetzlichen Kampf der Menschen? Warum verhindert er nicht durch ein Wunder das ungeheure Wunder, das plötzlich oder langsam verächtlich macht, was eben noch angebetet worden ist? Warum beschützt er den Menschen nicht vor der lautlosen Trauerverdüsterung all seiner Träume? Warum schirmt er ihn nicht gegen den Niederbruch dieser Wollust, die aus dem Menschengewebe aufblüht und doch auf das Menschengewebe zurückfällt wie etwas Ausgespienes? Vielleicht bin ich nur deshalb derart entsetzt über die unbesiegbare Erdenrückfälligkeit des Menschengewebes, weil ich ein Mensch bin wie jeglicher andere Mensch auch, vielleicht nur deshalb, weil die Kraft, die tierisch und gewaltsam in mir selber ist, meiner Sinne Aufmerksamkeit mächtiger auf diese Minute hintreibt.

Das ist alles! Das ist nichts! Der Widerhall dieser beiden Schreie hallt in meinem Ohre wider, dieser beiden Schreie, die nicht aufgeheult worden sind, die nur leise und kaum hörbar hingeflüstert worden sind in die Schweigenstiefe des Nichts — Wer wird ihre Größe ansagen und wer die Weltenweite, durch die sie voneinander geschieden werden?

Wer wird sie ansagen? Besonders: wer wird sie wissen? Man muß schon, gleich mir, über das Menschengeschlecht hinausragend dastehen, man muß schon gleichzeitig unter den Menschengeschöpfen weilen und losgelöst sein von ihnen, um wahrzunehmen, wie das Lächeln sich in

Todeskrampf verwandelt, wie die Lust die satte, lasse Lässigkeit wird, und wie die Umarmung nur zueilt dem Zerfalle. Steht einer mitteninne in dem Lebensgetriebe, dann sieht er das alles nicht; dann weiß er auch nichts. Blind weht man von einem Lebensäußersten zum anderen hinüber. Wer diese beiden Schreie „Alles!“ „Nichts!“ vor meinen Ohren hinausgeschrien hat, der hatte den ersten Schrei schon vergessen, als er vom zweiten Schrei fortgerissen wurde.

Wer wird es sagen? Ich wollte, daß man es saget! Was nützen die Worte und die Überlieferung und die jahrhundertalte Gewohnheit des Talenten und des Genies, an der Schwelle dieser Bilder Halt zu machen, als wenn eine verbotene Welt vor ihnen läge? Man muß es sagen in einem Gedichte und in einem Meisterwerke bis zum Grunde, bis zur tiefsten Tiefe, sei es auch nur, um die Schöpferkraft unserer Hoffnung und unserer Wünsche zu erweisen, die im Moment ihres Aufstrahlens die Welt umgestalten und die Wirklichkeit umstürzen.

Kein reicheres Almosen könnte man diesem Liebespaar wiedergeben, wenn ihre Freude in ihrem Innersten ausgestorben sein wird! Denn dieses *eine* Schmerzengenspiel, es ist nicht das letzte in ihrer verschwisterten Geschichte. Sie werden das Spiel von neuem beginnen, wie alle lebenden Menschen überhaupt. Sie werden es von neuem versuchen eines mit Hilfe des anderen und mit aller Kraft, sich gegen die Niederlage des Lebens zu wehren, den Schwung der Begeisterung wiederzufinden und nicht dem Tode zu verfallen. Von neuem werden sie in ihren verschlungenen Körpern Erleichterung und Erlösung suchen. Die große Schwungkraft alles Sterblichen wird sie von neuem ergreifen durch die Kraft der Sünde, die sich an das Fleisch anklammert, wie wenn sie selber ein Stück des Fleisches wäre. Und von neuem wird der Aufschwung ihres Traumes und das Geistern ihrer Begierde die Trennungszeit mit Wahn verklären. Das alles wird den Wert der Trennung mit Zweifel schmähen, die Niedrigkeit mit Hoheit verbrämen, den Kot und die verfluchtsten Teile ihres Leibes mit

Wohlduft und Heiligkeit umkleiden. Wohl dienen ihre Leiber dem verfehnten Dienste. Es wird sich trotzdem eine Weile darinnen alle Trostesherrlichkeit des Weltalls bergen.

Dann weiter, weiter noch: Wenn sie einsehen werden, daß sie vergebens die Unendlichkeit in der Begierde verankert haben, dann werden sie für ihren Hochmut bestraft werden.

Ach! Ich bedaure es nicht, das schlichte und schreckliche Geheimnis vergewaltigt zu haben. Das wird vielleicht meine einzige Ruhmestat sein, dieses Bild in all seiner Krafthoheit festgehalten und begriffen zu haben, daß die lebendige Wahrhaftigkeit trübseliger und großartiger gewesen ist, als ich es bisher hatte glauben können!



VI.

Alles ist ruhig. Sie sind fort. Sie haben sich anderweitig verborgen. Ich glaube, der Gatte hat kommen sollen. Ich habe nicht genau verstanden. Weiß ich denn genau, was sie gesagt haben!

Das Zimmer ist verlassen. Ich wandere in meinem Zimmer herum; dann esse ich, wie in einem Traum befangen. Ich gehe aus, ich werde durch Menschen angezogen.

Draußen die Häuser steil und geschlossen. Die Menschen streifen mich, und sie verlassen mich. Ich sehe überall nur Mauern und Gesichter. Vor mir ein Café. Die heftige Helligkeit, die dort herrscht, lädt mich ein, einzutreten. Dieser künstliche Glanz gefällt mir, er beruhigt mich, und doch, er bringt mich aus dem Geleise. Ich setze mich nieder, ich kneife die Augen zusammen. Herum sitzen Leute, die friedlich und schlicht sind und sorgenlos, und die nicht, wie ich, eine Aufgabe zu erfüllen haben. Vor seinem Glase sitzt ein Mädchen mit geschminktem Gesicht, und sie blickt hierhin und dorthin aus. Sie hält auf den Knien eine kleine Hündin, die mit dem Kopf über den Marmortisch hinausragt. Das Tier ist lustig, und es bittelt für seine Herrin um die Blicke und um das Lächeln aller Vorübergehenden.

Diese Frau betrachtet mich mit Teilnahme. Sie sieht, daß mich niemand erwartet, daß ich nichts erwarte.

Ein Zeichen, ein Wort, und sie, die auf jedermann wartet, sie würde zu mir kommen und mir zulächeln mit ihrem ganzen Leibe. — Aber nein, was ich wünsche, ist nicht *das*. Ich bin einfacher als *das*. Ich brauche keine Frau. Bin ich verwirrt durch die Berührung mit den

Liebesgeschäften, so ist es nur wegen eines großartigen Gedankens und nicht wegen eines Instinktes.

Sie kommt auf mich zu. Sie weiß nicht, wer ich bin. Ich wende mich ab. Was nützt mir der jähe und grobe Ausbruch, die Komödie der Geschlechter? Auf allen Menschen, auf den Männern und auf den Frauen, hat mein Auge geruht, und ich weiß, was sie tun. Die Muffigkeit in dem Café und der Tabaksdunst, der in die laue Luft hineinschlägt, das ballt eine ermüdende Atmosphäre zusammen. Das Menschengerausch, das Aufschlagen einer Untertasse, das Auf- und Zustoßen der Eingangstür, der Ausruf eines Spielers, zusammenschmilzt das alles. Auf den Gesichtern hat sich ein grünliches Licht gelagert. Mein Gesicht muß noch auffallender sein als alle die übrigen Gesichter. Es muß verwüstet scheinen, weil es stolz ist, gesehen zu haben, und weil es begehrt ist, noch mehr zu sehen.

Eben hatte er sie Geliebte genannt, Herzleide hatte er hinzugesetzt. Ich weiß nicht, war es ihr Name oder sollte sich ein Stück Lebensgeständnis darin aussprechen. Ich weiß keinen Namen, ich weiß keine Einzelheit mehr. Ich weiß nichts derartiges mehr. Die ganze Menschheit zeigt mir ihr Eingeweide. Ich schaufle den Urgrund des Lebens auf. Aber an der Oberfläche des Weltalls bin ich verloren. Vorhin hätte ich versuchen sollen, mich unter die Menschen zu mischen, mich unter ihnen an diesem öffentlichen Platz niederzulassen und zu fragen, was ich denn eigentlich wollte.

Ich glaubte, die Gestalt eines Mitbewohners aus meinem Hotel zu erkennen, der draußen am Café vor dem Spiegel vorbeiging. Ich habe mich weit hintenüber gebeugt. Ich bin nicht fähig, von diesem und jenem zu schwatzen. Später werde ich diese trübselige Gewohnheit wieder aufnehmen. Dann beuge ich den Kopf wieder zum Tisch hinunter und ich stütze die Arme auf, und ich wühle in den Haaren, um nicht von den Bekannten erkannt zu werden, wenn zufällig einer vorüberkommen sollte.



Dann wandle ich wieder durch die Straßen. Eine Frau geht vorüber. Mechanisch folge ich ihr. Es ist eine Dame, die in dunkles Blau gekleidet ist. Ein großer, schwarzer Hut. Sie ist so vornehm, daß sie ein wenig linkisch auf der Straße wirkt. Sie schürzt den Rock etwas ungeschickt, und man sieht ihr feines Schuhwerk, das ihr zartes Bein und den durchsichtigen Strumpf einschließt. Eine andere Frau geht an mir vorüber. Eifrig mustere ich sie. Dort unten huscht ein Frauenschatten über die Straße. Mein Herz schlägt, als wenn es aufwachen wollte.

Neugier? Nein, Begierde. Eben verspürte ich keine Begierde. Jetzt kommt sie, und sie betäubt mich. Ich bleibe stehen. — Ich bin ein Mensch wie die übrigen Menschen auch. Ich spüre meine Erregungen und die Dumpfheit meiner Wünsche. Und wie ich da so auf der grauen Straße stehe, auf der ich nicht aus und ein weiß, möchte ich mich dem Körper einer Frau nähern.

Diese kleine Gestalt, die da an den Mauern entlangstreicht, nicht weit von mir, ich stelle mir ihre lautere Nacktheit vor. — Sie hat kleine Füße, die man kaum bemerkt. Sie zieht ein Tuch über die Schultern, sie trägt ein Paket. Sie geht vorgebeugt, derart eilig ist sie, als wenn sie sich im kindlichen Gehaben selber überholen wollte. Unter diesem winzigen Schatten geht ein Lichtkörper, der Helligkeit zu meinen Augen trägt, während sie auf wogender Luftwolke entschwindet. — Ich denke an die Sternenschönheit, die sie besitzen könnte, an das Strahlen ihrer Flechten, die unter dem kleinen Hut zusammengedrückt und verborgen sind; ich denke an das große Lächeln, das sie auf ihrem höchst ernsthaften Gesicht verbirgt. Mitten auf dem Weg bleibe ich eine Sekunde lang stehen, festgewurzelt und unbeweglich. Die Erscheinung der Frau ist schon fern. Wäre ich ihren Augen begegnet, das wäre wirklich ein Schmerz gewesen. Ich spüre im Gesicht einen Krampf, der mich entstellt, der mich verwandelt.

Oben auf dem Verdeck der Elektrischen sitzt ein junges Mädchen. Ihr Rock ist ein wenig aufgehoben und gewölbt. Von unten könnte man ganz und gar in sie

hineinsehen. Aber ein Wirrwarr von Wagen wirft uns auseinander. Die Elektrische fährt weiter. Alles zerstreut sich wie ein Traumalp. Zur Rechten und zur Linken, ist die Straße voll von Frauenröcken, die hin- und her-tanzen und sich anbieten. So leicht sind sie, etwas umge-bogen an den Rändern; sie enthüllen etwas, und trotzdem enthüllen sie nichts. Wie ich weitergehe, sehe ich mein Gesicht in dem schmalen und hohen Spiegel eines Schau-kastens. Ich bin bleich, und die Augen sind umrändert. Es ist ja nicht eine einzige Frau, die ich begehre, sie alle sind es! Und ich suche sie, ringsherum, eine nach der anderen. Sie kommen und gehen, und es hat ausgesehen, als wenn sie auf mich zuschritten.

Nun bin ich besiegt, und ich füge mich gehorsam dem Zufall. Ich bin einer Frau gefolgt, die mir zugeblinzelt hat. Dann sind wir nebeneinander hingegangen. Wir haben einige Worte gewechselt, sie hat mich zu sich ge-führt. Als sie die Tür aufgeschlossen hatte, da war ich auf dem Flur von einem Aufbeben des Ideals durchgerüttelt worden. Dann ist das banale Spiel über mich weggegangen. Das ist schnell dahingegangen wie ein Sturz zur Tiefe. Von neuem stehe ich auf dem Pflaster. Beruhigt bin ich nicht, wie ich es gehofft hatte. Eine unermessliche Ver-wirrung wirft mich hin und her. Man möchte glauben, ich sehe die Dinge nicht mehr, wie sie sind. Ich sehe zu weit, und ich sehe eine zu mannigfaltige Mannigfal-tigkeit der Dinge.

Was gibt es denn? Müde bin ich. Von meinem eigenen Gewicht niedergeschleudert, setze ich mich auf eine Bank. Regen beginnt niederzurieseln. Die Menschen eilen sich, und sie werden seltener. Und die Regenschirme rieseln bald, und die Dachrinnen weinen, und die Fahrstraßen und die dunkelleuchtenden Fußwege liegen im Wasser. Und Halbschlaf ist ausgebreitet, die ganze Traurigkeit des Lebens. — Mein Leiden ist es, daß mein Traum zu sehr ins Weite schweift, und daß er stärker ist, als ich ihn ertragen kann.

Wehe den Menschen, die an das denken, was sie nicht besitzen! Sie haben recht, aber sie haben zu sehr recht,

und darum stehen sie außerhalb der Natur. Die im Geiste arm sind, die Schwachen und die Demütigen, die gehen kummerlos vorüber an dem, was nicht für sie geschaffen ist, die streifen alles, jeglichen Mann, jegliches Weib, ohne Ängste. Und trotzdem, selbst diese geringen Seelen begehren geringe Sachen. Minute auf Minute! Aber die anderen Menschen, aber *ich!*

Ergreifen wollen, was man nicht hat, rauben! Es hat mir genügt, einige Menschengeschöpfe zu sehen, die sich gegen den Urgrund ihrer Wahrhaftigkeit aufbäumten, um ganz und gar des Glaubens durchdrungen zu sein, daß der Mensch sich genau so sicher und festgefügt in *seinem* Sinne herumdreht und wandelt, wie die Erde sich in ihrem Sinne dreht.

Weh, Weh, ich habe nicht nur diese entsetzliche Selbstverständlichkeit gelernt, ich bin von ihrem Räderwerk durch und durch gemahlen worden! Ich habe die Ansteckung dieser Torheit erlitten. Meine eigene Begierde ist nur wuchtiger und weiterschweifend geworden. Leben möchte ich alle Lebensmöglichkeiten. Auf allen Herzen möchte ich lasten. Mir scheint, alles, was nicht zu meiner Erbauung ist, das zieht sich zurück von mir. Und bin ich einsam, dann bin ich wirklich verwaist.

Vom Sturm bin ich auf diese Bank verschlagen, verschlagen in diese große, wüste, im Regenwasser schwimmende Straße, und ich mache mich klein, um mich besser unterzuducken. Ich bin verzweifelt, weil ich alles liebe, als wenn ich Überfluß an Güte hätte. Ach! Schon sehe ich, wie ich gezüchtigt werden soll, weil ich in das blutlohnende Geheimnis aller Menschen eingedrungen bin. Ich werde gestraft sein dorten selbst, wo ich gesündigt habe. Ich werde die Unendlichkeit des Leides erleiden, das ich in den übrigen Menschen lese. Gestraft werde ich sein in jedem Geheimnis, das im Schweigen erstarrt, und in jedem Weibe, das vorüberstreift.

Die Unendlichkeit ist nicht, was man glaubt. Man siedelt die Unendlichkeit gerne in der dichterisch erhobenen Seele irgendeines Märchenhelden oder eines Meisterwerkes an. Mit der Unendlichkeit staffiert man,

wie mit einem Theaterkleid, die stürmende Ausnahmenatur irgendeines romantischen Hamlet aus. — Aber die Unendlichkeit lebt leisudemütig in diesem Menschlein, dessen unbestimmten Abglanz mir eben der Spiegel eines Schau Fensters zugeschickt hat; sie lebt in *mir*, so wie ich da vor den Menschen einhergehe. Mit meinem banalen Gesicht und mit meinem gewöhnlichen Namen ist sie ausgestattet, sie ist mein Ich, das alles begehrt, was es nicht haben kann. — Denn es gibt keine Ursache, die hier Schranken aufrichten könnte. Derart schreite ich Schritt für Schritt auf der Spur der Unendlichkeit vorwärts. Und dieses Herumirren ohne Grenzen des Horizontes ist vergleichbar dem Sternengewandere am Firmament. Ich hebe die verwegenen Augen zu den Sternen empor. Ich leide. Ach! Wenn ich eine Sünde begangen habe, so entsühnt mich dieses große Leid, das von der Unmöglichkeit durchschluchzt wird. Aber ich glaube nicht an die Entsühnung und an diesen Plunder, der sich auf Religion und Moral begründet. Ich leide, und Gewißheit ist allein darüber, daß ich einem Märtyrer gleiche.

Ich muß heimkehren, um dieses Märtyrerwerk in all seiner Ausdehnung, in all seiner armseligen Ausdehnung zu erfüllen. Ich muß schauen, weiter und weiter. Dort in dem Raum, der jedermann gehört, verliere ich meine Zeit. Ich kehre zu dem Zimmer zurück, das sich wie ein lebendiges Wesen aufschließt.



Zwei leere Tage brachte ich hin und schaute, ohne zu sehen. Ich hatte hastig wieder einige Schritte unternommen und nicht ohne Mühe wieder einige Tage Aufschub gewonnen, damit man mich noch mehr vergäße.

Ich blieb in diesen Mauern in febrischer Stille und untätig wie ein Gefangener. Ich ging in meinem Zimmer den größten Teil des Tages auf und ab, nur angezogen durch den Mauerspalt; und ich wagte es nicht mehr, mich zu entfernen.

Die langen Stunden flossen hin, und am Abend war ich gebrochen durch meine unermüdliche Hoffnung.

In der Nacht des zweiten Tages erwachte ich plötzlich. Ich deckte mich auf, und sprang mit einem Schauer heraus aus dem engen Gefängnis meines Bettes! Mein Zimmer war kalt wie die Straße. Ich reckte mich an der Mauer hinauf, die unter meinen zitternden Händen tot und eisig anzufühlen war. Der Mondenschein fiel in das Nachbarzimmer, dessen Läden nicht geschlossen waren wie in meinem Raume. Ich blieb aufrecht an der gleichen Stelle, noch schlaftrunken gebannt durch dieses bläuliche Luftschimmern. Deutlich spürbar war allein die Kälte. — Nichts. — Ich fühlte mich allein wie ein Mensch, der gebetet hat.

Dann brach ein Gewitter aus, das gegen Tagesende gedroht hatte. Tropfen fielen. Plötzliche und lange Windstöße zwängten sich in den Raum. Donnergeroll erschütterte den Himmel.

Von Minute zu Minute wurde der Regen stärker. Der Wind wehte andauernder und schwächer, der Mond war in den Wolken verborgen, rings um mich herrschte vollständige Dunkelheit. Der Kaminaufsatz zitterte. Dann wurde es wieder still. Und ohne zu wissen, warum ich denn aufgewacht war, und warum ich denn gekommen war, verharrte ich vor dieser Dürsterkeit, die kein Ende nahm. Gleich einer Mauer lag die Welt vor mir.



Dann glitt in den schwarzen Raum ein leichtes Geräusch. — Zweifellos irgend ein fernes Rumoren des Gewitters. Nein. ein Murmeln, das ganz nahe war, ein Murmeln oder ein Geräusch von Schritten.

Irgend jemand. — Irgend jemand war da. — Endlich! Der Instinkt, der mich aus der Umklammerung des Bettes emporgerissen hatte, der hatte mich nicht getäuscht.

Ich machte mit den Augen einen verzweifelten Versuch, aber die Dunkelheit war undurchdringlich. Kaum zeichnete sich in dem tiefen Dickicht das Fenster düsterblau ab, und ich wußte nicht einmal, ob es das Fenster war, oder ob ich das nur dachte.



Das Geräusch wurde von neuem hörbar, es dauerte ein wenig länger.

Schritte — ja Schritte, man ging. Ein Atmen. Gegenstände wurden hin- und hergerückt, abgerissene Töne, die sich nicht erklären ließen und von der Stille losgerissen wurden. Sie schienen ohne Sinn.

Eine Weile später zweifelte ich. — Ich fragte mich, ob es nicht eine dröhnende Halluzination gewesen war, die meines Herzens Aufruhr erschaffen hatte.

Aber der Ton einer Menschenstimme gelangte übermenschlich bis zu mir.



Wie die Stimme leise war, besonders wie sie seltsam eintönig war, diese Stimme! Sie schien eine Litanei oder ein Gedicht herzusagen. Ich hielt den Atem an, um nicht dieses Herannahen des Lebens zu vertreiben.

Nun verdoppelte die Stimme sich. Es waren zwei Stimmen, die sich antworteten. Sie entströmten einer unergründlichen Traurigkeit, wie alle Stimmen, die sehr leise bleiben; einer musikklingenden Trübsal.

Sicherlich hatte ich noch einmal zwei Geliebte vor mir, die sich für einige Augenblicke in das unbewohnte Zimmer geflüchtet hatten. Zwei Menschengeschöpfe waren da, eines zum anderen hingetrieben, in der aufgeschichteten Einsamkeit, in dem farblosen Abgrund. Und unfähig, sie zu erkennen, fühlte ich doch ihr Lebensregen so stark wie ich mein Herz in der Brust verspürte.

Ich suchte das verlorene Paar. Meine ganze Aufmerksamkeit tastete nach diesen beiden Körpern hin. Umsonst. Nacht trat in meine Augen ein und blendete mich. Je mehr ich schaute, desto mehr tat mir der Schatten weh. Einen Augenblick jedoch meinte ich, die Zeichnung einer Gestalt zu bemerken, die sehr düster auf dem düsteren Fenster lag. Die Gestalt verlosch. Nein, Nacht. Die Finsternis starr wie ein Götzenbild. — Was waren sie, diese lebenden Menschen, was taten sie? Wo waren sie?



Und plötzlich hörte ich aus dem Wirrsal der Finsternisse ein deutliches Wort hervorsprühen, das menschliche Gestalt hatte, das Wort: „Noch!“

„Noch!“ Dieser Schrei kam aus dem Fleisch dieser Menschen. Nun zeigte er mir sie endlich. Es schien mir, daß ihre Gesichter aus dem Nebel herausgeschält würden.

Dann mitten aus dem hastigen Gestammel ein anderes Wort, das wie aus einem Ringen herausgesprüht und mit erstickter, seliger Stimme hingeschleudert wurde:

„Wenn sie wüßten! Wenn man wüßte!“ Und diese Worte wurden mit gedämpfter Kraft wiederholt, immer leiser, immer flüsternder.

Dann entluden sich die Worte ganz laut in einem aufschallenden Gelächter. Und das Knallen eines Kusses stieg auf, und das verdeckte alles. Aus dem zusammengeschichteten Schatten tauchte dieser Kuß auf wie eine Erscheinung.



Ein Blitz zuckte auf, der einen Moment das Nachbarzimmer in ein mit Fahlheit angefülltes Zellengemach verwandelte. Dann kam die schwarze Nacht wieder. Das elektrische Aufleuchten hatte meine Lider aufgehoben, die ich instinktmäßig geschlossen hatte, so daß die Augen zu nichts dienten. Meine Blicke drangen jetzt in das Nachbarzimmer ein, aber ich sah nichts Lebendiges. Hatten sich die beiden Bewohner in einen Winkel verkrochen und versteckt bis in den Kern der Finsternis hinein? Sie schienen den breiten Blitz nicht bemerkt zu haben. Doch mit verzweifelnder Regelmäßigkeit stürmten die gleichen Worte auf mich ein, und sie waren noch gewichtiger, noch seltsam nachhaltender, noch mehr der Verlorenheit preisgegeben.

„Wenn man wüßte!“

Und ich hörte diesen Schrei, und ich beugte mich über die beiden Wesen mit heiliger Aufmerksamkeit, wie über Sterbende.



Warum diese ewige Furcht, die sie durchrüttelte und in ihrem Munde nachschwang? Welch stürzend tobendes

Bedürfnis hatten sie, allein und verborgen zu bleiben, um diesen armseligen Siegeschrei auszustoßen, der einem Hilfeschrei ähnlich klang? Welche Abscheulichkeit begingen sie? Welch Laster verschüttete ihre Umschlingung?

Ich empfing einen Stich ins Herz. Die beiden Stimmen waren zu ähnlich, ich begriff: Es waren zwei Frauen, zwei liebende Frauen, die da gekommen waren, um sich in der Nacht seltsam zu verbünden.



Ach, ich lauschte! Niemals hatte ich mich so stark auf die Nacht gestützt. Und wirklich, mit meinem ganzen Leben, mit gekrampften Händen und todbrennenden Augen forschte ich das düstere Liebespaar aus, das dort in das Bett der Finsternis hineingesunken war.

Ich fühlte, daß eine zitternde Himmelsherrlichkeit sie überschüttete. Einer der Frauenmünder stammelte:

„Gott sieht uns! Gott sieht uns!“

Sie auch brauchten Gott, damit er sie sehe und damit sie schöner würden durch die Kraft der Gottheit. Wie die Tröstlichen riefen sie ihn zu Hilfe.



Ich zweifelte jetzt, daß es zwei Frauen wären. Ich glaubte, die Schwere einer männlichen Stimme zu bemerken. Ich lauschte, ich verglich, ich durchforschte diese Stimmenfetzen, ich versuchte noch einmal mit einem letzten Kraftaufwand den Schatten zu überwinden.

Dann vernahm ich deutlich die inbrünstige Bitte, die ganz leise emporblühte und, eines nach dem anderen, die hastigen Worte, die von Mund und Mund zermalmt, benetzt und überflutet wurden durch das Blut der Küsse:

„Willst du? Willst du?“

Und die Frage nahm eine große, zitternde Bedeutsamkeit an. Es war die Frage eines Menschengeschöpfes, das sich ganz dem anderen entgegenstreckte und erschloß.

Dann schlug eine gewaltige Stimme wie ein Flügelschlag empor:

„Ja!“

„Ach!“ stammelte der andere Körper.

Welch mystisches, aus der Ordnung losgerissenes Mittel gebrauchten sie, um sich zu kennen und um sich zu berühren? Welche Gestalt nahm die Liebe dieses Paares an?

Welche Gestalt? Aber was bedeutet die Gestalt der Liebe! Ich reiße mich aus dieser Angst los, und es bedünkt mich, daß ich plötzlich dem ganzen Trauerspiel des Liebewesens zuschaue.

Sie lieben sich. Das Übrige bedeutet nichts. Mochten sie entartet oder von rechter Artung sein, verflucht oder gesegnet, sie lieben sich, und sie besitzen sich, so sehr man es nur hinieden vermag.

Sie verstecken sich vor allen, nachdem sie sich gegenseitig gerufen haben. Sie wälzen sich in der Finsternis wie in Decken und Linnen. Sie sperren sich ein. Sie verachten und fliehen das Taglicht, denn das wäre die Züchtigung durch die Ehrlichkeitsmenschen und die Friedlichkeitsmenschen. „Wenn man wüßte!“ haben sie geschrien, aufgeheult und gelacht. Sie rühmen und brüsten sich mit ihrer Einsamkeit, sie peitschen sich auf mit ihrer Einsamkeit, sie lieblosen sich damit. Sie sind aus dem Gesetz geschleudert und aus der Natur und aus dem regelmäßigen Leben, das zusammengesetzt ist aus Opfertum und Nichtigkeit. Sie versuchen es, sich aneinanderzuschmiegen. Ihre steinernen Stirnen prallen hallend aneinander. Jeder ist mit seines Leibes Inbrunst beschäftigt; jeder verspürt es an sich, wie er einen anderen Körper preßt, der nur Körper sein will, der nichts anderes bedenkt. O, was bedeutet die Artung ihrer Hände, die sich der begrabenen Wollust entgegentasten, was bedeutet die Artung ihrer Münder, die nacheinander lechzen, was bedeutet endlich die Artung ihrer Herzen, die so blind und so stumm sind!

Alle Liebenden in der Welt sind gleich. Durch Zufall werden sie zusammengeführt. Sie sehen sich, und sie sind durch die Züge ihres Antlitzes eines an das andere gekettet. Lichtschönheit schenkt eines dem anderen, weil sie unterworfen sind der wildwirksamen Auslese, die ver-

gleichbar ist dem Wahnsinn. Sie geben ihren Einbildungen rohe Wirklichkeit, denn eine Sekunde lang verwandeln sie die Lüge in Wahrhaftigkeit.

Und dann habe ich einige abgerissene Worte aus ihrem Bekenntnis gehört: „Du gehörst mir, du gehörst mir. Ich besitze dich, ich nehme dich!“

„Ja, ich gehöre dir!“

Jetzt stäubte die ganze Liebe zu meinem Antlitz empor wie ein Weihrauch mit seinem Auf- und Niederwallen: der Brodem und der Wärmeschlag der Lebenswahrhaftigkeit, die das Frohnwerk der Wahnverblendung, der Entmannung und der Entweibung vollenden.



Das Gespräch beginnt von neuem. Es ist sanfter und artiger, und ich höre zu, als wenn man zu mir redete. Zuerst gleitet ein Satz wie schwebend, fast wie im Traume, hin:

„Ich bete unsere Nächte an, ich liebe unsere Tage nicht.“

Und man nimmt das Gespräch wieder auf. Man zerbröckelt langsam Rede und Gegenrede, abgelenkt hie und dort, in einem sachten Gewiege. Die Worte fließen manchmal durcheinander, und sie haben keine Gestalt mehr. Die beiden Lippenpaare sind nahe wie ein einziges Lippenpaar:

„Am Tage wird man auseinandergesprengt, und man verliert sich. Nur nachts darf man sich in Wirklichkeit nahen.“

„Ach,“ sagte die andere Stimme, „ich möchte, daß wir uns auch bei Tage lieben!“



„Das *wird* einmal sein, vielleicht — später, ach, später!“

Die Worte hallen in einem langen, weithallenden Widerhalle nach; dann sagt die Stimme:

„Bald!“

„Gott, Gott!“ sagte die andere in einem Hoffnungsschauern.

Ich hatte schon eine gleiche Klage gehört. Es war die gleiche Klage, als wenn es nur wenige Klageweisen auf Erden gäbe:

„Ich, die ich so sehr ein Schicksal im Licht begehrt hätte!“ hatte die Ehebrecherin geseufzt.

Dann sprechen sie in Sätzen, deren Anfang ich nicht recht verstehe, und die ich nicht zusammenfügen kann. Sie reden von Sonnenhecken und Parkanlagen mit schattigen Rasenplätzen, von weiten, goldumsäumten Alleen und gewölbten Brunnenschalen, die im Mittag so blinkend und funkelnd leuchteten, daß man sie ebensowenig anschauen konnte wie das Sonnenlicht selber.

Sie sind in den Schatten eingetaucht, Schatten sind sie selber, und sie schaffen doch die Lichthelligkeit. Sie denken an das Taglicht, und sie wollen es für sich erobern, und es ist wie ein himmelblaues, sommerliches Denkmal, das hervorsprießen soll aus ihrem Inneren.

Und je mehr sie von der Sonne sprechen, desto leiser und erloschener werden ihre Stimmen.

Nach einem Schweigen, das noch mehr von Zärtlichkeit belastet ist, höre ich:

„Wenn du wüßtest, wie die Liebe dich verschönt, wie dein Lächeln dich erhellt!“ Alles übrige erlischt, man sieht das Lächeln nicht mehr.

Dann wechselt die Melodie ihres Traumes die Bilder, ohne die Lichtfülle zu wechseln. Sie beleben vor sich neu die Salons und die Spiegel und die Kronleuchter. Sie beleben vor sich neu die nächtlichen Feste auf der schwebenden Wasserflut, die besät ist mit Booten und farbigen Ballons. Rot, Blau, Grün, alles vergleichbar den Sonnenschirmen unter dem Sonnenschein in den Parkanlagen.

Von neuem Schweigen. Dann nimmt eines von ihnen mit einem Ton, des Gebetes voll, das Gespräch wieder auf, und es verrät den unendlichen, unermeßlichen Drang und die bis zur Tollheit unermeßliche Begierde nach der Wirklichkeit des Traumes, und es sagt:

„Es fiebert mich. Es dünkt mich, daß ich die Sonne auf meinen Handflächen trage.“

Und einen Augenblick nachher hastig:

„Du weinst! Deine Wange ist naß wie dein Mund.“

Eine der flehenden Frauen seufzte:

„Wir werden niemals alles das haben; wir werden diesen Lichtschimmer nur in unseren Träumen haben, die wir uns in der Nacht erschaffen, und nur dann, wenn wir zusammen sind.“

Aber die andere Frau rief aus: „Wir werden alles das haben! Eines Tages wird es zu Ende sein, alles, was traurig ist.“

Man fügte mit prächtiger Gebärde hinzu:

„Wir besitzen es fast. Du siehst wohl, daß wir es schon haben!“

Wieder begannen sie, von Gewissensbissen getrieben und Furcht, daß man es erführe: „Ach, wenn man es wüßte!“

„Alle würden sie eifersüchtig auf uns sein; selbst die übrigen Liebespaare und selbst die glücklich sich Liebenden!“

Dann sagten sie von neuem, daß Gott sie sehe. Diese Menschengruppe, die eingemeißelt war in die Finsternis, sie träumte, daß Gott sie entdecke und berühre wie etwas des Gottschimmers durchaus Würdiges. Ihre verschlungenen Seelen sammelten sich zu einem tieferen und größeren Leben. Ich haschte das Wort auf: „Ewig!“

Während diese Menschengeschöpfe wahrscheinlich unter den Decken eines am anderen entlang krochen wie Larven, und zermalmt und zertreten wurden bis zum Nichts, sprachen sie das Wort: „Ewig!“ Sie sprachen das übermenschliche, übernatürliche und außergewöhnliche Wort aus.

Alle Herzen sind gleich mit ihrer Schöpferwut. Der Gedanke, der vollgestopft ist mit dem Unbekannten, das nächtliche Blut und die Begierde, die vergleichbar ist der Nacht, sie schleudern alle ihren Siegeschrei hinaus. Wenn die Liebespaare sich umschlingen, dann ringen sie, ein jedes für sich, und sie sagen: „Ich liebe dich!“ Sie warten, sie weinen, sie leiden und sagen: „Wir sind selig.“ Schon zerfallen sie in Ohnmacht, und sie lassen sich, und

sie sagen: „Ewig!“ Es ist, als wenn sie das Himmelslicht wie Prometheus nach dem Urabgrund fortgetragen hätten, in den sie verschüttet worden sind.

Und ich machte mich auf und suchte sie weiter, Atemzug auf Atemzug. Wie ich gewünscht hätte, ihrer in diesem Augenblicke sichtbar gewahr zu werden! Ich wünschte sie so heftig, wie ich das Leben wünschte. Enthüllen wollte ich diese Bewegungen, diesen Aufbruch, dieses Paradies und diese Gesichter, aus denen alle Lebendigkeit ausströmt. Aber ich konnte nicht bis an die Wahrheit gelangen. Ich sah kaum das Fenster dort drüben, das, lose umrissen wie eine Milchstraße, in die schwarze Unermeßlichkeit des Zimmers eingezeichnet war. Ich hörte keine Worte mehr, sondern nur ein Geflüster noch. Und ich begriff nicht, ob es noch einmal Wille und Wille war, die dort zusammenströmten und aufbrandeten, oder ob es die Klageitaneien wären, die sich losrissen von der Wunde ihres Mundes.

Dann wurde selbst das Geflüstere aufgesogen. Alles war still geworden. Vielleicht hatten sich die beiden Wesen, die sich immer aneinander preßten und doch fern eines von dem anderen waren, zum Schlaf ange-schickt. Vielleicht waren sie fort, um sich anderweitig mit ihrer einzigen Kostbarkeit zu durchblenden. —

Das Gewitter, das still geworden schien, da rollte es wieder auf und ging weiter.



Lange kämpfe ich gegen den Schatten. Aber der Schatten ist größer als ich, er begräbt mich. Ich sinke auf mein Bett nieder, und ich bleibe in Nacht und Schweigen. Ich richte mich auf, Gebetsprüche schaufle ich los von mir. Ich habe gestammelt: „De profundis — I“

De profundis — Warum klingt dieser entsetzliche Hoffnungsschrei, dieser Schrei des Elends, der Kreuzmarter und des Schreckens in dieser Nacht von meinem Innersten zu meinen Lippen empor?

Er ist der Geständnisschrei der Kreaturen. Welches Wort die Kreatur auch aussprechen möge, deren jegliches

Schicksal ich wahrgenommen habe, das schrie sie immer aus ihrem Herzensgrund. Und nach diesen Tagen und nach diesen Abenden, die ich beim Lauschen hingebracht habe, ist es allezeit nur *das*, was ich höre.

Dieser Hilfeschrei, der aus dem Abgrund zum Lichte aufsteigt, dieser Kampfsturm der verschütteten Wahrheit um die wiederverschüttete Wahrhaftigkeit, von allen Seiten steigt er auf, von allen Richtungen. Und der Schrei fällt wieder zurück, und ich, den heimsucht der Menschheit Wehgetriebe, ich halle wider und wider von diesem Schrei. Ich, ich weiß nicht, was ich bin und wo ich hinsteure. Ich weiß nicht, was ich tue, aber *auch ich, auch ich* habe aus dem Grunde meines Abgrundes nach einem Fünklein Lichthelligkeit geschrien.



VII.

Das Zimmer liegt in der qualmigen Unordnung des Morgens. Die Frau, die der Geliebte kürzlich Herzleide genannt hatte, ist mit ihrem Gatten im Zimmer. Sie kommen von der Reise zurück.

Ich habe sie nicht kommen hören. Ich war wahrscheinlich zu matt.

Er hat den Hut noch nicht abgenommen. Er sitzt neben dem Bett, das noch nicht gemacht ist. Doch ich sehe deutlich, daß ein Mensch oder ein Paar darinnen gelegen hat. Sie kleidet sich an. Ich sehe, wie sie durch die Tür des Ankleidezimmers hinausgeht. Ich betrachte den Gatten, dessen Züge eine große Regelmäßigkeit und selbst eine gewisse Vornehmheit verraten. Die Stirnlinie ist wohl gezeichnet. Mund und Schnurrbart allein sind ein wenig gewöhnlich. Er hat ein gesünderes und kräftigeres Aussehen als der Geliebte. Die Hand, die mit einem Spazierstock spielt, ist fein geformt, und der ganze Mann mit beträchtlicher Eleganz ausgestattet. Das ist der Mann, den sie betrügt, und den sie haßt. Das sind der Kopf, die Gestalt und der Ausdruck, die in ihren Augen entstellt, verzerrt und gleichbedeutend mit ihrem Unglück sind.

Plötzlich ist sie wieder da. Mitten in meine Blicke tritt sie hinein. Mein Herz stockt, dann reißt es mich fort, ganz zu ihr hin. Sie ist halb angezogen. Ihrem Schritte und der unteren Wölbung ihres Körpers schmiegt sich ein malvenfarbened Hemd an, das kurz und leicht und von ihrem Busen gespannt ist. Als sie aus dem Ankleidezimmer kommt, scheint sie etwas schleppend und lässig nach den tausend Nichtigkeiten, die sie schon ausgeführt hat. Sie hält eine Zahnbürste in der Hand; der

Mund ist noch ganz feucht und glänzend, und die Haare sind aufgelöst. Das Bein ist wohlgebaut und hübsch. Der kleine Fuß steht hochgewölbt auf dem spitzigen Stiefelabsatz. Das Zimmer ist ganz durcheinander und erfüllt von einer Menge Duft; Seife, Puder, der scharfe Geruch von Kölnisch-Wasser, alles das eingeschlossen in die Schwülheit des Morgens.

Sie ist hinaus, sie ist wiedergekommen, sie ist noch von Lauigkeit und Seifenschaum bedeckt. Dann steht sie ganz frisch da und wischt von dem rosigen Gesicht die Wassertropfen ab.

Er, er redet, er setzt ein Geschäft auseinander. Er hat die Beine ausgestreckt. Bald blickt er sie an, bald blickt er sie nicht an.

„Weißt, Bernards haben nicht akzeptiert in der Bahnhofsache —“

Diesmal folgt er ihr beim Reden mit den Augen. Dann blickt er anderswohin. Er läßt die Augen über den Teppich schweifen, er schnalzt nervös mit der Zunge, ganz wie es ihm gefällt. Währenddessen geht sie auf und nieder; sie zeigt ihre gewölbten Hüften, den straffen Gang, die Blässe ihres Körpers und weiter unten alles, was dicht verschattet ist.

Meine Schläfen hämmern. All mein Fleisch geht dieser Frau entgegen, die reizend und fast nackt ist an diesem Morgen, und die in ihrem durchsichtigen Kleide den süßen Duft ihres Wesens einschließt. Und man hört, wie das banale Gerede des Gatten hinsummt; man vernimmt das Wort, das ihr fremd bleibt, das Wort, das wie eine Lästerung klingt in diesem Zimmer, zu dem sie ihre Nacktheit getragen hat.

Sie legt ihr Korsett an, die Strumpfbänder, die Hose, den Rock. Der Mann bleibt in seiner tierischen Gleichgültigkeit, er fällt in seine Gedanken zurück.

Sie steht vor dem Kaminspiegel und hantiert mit Schächtelchen und Gegenständen. Der Spiegel im Ankleidezimmer genügt ihr offenbar nicht für das, was sie tun will. Während sie ihre Toilette vollendet, spricht sie ganz für sich allein. Sie schwätzelt, sie ist heiter und

angeregt, denn der Frühling des Tages hat eben erst begonnen.

Sie ist geschäftig und buntscheckig. Sie braucht viel Zeit, um sich fertig zu machen, aber das sind bedeutsame und keineswegs vergeudete Stunden. Dann aber beeilt sie sich. Jetzt schließt sie einen Schrank auf und nimmt ein leichtduftiges Kleid heraus, und sie hält es vor sich hin wie ein Vogelnestgebausch.

Dieses Kleid zieht sie an. Dann kommt ihr plötzlich ein Gedanke, und sie hält ein, und sie sagt: „Nein, nein, nein doch!“

Sie zieht das Kleid wieder aus und holt ein neues: einen dunklen Rock und eine Bluse. Sie nimmt einen Hut und kräuselt die Schleife ein wenig auf. Dann hält sie die Rosengarnierung vors Gesicht. Sie sieht sich im Spiegel an. Nun ist sie wohl zufrieden, sie summt etwas vor sich hin.



Er sieht sie nicht an, und wenn er sie ansieht, dann sieht er sie nicht!

Ach, das ist feierlich, das ist ein Drama, ein trübseliges und darum desto mehr angstspannendes Drama. Dieser Mann ist nicht glücklich, und trotzdem beneide ich ihn um sein Glück. Sagt mir, was gibt es darauf zu antworten, wenn nicht *das*: Unser Glück liegt in uns, in jeglichem von uns, unser Glück ist die Begierde nach dem, was wir nicht haben.

Diese Menschenkinder sind zusammen, aber in Wirklichkeit sind sie fern, fern eines von dem anderen. Sie haben sich verlassen, ohne sich zu verlassen. Auf ihnen liegt es wie eine Hinterlist des Nichts. Sie werden sich niemals mehr näherkommen, denn den Raum zwischen ihnen füllt ganz und gar die erloschene Liebe aus. Diese Stille, dieses Nichtswissenkönnen des einen von dem anderen, das ist das Grausamste auf Erden. Sich nicht mehr lieben, das ist schlimmer als sich hassen. Denn was man auch immer sagen mag: der Tod ist schlimmer als das Leiden.

Ich habe Erbarmen mit diesen Menschenkindern, die

dahingehen nebeneinander und zusammengekettet sind durch die Gleichgültigkeit. Erbarmen habe ich mit dem armen Menschenherzen, das so kurze Zeit nur besitzt, was es besitzt. Erbarmen habe ich mit den Menschen, die ein Herz haben und doch nicht lieben dürfen. Und vor diesem so schlichten, von der Zerschellung betroffenen Bilde habe ich eine Weile lang das ungeheure und unzählbare Leiden der Menschenschöpfe empfunden, die noch mehr leiden als ich.



Jetzt ist sie ganz angezogen. Sie hat ein dunkles Jackett angelegt. Am Ausschnitt ist die Waschbluse sichtbar, deren Rand rosig und dorten durchsichtig ist, wo ihres Körpers Licht und Helligkeit beginnt. Und nun verläßt sie uns.

Und auch *er* schickt sich an, auszugehen. Die Türe wird von neuem geöffnet. Kommt sie zurück? — Nein, es ist das Stubenmädchen. Sie macht Miene wieder wegzugehen.

Sie sagt: „Ich will aufräumen, doch wenn ich störe —“
„Sie können bleiben.“

Sie rückt Gegenstände zurecht, sie öffnet Schubladen. — Er blickt auf, er folgt ihr mit dem Augenwinkel.

Er steht auf. Er geht auf sie zu, er ist ungeschickt und wie gebannt. Ein Geschiebe, ein Schrei, der von einem mächtigen Lachen erstickt wird. Sie läßt die Bürste fallen und den Rock, den sie gehalten hat. Er hat sie von rückwärts erfaßt. Er greift durch die Bluse nach den Brüsten des Mädchens.

Das Mädchen: „Aber nein, nein, wirklich nein, was haben sie denn!“

Er antwortet nicht, sein Gesicht ist dunkelrot von Blut, sein Auge ist starr, er ist blind, kaum hat er einen unartikulierten Laut ausgestoßen, das stumme Wort, in dem nur der Leib als Gedanke da ist. Aus seinen flammensprühenden, über den Zähnen leicht auseinanderspringenden Lippen keucht ein Atmen wie ein Maschinengekeuch. Er hat sich an diesen Körper angeklammert, er beugt

sich auf diesen Rücken gleich einem Löwen nieder oder auch gleich einem Affen.

Sie lacht mit ihrem roten, pausbackenen Gesicht. Ihre Haare, die zerzaust werden, fallen ihr in die Stirn. Ihre üppigen Brüste ziehen sich ein unter seinen pressend zugreifenden Händen. Er will ihren Rock ausziehen oder ihn hochheben. Sie klemmt ihre Beine ein und stemmt die Hände auf die Schenkel, um den Rock festzuhalten. Es gelingt ihr nur zur Hälfte. Man sieht ihre Strümpfe, die sich auf dem runden und dicken Bein aufrollen. Man sieht ein Stück ihres Hemdes und die Pantoffeln. Die beiden stampfen auf dem Kleide der Gattin herum, dessen Zartheit dem Stubenmädchen entfallen war.

Dann findet sie, daß das lang genug gedauert hat, und sie ruft: „Nein, nun aber genug, hören Sie, also genug, mein Junge!“

Als er noch immer nichts sagt und seine Kiefer ihrem Nacken nähert, gleich dem Schlund seiner Begierde, da kann sie sich losmachen, und sie ruft: „Nein, genug, zum Teufel, genug sag' ich!“ Endlich hat er sie losgelassen, und er wendet sich ab mit einem zu Beschämung und Zynismus verdamnten Lachen. Er strauchelt fast, denn er wird von einem mächtigen inneren Stoß durchgeschüttelt.

Er geht weg, zu den übrigen Frauen, die vorübergehen werden. Seine Augen sind besessen von einem Traumalp, der die Röcke über die Köpfe der Frauen hochhebt.

In ihm siedet die Saftigkeit, und sie will herauskochen. Wenn das, was ihn besessen macht, nicht aus ihm heraussprüht, dann würde es ihm zu Kopf steigen wie die Milch der Mutter. Er ist nichts anderes als der allwesende Urvater Mensch, der mit vorgestreckten Armen nach der Verschmelzung austastet, der zernagt ist von einer ungeschlossenen Wundtheit und zu einem Liebesbett hinstrauchelt, krafterfüllt und getragen von aller seiner Wucht.

Aber es ist nicht nur der ungeheure Instinkt, der ihn getrieben hat. Eben entfaltetete sich vor ihm ja die köstliche Frau, und das Licht, das in ihrem luftigen Schleiergewand spielte, verklärte ja eben noch ihren ganzen Leib. Aber er hatte sie nicht begehrt.

Hätte sie sich ihm entzogen, vielleicht daß irgend welcher Pakt zwischen ihnen zustande gekommen wäre. Aber ich habe wohl gesehen, daß nicht einmal seine Augen nach ihr begehrt hatten, seine Augen, die aufblitzten, und von Lust gespornt wurden, sobald dieses Mädchen erschien, diese erdgemeine Venus mit den schmutzigen Haaren und den dreckigen Nägeln.

Weil er sie nicht kennt, weil sie anders ist als *die*, die er kennt! *Das* haben, was man nicht hat —. Es mag seltsam erscheinen, aber das ist eine hohe und ewige Idee, die den Instinkt leitet. Es ist eine Idee, die den Mann spornend hintreibt zu Füßen der unbekanntenen Frau, daß er ein Tier wird und ausspäht nach ihr. Gespitzt ist seine Aufmerksamkeit, und seine Blicke werden wie Krallengriffe. Er wird gestoßen und gespornt durch einen verbitternden Zwang, der so tragisch ist, als wenn der Mann einen Mord begehen müßte, um sich selber am Leben zu erhalten. Ich verstehe, *ich*, dem es gegeben ist, diese krampfenden Krämpfe im Menschen zu bändigen, diese Krämpfe, die so entfesselt sind, daß Gott vor ihnen überflüssig erscheint. Ich verstehe, daß viele Dinge, deren Ursachen nach unserem täglichen Denken außerhalb unseres Wesens liegen sollen, nur mitten in unserem Wesen verschlossen sind. Da liegt das Geheimnis. Wie die Schleier fallen, wie die Wahrheitsschlichkeiten in Erscheinung treten, wie die einzige Wahrheitsschlichkeit in Erscheinung tritt!

⊗

Die Mahlzeit unten hatte für mich zuerst eine magische Anziehungskraft. Ich prüfte alle Gesichter, um vielleicht die beiden Menschen zu überraschen, die sich während der Nacht geliebt hatten.

Aber ich hatte gut die Gesichter Paar um Paar befragen und eine Art Ähnlichkeit heraussuchen, nichts geleitete mich. Ich erkannte sie nicht mehr, als wenn sie noch in die schwarze Nacht eingetaucht wären.

Bei Tisch sitzen fünf junge Mädchen oder junge Frauen. Eine von denen ist es, die in ihrem Körper die lebende und brennende Erinnerung eingesperrt herumträgt. Aber

eine Willenskraft, die stärker ist als ich, verschließt ihr Gesicht. Ich weiß nichts, und ich bin niedergeschmettert durch das Nichts, das man sieht.

Nacheinander sind sie fortgegangen. Ich weiß nichts, —
— ach, die Hände krümmen sich mir zusammen in der Unendlichkeit der Ungewißheit, und ich presse das Leere zwischen den Handflächen. Mein Gesicht steht da, starrend in fester Gestalt, vor all den Möglichkeitsspielen, vor all der formlosen Ungestalt, vor all dem All.



Diese Dame! Ich erkenne Herzleide. Sie steht mit der Wirtin am Fenster und spricht. Eben habe ich sie nicht bemerkt, weil die übrigen Gäste zwischen uns standen.

Sie ißt Trauben, sehr artig und mit etwas einstudierten Bewegungen.

Ich drehe mich nach ihr um. Sie heißt Frau Montgeron oder Montgerot. Dieser Name kommt mir komisch vor. Warum heißt sie so. Ich meine, daß dieser Name sie nicht gut kleidet, oder daß er überflüssig ist. Der künstliche Charakter der Worte und Zeichen, das fällt mir auf.

Das Essen ist zu Ende. Fast alle sind schon fort. Die Kaffeetassen und die klebrigen Likörgläser stehen auf dem Tisch herum, auf dem ein Sonnenstrahl auffunkelt, der das Tischtuch überschillert und das Glasgeschirr zum Funkeln bringt. Ein vertrockneter, ausgezogener ausduftender Kaffeeflecken. Ich mische mich in das Gespräch ein, das Frau Lemercier und Herzleide führen. Sie blickt mich an. Kaum, daß *ich* ihren Blick wiedererkenne, den ich ganz und gar gesehen habe.

Der Diener kommt und sagt leise etwas zu Frau Lemercier. Sie steht auf, entschuldigt sich und geht weg. Ich stehe neben Herzleide, der ich mich soeben genähert habe. Im Eßzimmer sind nur noch zwei oder drei Personen, die darüber sprechen, was sie am Nachmittag anfangen sollen.

Ich weiß nicht, was ich der Dame sagen soll. Das Gespräch zwischen ihr und mir läßt nach, es hört ganz auf. Sie muß annehmen, daß sie mich nicht interessiert, diese

Dame, deren Herz ich sehe, und deren Schicksal ich ebensogut kenne, wie Gott selber nur es zu kennen vermocht hätte.

Sie langt nach einer Zeitung, die auf dem Tisch herumliegt. Eine Weile vertieft sie sich darin, dann legt sie die Zeitung wieder zusammen, steht auf und geht auch fort.

Mein Herz ist ausgedörrt durch die Alltäglichkeit des Lebens. Auch ich bin ermüdet von der Tageszeit. Schläfrig stütze ich mich auf den Tisch, der unendlich groß scheint, da die Sonne ihn überleuchtet. Und der Tisch rückt in die Ferne. Ich mache eine Anstrengung, damit meine Arme nicht erlahmen, damit der Kopf nicht niedersinkt und die Wimpern sich nicht schließen.

Und ich bleibe allein in dem Durcheinander dieses Raumes, den schon die Dienstboten vorsichtig bestürmen, weil sie es eilig haben, alles abzutragen und von neuem für das Abendessen aufzubauen. Ich bleibe fast allein: und ich weiß nicht, ob ich sehr glücklich oder sehr unglücklich bin, und ich weiß nicht, was die Wirklichkeit ist, und was das Übernatürliche ist.

Dann begreife ich es, sachte und schwerfällig. Ich lasse die Blicke rings um mich schweifen. Ich betrachte jedes schlichte und stille Ding. Dann schließe ich die Augen, und ich sage mir, wie ein Auserlesener, der sich nach und nach Rechenschaft von seiner Offenbarung ablegt: „Aber die Unendlichkeit, da liegt sie ja. Es ist wahr, ich kann nicht mehr an ihrem Vorhandensein zweifeln.“ Diese Bestimmtheit wurzelt sich ein. Es gibt keine seltsamen Sachen. Das Übernatürliche existiert nicht, oder vielmehr, *überall* existiert es. Es liegt in der Wirklichkeit, es liegt in der Einfachheit der Dinge, im Frieden liegt es. Es liegt hier, eingebettet in diese Mauern, die mit ihrem ganzen Gewicht im Warten geübt sind. Das Wirkliche und das Übernatürliche, ein- und dieselbe Sache ist es. Im Leben kann es ebensowenig ein Mysteriengeheimnis geben, wie es im Himmel noch eine zweite Raumhöhe geben kann.

Ich, der ich den übrigen Menschen gleich bin, ich bin

durchwirkt mit Unendlichkeit. Aber wie sich das alles vor mir darbietet, erloschen und im Wirrwarr! Und ich denke an meinen Traum, ich träume von mir, der ich nichts Klares über mich wissen kann, der ich mich nicht loslösen kann von meinem Ich. An *mich* denke ich, daß ich nur bin wie ein schwerer Schatten zwischen meinem Herzen und dem Sonnenlicht.



VIII.

Der gleiche Rahmen umgab sie, und der gleiche Halbschatten verdunkelte sie; es war wie am ersten Tag, da ich sie zusammen gesehen hatte. Herzleide und ihr Geliebter saßen nicht fern von mir nebeneinander.

Sie hatten wohl schon eine Zeit lang gesprochen, als ich mich über sie beugte.

Sie saß auf dem Sofa und wurde verborgen durch den Abendschatten und durch den Schatten des Mannes. Auch er war bleich und unbestimmt, er stützte die Hände auf die Knie, er hatte sich etwas vorgeneigt in das Leere hinaus.

Noch war die Nacht mit einer grauen und seidigen Abendsanftheit verhüllt. Bald wird sie ganz entblößt sein. Bald wird die Nacht auf die beiden hinuntersinken wie eine Krankheit, von deren Heilung man noch keine Gewißheit hat. Es schien, sie spürten das, sie versuchten es, sich zu wehren, sie wollten die Vorsichtswaffen ihrer Worte und Gedanken aufbieten gegen das Verhängnis der Finsternis. Hastig unterhielten sie sich von diesem und jenem, kraftlos, teilnahmslos. Ich hörte die Namen von Orten und Menschen. Sie sprachen von einem Bahnhof, von einem Spazierweg, von einem Blumen-geschäft.

Plötzlich hielt sie ein. Sie schien von der Düsterteit gefaßt und verbarg das Gesicht in den Händen.

Trübselig langsam und verratend, wie sehr er an diese Anfälle ihrer Ermattung gewöhnt war, nahm er sie bei der Hand, und er sprach zu ihr, ohne zu wissen, was er sagte. Er stammelte, und er näherte sich ihr, so nahe er konnte.

„Warum weinst du? Sag mir, warum du weinst!“

Sie antwortete nicht. Dann zog sie die Hände von den Augen ab und blickte ihn an, und sie sagte:

„Warum? Weiß ich warum? Tränen, das sind keine Worte.“



Ich sah sie weinen, ich sah sie von Tränen überschwemmt. Ach, das ist bedeutsam! Vor einem gedankenbegabten Menschenkind zu sein, das sich dem Weinen hingibt! Ein Geschöpf, das zu schwach und zu gebrochen ist und darum weint, das macht den gleichen Eindruck wie ein allmächtiger Gott, zu dem man betet. Denn in seiner Schwäche und in seiner Ohnmacht ragt ein derartiges Geschöpf über die menschlichen Kräfte hinaus.

Ein bewundernder Aberglaube ergriff mich vor dem Antlitz dieser Frau, das benetzt war von der unversieghlichen Quelle, vor diesem Antlitz, das zugleich aufrichtig und wahrhaftig war.



Sie hatte aufgehört zu weinen. Sie hob den Kopf hoch. Ohne daß er sie diesmal fragte, sagte sie:

„Ich weine, weil man allein ist.“

„Man kann nicht aus sich heraustreten. Man kann sogar keinerlei Ding von sich beichten. Man ist allein. Und dann, alles vergeht, alles verändert sich, alles entflieht, und sobald alles entflieht, ist man allein. In manchen Stunden sehe ich das besser als in anderen Stunden. Und dann, was könnte mich hindern zu weinen?“

In der Traurigkeit, in der sie langsam hindämmerte, zeigte sie ein leises Aufbäumen von Stolz. Ich sah, wie in den Maskenausdruck ihrer Schwermut die Schneide eines sachten Lächelns eingeschnitten wurde.

Sie sagte: „Ich, ich bin empfindlicher als die übrigen Menschen. Dinge, die an den Augen der anderen Menschen unbemerkt vorüberhaschen würden, haben in mir lauten Widerhall. Und betrachte ich mich in diesen Augenblicken der Hellsichtigkeit, dann sehe ich, daß ich allein bin, ganz allein, ganz allein!“

Er war unruhig, da er ihren zunehmenden Verfall sah, und er versuchte, ihr Leben aufzurichten:

„Wir können das doch nicht sagen, *wir*, die wir unser Schicksal von neuem aufgebaut haben, *du*, der du doch diese große Tat des Willens vollbracht hast!“

Aber diese Worte werden wie Strohhalme fortgetragen.

Sie sagt: „Wozu das! Alles ist nutzlos. Trotz allem, was ich versucht habe, bin ich allein. Es ist doch nicht ein Ehebruch, der das Antlitz der Dinge ändern wird — obgleich dieses Wort ein süßes Wort ist. —

„Mit Hilfe der Sünde ist es nicht, daß man zum Glücke gelangt, aber es ist auch ebensowenig mit Hilfe der Tugend. Es ist auch ebensowenig mit Hilfe des heiligen Feuers, das zu den großen Entscheidungen des Instinktes treibt, und das weder die Tugend noch die Sünde ist. —

„Selbst *bewaffnet* mit alledem, gelangt man keineswegs zum Glück, niemals gelangt man dorthin!“

Sie hielt ein und sagte, als wenn sie spürte, daß sich ihr Schicksal von neuem auf ihr niederließe:

„Ja, ich weiß, daß ich gesündigt habe. Die mich am meisten lieben, sie würden mich mannigfach verachten, wenn sie wüßten — meine Mutter, wenn sie wüßte — sie, die so nachsichtig ist, sie würde so unglücklich sein. Ich weiß, daß unsere Liebe geschaffen ist aus der Verwerfung alles dessen, was klug ist und gerecht, geschaffen mit den Tränen meiner Mutter. Aber die Scham darüber, zu nichts mehr dient sie! Mutter, wenn du wüßtest. Du würdest Mitleid mit meinem Glücke haben!“

Er flüsterte leise: „Du bist boshaft!“

Das wurde wie ein winziges, bedeutungsloses Wort hingeworfen.

Sie streichelte die Stirn des Mannes mit einem leichten Auflegen ihrer Hand. Und mit einer übernatürlich festen Stimme erwiderte sie: „Du weißt sehr gut, daß ich dieses Wort nicht verdiene. Du weißt sehr gut, daß ich von etwas spreche, das höher ist als wir. Du weißt sehr wohl, du weißt es besser als ich, daß man allein ist. Eines Tags, als ich von der Lust des Lebens sprach, da warst auch *du* umschimmert von der Traurigkeit, ebenso wie *ich* es heute bin, da hast du mich angeblickt und gesagt, du wüßtest nichts von dem, was ich denke, trotz meiner

Worte, du wüßtest nicht, ob das Blut, das mir zu Gesicht stieg, nicht eine lebende Schminke wäre. Unsere Gedanken, die allergrößten, auch die allergeringsten, sie gehören *nur uns*. Alles schleudert uns zurück in uns hinein, und es verdammt uns, auf daß wir nur allein bleiben bei uns. Damals hast du mir gesagt: ‚Es gibt Dinge, die du mir verbirgst, und die ich niemals wissen werde, selbst wenn du mir sie sagtest.‘ Du hast mir gezeigt, daß die Liebe nur eine Art Feier ist, gefeiert in unserer eigenen Einsamkeit. In das Gewoge deiner Arme hast du mich hineingerissen und mir prächtigglänzend zugerufen: ‚Unsere Liebe, das ist nur mein Ich!‘ Und ich habe dir die unvermeidliche Antwort geantwortet: ‚Unsere Liebe, das ist auch nur mein *mir* allein gehöriges Ich!‘“

Er wollte sprechen. Doch sie verschloß ihm mit einer freundschaftlichen und verzweifelten Gebärde den Mund. Und lauter, wohlklingender und hinschwingend eindringlicher sagte sie noch:

„Da, nimm mich, presse mir die Hände zusammen, hebe mir die Augenlider auf, stütze deine Brust auf mich, schöpf mich aus mit deinen Händen oder mit deinem ganzen Körper! Küß mich lange, bis du nur noch atmest mit *meinem* Munde, bis daß wir nicht mehr spüren *deinen* Mund, *meinen* Mund! Mach mit mir, was du willst, zieh' mich an dich, an dich! Und antworte mir! Ich bin da, um zu leiden. Spürst du meinen Schmerz?“

Er sagte nichts. Die Dämmerungsdecke deckte sie zu, sie warf umsonst ihr Gewoge über jedes von ihnen. Ich aber sah, wie das Haupt des Mannes die nutzlose Gebärde der Verneinung vollführte. Ich sah das ganze Elend, das von diesen Menschen ausströmte, die zufällig einmal in ihrem Schattenwinkel keine Lügenausflucht mehr wußten. Wohl sind sie da, und sie haben nichts als die Nächte. Leere gähnt zwischen ihnen. Wohl mag man reden, handeln, sich auflehnen, wütend aufspringen, sich im Kampfe schlagen und bedrohen, die Einsamkeitsabsonderung, sie bändigt alle Menschen. Ich sehe, daß sie nichts haben, das sie verbünden möchte — Nichts.

Sie sagt: „Niemals, niemals mehr dürfen wir von Freude, von Lust und Schmerz sprechen. Das zu teilen ist wirklich eine zu unmögliche Tat. Doch selbst, daß Geist und Geist sich gegenseitig durchdringen, das selbst ist verboten. Es gibt nicht zwei Menschen auf der Welt, die die gleiche Sprache reden. In gewissen, gedankenlosen Augenblicken nähert man sich. Dann aber weicht man wieder, ebenso gedankenlos, eines weit vom anderen zurück. Man zerstampft sich mit Kränkung, man liebkost sich, man zerquetscht und zerquaddert sich. Man lacht, wenn man weinen sollte, ohne etwas dazu zu vermögen. Was sich paart, ist immer toll. Das, du selbst, hast das gesagt, ich habe diese Formel nicht erfunden. Du hast so viel Klugheit und Wissen. Du hast mir gesagt, zwei Menschen, die zueinander reden, stehen sich wie zwei Blinde gegenüber und auch fast wie zwei Stumme. Und zwei Liebende, die sich zusammenwälzen, bleiben sich ebenso fremd eines dem anderen, wie Wind und Meer. Des Menschen eigenster Sondergedanke oder Entgleiten, das abschweift vom wirklichen Gefühl und Denken, des Menschen Erschlaffen oder das Gegenteil davon, das ätzende Hervorstechen der Begierde, alles das trübt die Sammlung der Einzelwesen. Und es verhindert auch, daß der Mensch wahrhaft keusch werde. Wenn man zuhört, dann hört man kaum. Wenn man hört, dann versteht man kaum. Was sich paart, ist immer wahn-sinnig.“

Er schien daran gewöhnt, daß sie diese Traurigkeiten ganz vor sich selber hinsagte. Sie streute das alles hin mit der gleichen Eintönigkeit. Ungeheure Litaneien waren es, die sie dem Unmöglichen zusandte. Er antwortete nicht mehr, er hielt sie, er wiegte sie ein wenig, mit Vorsicht und Zärtlichkeit verwöhnte er sie. Er schien mit ihr zu tun wie mit einem Kinde, das krank ist, und das man pflegt, ohne sich auf viel Erklärungen einzulassen. — Und derart war er so ferngerückt von ihr, wie es nur hätte möglich sein können.

Aber ihre Berührung beunruhigte ihn. Selbst in ihrer Niedergeschlagenheit, in ihrem Zerfall und trostlosen

Zustand bebt sie ihm wärmespendend entgegen, selbst in ihrer Wundtheit, und er begehrt diese Beute. Ich sah, wie seine auf der Frau ruhenden Augen leuchteten, während sie sich mit aller Allmacht ihres Wesens der Traurigkeit überließ. Er drängte sich an sie. Was er begehrt, das war sie. Die Worte, die sie sagte, er schleuderte sie zur Seite. Ihre Worte waren ihm gleichgültig, bedeuteten keine Liebkosung für ihn, er begehrt sie, sie, sie.

Trennung! Sie waren sehr verwandt eines dem anderen mit ihren Gedanken und Seelen, und in diesem Augenblick halfen sie einträchtig eines dem anderen. Aber ich bemerkte, *ich*, der Zuschauer, der von den Menschen losgelöst war, und dessen Blick überall hinschweifte, daß sie sich fremd waren. Trotz alles Scheines sahen sie sich nicht und hörten sie sich nicht. Die Frau war traurig und vielleicht durch den stolzen Plan angeregt, Fürsprache einzulegen für sich selber. *Er* war erregt und begierig, zärtlich und — tierisch. Sie antworteten einander so gut sie es vermochten. Aber keines durfte nachgeben vor dem anderen, und sie versuchten sich niederzuringen. Das war wie ein schreckliches Schlachtengetümmel, das mir das Herz zerriß.



Sie verstand sein Verlangen. Sie sagte mit einer klagenden Stimme, gleich einem Kind in der Sünde: „Ich bin krank.“ Dann wurde sie von einer trübseligen Raserei erfaßt. Sie schleuderte ihre Kleider fort, sie hob sie auf, sie riß sie herunter, sie zwängte sich aus den Kleidern heraus wie aus einem lebendigen Gefängnis. Und sie gab sich ihm preis, ganz nackt, und sie opferte sich ihm vollkommen, ihre Seele und auch das sinnliche Mal ihres Geschlechtes.

Das große, düstere Segelgewoge der Gewänder erschloß sich, und es verschloß sich wieder.

Noch einmal wurde die Vermengung der Körper und die langsame, schrankenlose, rythmische Liebkosung vollzogen. Und noch einmal betrachtete ich das Angesicht des Mannes, während die Wollust ihn festhielt. Ach, ich sah ihn gut. Er war *allein!*

Er dachte an *sich* nur. Er liebte sich. Sein Gesicht, das von Adern aufgeschwemmt und hochgerötet war vom Blutstrom, es liebte nur sich. Er peitschte sich auf mit Hilfe der Frau. Sie war das körperliche Werkzeug, das ihm wohlgefällig war und leidend gehorsam. Er dachte an dieses Werkzeug, und er war der Bewunderung voll. Er war selig mit all seinem Körper und mit all seiner Seele. Seine Seele, seine Seele, sie sprühte auf, sie strahlte auf, sie lebte ganz auf seinem Angesicht. Er schwamm ganz und gar in der Lust. Er flüsterte Worte der Anbetung. Gottgeworden war er durch sie, sie gab ihm die Weihe. Sie haben sich nicht gepaart, weil sie gleichzeitig aufbeben und überrieselt werden. Nicht, weil ein Fetzen Fleisches ihnen gemeinsam ist. Im Gegenteil, jedes von ihnen ist allein bis zur Verblendung. Jedes sinkt hin, Mund und Arme öffnet ein jedes, sie wissen nicht wohin, sie wissen nicht wo. Gleichzeitig Wollust genießen und doch welche Zerreißen!

Jetzt richten sie sich auf. Sie schütteln den Traum ab, der sie zu Boden geschleudert hat und nun schwach geworden ist.

Er ist auch trübselig wie sie. Ich beuge mich vor, um das Wort zu erfassen, das leise wie ein Seufzer klingt. Er hat gesagt:

„Wenn ich gewußt hätte!“

Sie sind mißtrauischer als je eines gegen das andere. Ein Verbrechen hockt zwischen ihnen, und sie sind hingestreckt in die schwüle, schmutzige Abenddämmerkeit. Langsam schleppen sie sich nach dem Fenster hin, das noch ein wenig Tagdämmerung aufhellt. Wie sie wieder *dem* gleich sind, was sie neulich am Abend gewesen sind! Niemals habe ich so stark den Eindruck gehabt, daß vergebens sind der Menschen Taten, die hinwehen wie Gespensterwehen.

Er fängt zu zittern an, er ist besiegt und all seines Stolzes entkleidet und all seiner männlichen Schamhaftigkeit. Er hat nicht mehr die Kraft, das Geständnis einer kläglichen Reue zu unterdrücken: „Das kommt immer wieder auf uns zurück,“ stammelt er. Und er

beugt das Haupt noch tiefer zur Erde: „Es ist wie ein Verhängnis.“

Sie nehmen sich bei der Hand. Ein schwirrendes Zittern schwingt in ihnen. Sie atmen, sie sind zerschlagen und zerhämert von ihrem Herzen.

Ein Verhängnis!

⊗

Indem sie derart sprechen, sehen sie weiter als ihr Gebein und die vollzogene Tat des Gebeins. Die bloße Enttäuschung ihrer Gattung würde sie nicht bis zu diesem Grade zermalmt haben und gestoßen in diese Knechtschaft der Gewissensbisse und des Ekels. Sie sehen weiter. Sie sind durchdrungen durch einen Eindruck wüstwirkender Wahrhaftigkeit. Sie sind ausgedörrt von der Dürre des immer höher steigenden Nichts, da sie denken, daß sie so oft das gebrechliche Ideal ihres Gebeines erjagt, verworfen und wieder erjagt haben.

Sie spüren es, daß alles vorübergeht, daß alles sich aufbraucht, daß alles zum Ende geht: Alles, was nicht tot ist, muß sterben. Und selbst die trügerischen Schlingen, von denen sie umschlungen wurden, sie sind nicht von Dauer. Der Widerhall aus den Worten der nun übersinnlich erfaßten Frau hallt wider wie eine Erinnerung, die voll ist von Ewigkeit und wunderglänzender Musik. Sie sagt: „Sobald alles flüchtet, ist man allein.“

Dieser gleiche, trübselige Traumgedanke fügt den Bruch zwischen ihnen nicht wieder zusammen. Im Gegenteil, sie sind alle beide und gleichzeitig nach der gleichen Richtung hin gebeugt zum Schmerze. — Der gleiche Schauer, der aus dem gleichen Mysterium herkommt, er stößt sie der gleichen Unendlichkeit zu. Sie sind auseinandergerissen von aller Kraft ihres gemeinsamen Schmerzes. In Gemeinsamkeit leiden, welche Zerreiβung! Und aus der Frau strömt, fällt und braust die Verdammnis der Liebe selbst hervor. In einem Todeschrei schreit sie auf:

„Ach, unsere große, unsere unermessliche Liebe! Ich spüre wohl, daß ich mich nach und nach auch derer getrösten könnte!“

⊗

Sie hatte den Kopf zurückgeworfen und die Augen erhoben. Sie sagte: „Ach, das erstemal!“

Sie fuhr fort, während sie alle beide dieses Erstemal vor sich sahen, bei dem ihre Hände sich gefunden hatten, mitten unter den Menschen und den Dingen:

„Ich wußte wohl, daß all dieser Aufschwung eines Tages hinsterven würde. Trotz der bedrohlichen, dringenden und dunstschweren Verheißung von schwülen Reuetagen, die noch kommen würden, hätte ich nicht gewollt, daß die Zeit sobald verstreicht! —

„Aber die Zeit ist verstrichen, wir lieben uns fast nicht mehr.“ —

Er zuckte ein wenig auf:

Sie aber sagte: „Liebster, *du* bist es ja nicht nur, der weggeht, auch *ich* gehe fort. Erst meinte ich, du wärst es ganz allein. Dann habe ich mein armes Herz verstanden, das, du kannst es nicht wenden und wandeln, nichts gegen die Zeit vermochte.“ Sie sagte das langsam hin und blickte ihn an. Dann hob sie die Augen von ihm ab, um das Später zu betrachten. Und sie sagte:

„Ach, eines Tages werde ich zu dir vielleicht sagen: ‚Ich liebe dich nicht mehr!‘ Ach, vielleicht werde ich dir eines Tages sagen: ‚Ich habe dich *niemals* geliebt!‘“



Sie aber sprach weiter: „Da liegt jegliches Wundmal: Es ist die Zeit, die vorüberstreift und uns verändert! Die Scheidung zwischen den Menschen, die sich Kränkung zufügen, das ist nichts im Vergleich zu der Zeit. Man würde auch mit den Kränkungen leben. Aber die Zeit, die vorüberstreift! Altern, anders denken, sterben. *Ich, ich werde alt* und ich sterbe. Lange habe ich gebraucht, um das zu begreifen, denk dir nur! ich werde alt! Ich *bin* nicht alt, aber ich *werde* alt! Ich habe schon einige weiße Haare. Das erste weiße Haar, welch ein Schlag! Eines Tags wollte ich ausgehen, und ich stand vor dem Spiegel, und ich habe an der Schläfe zwei Silberfäden wahrgenommen. Ach, da wird es ernst, das ist die Warnung, klipp und klar. Damals habe ich mich in einen Zimmerwinkel gesetzt und

mein ganzes Leben vom Anfang bis zum Ende überschaut. Ich habe geurteilt, daß ich mich geirrt habe, jedesmal, da ich lachte. Weiße Haare, auch ich! Wirklich ich! Aber ja, ich! Ich hatte wohl den Tod neben mir erblickt, doch den Tod, der mir bestimmt war, ich kannte ihn nicht bisher. Und jetzt sah ich, jetzt erfuhr ich, daß von dem Tode und von *mir* die Rede war. —

„Ach, diesem farblosen Dasein entgehen, das sich auf uns niederläßt, wie ein Gespenst! Entgehen diesem Erlöschen der Farbe in den Haaren, das uns mit der fahlen Farbe des Leichenlinsens, des Totengebeins und der Grabsteine bedeckt!“ Sie sprang auf und rief in den Raum hinein: „Dem Runzelgerinsel auf unserem Gesicht ent-rinnen!“

Sie sprach weiter: „Ich sage mir: „Ganz leise steuerst du darauf hin, ganz leise landest du dort. Deine Haut wird austrocknen. Deine Augen, die selbst im Schläfe lächeln, die werden ganz allein weinen. Deine Brüste und dein Leib, die werden hinwelken wie die Lumpenbrocken deines Skelettes. Der Überdruß zu leben wird deine Kiefer aufreißen, die ständig gähnen werden. Unaufhörlich wirst du schlottern, weil dir sehr kalt ist. Dein Gesicht wird erdfarben sein. Deine Sprache, die man reizend fand, wird abscheulich erscheinen, denn sie wird brüchig sein. Dein Kleid, das zu viel vor den Augen der vielen Männer versteckte, es wird nicht mehr genügen, um deine gespenstische Nacktheit zu verstecken. Man wird die Augen von dir abwenden und sich selbst nicht mehr getrauen, an dich zu denken!“

Der Atem ging ihr aus, und sie griff nach dem Munde. Sie erstickte, sie erstickte vor Wahrhaftigkeit, als wenn sie wirklich allzuviel zu sagen hätte. Und es war prächtig und entsetzlich.

Er riß sie stürmisch in die Arme. Aber sie war wie im Rausche und fortgetragen durch einen Schmerz, der die ganze Welt anging. Man hätte meinen können, sie hätte unerwartet die Todeswahrheit gleich einer schlimmen Trauernachricht erfahren.

Sie aber sagte: „Ich liebe dich, aber ich liebe die Ver-

gangenheit noch mehr als dich. Die Vergangenheit möchte ich wiederhaben, *ihretwegen* brauche ich mich auf! Die Vergangenheit! Ach, siehst du, ich werde weinen und leiden, solange die Vergangenheit nicht mehr da sein wird!“

⊗

Sie fuhr fort: „Wie man die Vergangenheit auch lieben mag, sie wird sich nicht mehr rühren. — Überall der Tod. In der Häßlichkeit dessen, was zu lange schön gewesen ist, in der Besudelung dessen, was hell und keusch gewesen ist, in der Heimsuchung der Gesichter, die man mit Liebe umschlossen hat, im Vergessen der Dinge, die schon in der Ferne liegen, in der Gewöhnheit, die gleich ist dem Vergessen der Dinge, die uns naheliegen. Das Leben kann man nur von obenhin sehen. Morgen, Frühling, Hoffnung. Nur den Tod zu betrachten, dazu findet man wirklich und gründlich die Zeit. — Seitdem die Welt steht und Welt ist, ist der Tod die einzige Sache, die ganz greifbar ist. Auf dieses Ziel steuert man zu, nur *diesem* Ziel wandelt man entgegen. Wozu nützt es, schön zu sein und Scham zu empfinden? Man wird auf uns herumstampfen. Es gibt *in* der Erde viel mehr Tote als es Lebendige oberhalb der Erde gibt. Und wir haben in uns viel mehr Tod als Leben. Es sind nicht nur die übrigen Menschen um uns, die dahinsterven, es ist nicht nur *unser* Wesen, das verwest, es ersterben nicht nur rings um uns all die Stimmen, die einstmal volltönend waren und nun verhallt sind; Jahr für Jahr stirbt auch der größte Teil *dessen* ab, was von uns her stammt. Und das, was noch nicht ist, es muß auch sterben. Alles Lebendige fast ist tot!“

Sie fuhr fort: „Es wird der Tag kommen, an dem ich nicht mehr sein werde. Weil ich sicher sterben muß, darum weine ich. Mein Tod! Ich frage mich, wie man leben kann, träumen und schlafen, wo man doch sterben muß. Man ist müde, man ist todesberauscht. Wohl müht sich die Menschenkraft unermesslich ab, ewig und geduldig, und sie ersinnt ihren mächtigen Sturm Lauf gegen den Tod, wohl festigt sich der Mensch

mit Gelübde und Schwur, aber man vernimmt stets nur das Lügengerassel des Schicksals. Ich höre das, ich! Jedesmal, wenn jemand Ja sagt, da drängt sich ein Nein dazwischen, das viel stärker ist und viel wahrhaftiger, und es nimmt alle Macht für sich ganz allein in Anspruch. Es gibt Zeiten, am Abend besonders, da bedünkt es mich, daß die Zeit nicht vorwärts will, weil sie besänftigt und geschwächt worden ist von unseren Herzen. Man hat die köstliche Trugspiegelung von einer Unbeweglichkeit der Stunden. Aber das ist nicht wahr, in jeglichem Ding gibt es ein unbesiegliches Nichts, und vergiftet durch das Nichts, schwinden wir dahin. Siehst du, Geliebter, wenn man *daran* denkt, dann verzeiht man, dann lächelt man, dann zürnt man niemandem mehr. Aber diese Art der Güte des Besiegten ist schwerer als alles andere.“



Er beugte sich zu ihr und küßte ihre Hände. Er bedeckte sie mit einer einlullenden, andächtigen Schweigsamkeit. Aber ich spürte, daß er seiner Herr blieb, wie immer. Sie sprach mit singender und verwandelter Stimme: „Ich habe immer an den Tod gedacht. Einmal habe ich meinem Mann diesen Umgang gebeichtet. Wütend und zornig ist er weggelaufen. Er hat mir gesagt, daß ich neurasthenisch sei und mich pflegen solle. Er hat mich aufgefordert, daß ich sein solle wie er, der niemals an so etwas dächte. Und er wäre doch gesund und hätte einen ordentlichen Menschenverstand. Es ist nicht wahr. *Er* war es, der krank war an Gleichgültigkeit und oberflächlicher Ruhe! Eine Lähmung, eine graudunkle Krankheit und Verblendung war seine Schwäche nur. Sein Friede war der Frieden eines Hundes, der hinlebt, um zu leben, eines Tieres mit Menschenangesicht. Was tun? Beten? Nein! Die ewige Wechselrede, während der man immer allein bleibt, sie ist zermalmend. Sich in eine Beschäftigung hineinwerfen und arbeiten? Das ist umsonst. Ist nicht die Arbeit das, was man immer wieder von frischem beginnen muß? Kinder gebären und erziehen? Das gibt zugleich den Eindruck, daß man

hinschwindet, und daß man sich unnütz erneuert. Und dennoch, wer weiß!

Es war das erstmal, daß sie weich wurde. Sie sagte: „Die Hingabe, die Ausdauer und die Demütigkeit der Mutterschaft haben mir gefehlt. Vielleicht würde mich das in das Leben hineingeführt haben. Verwaist bin ich auch darum, weil ich kein Kindchen habe. —“

Eine Weile lang schlug sie die Augen nieder und ließ die Hände herabhängen. Und sie räumte der Mutterschaft die Herrschaft in ihrem Herzen ein. Und sie dachte nur daran, das nicht vorhandene Kind zu lieben und sein Nichtvorhandensein zu beklagen. Sie bemerkte nicht, daß sie das Kind nur darum als das einzige Heil betrachtete, weil sie es *nicht* hatte. Sie sagte: „Barmherzigkeit üben? Man sagt, daß das alles vergessen läßt.“ — Sie flüsterte, während ich den Schauer kalter, regnerischer Abende und alle Winterzeit verspürte, die schon gewesen war, und die wieder sein wird: „Ja, gut sein! Hingehen und Almosen geben. Mit *dir* etwa, in schneebedeckten Straßen, in einem großen Pelzmantel.“ —

Sie hatte eine müde Bewegung. „Ich weiß nicht,“ fügte sie hinzu, „es scheint mir, auch *das* ist nicht das Richtige, alles das ist nur Betäubung und Lüge, es ändert nichts an der Wahrheit; denn es ist nicht die Wahrheit. Was wird uns erlösen? Und selbst dann, wenn wir erlöst sein werden? Wir werden sterben, sterben müssen wir!“

Sie rief aus: „Du weißt wohl, daß die Erde unsere Särge erwartet, sie wird sie haben. Und das ist gar nicht mehr so fern!“

Sie ließ das Weinen und wischte sich die Augen. Dann nahm sie einen so ruhigen und entschiedenen Ton an, als wenn sie aus einer ganz neuen Welt der Gedanken käme. Und sie sprach: „Ich möchte dir eine Frage stellen. Antworte mir aufrichtig! Herz, hast du es schon gewagt, selbst im geheimsten Grund deines Inneren, dir eine Frist festzusetzen, mag sie auch noch so fern liegen, aber doch eine bestimmte, absolute, mit einer runden Ziffer auszudrückende Frist? Und hast du dir schon gesagt: ‚Wie alt ich auch immer werden mag, zu jener

Frist werde ich sicherlich tot sein? Alles Leben wird dann weitergehen, und langsam wird mein leerer Platz ausgelöscht oder wieder ausgefüllt sein?' Sag, Herz, hast du dir schon die Frist gesetzt?''

Er zuckte unter der Unverhülltheit dieser Frage zusammen, aber er suchte es offenbar besonders zu vermeiden, eine Antwort zu geben, die ihre fixe Idee verstärkt hätte. Offenbar verstand er alle diese Dinge, aus denen manchmal — sie hatte es selbst gesagt — das Echo seiner Worte widerhallte. Aber er tat so, als wenn er nur in der Theorie verstünde und sich dem Licht des großen Gedankens nur in einem künstlerisch und philosophisch erregten Fieber hingebte, das weit von seiner eigenen Empfindung getrennt war. Doch sie wurde durch und durch von der Erregung ihres eigenen Wesens zerrüttet und zermalmt, und es waren ihre Gedanken allein, die ihr Blut hinströmten.



Sie blieb versonnen und regungslos. Dann begann sie von neuem, leiser, hastiger, verzweifelter, und die große Flamme ihres Schmerzes sprühte aus: „Gestern, weißt du, was ich getan habe? Schilt mich nicht! Ich bin auf dem Kirchhofe, auf dem Père-La Chaise, gewesen. Erst auf der Allee und hernach bei den Gräbern bis zum Gewölbe meiner Familie. Bis dorthin, wo sie eines Tages den Stein aufheben und meinen Sarg an den Seilen hinunterlassen werden. Ich habe mir gesagt: Dort wird mein Leichenwagen eines Tages ankommen. Ist der Tag nun fern oder nah? Eines Tages wird es ganz bestimmt sein. So um elf Uhr morgens wird mein Wagen vorfahren. — Ich war müde, ich mußte mich auf ein Grabgitter stützen. Und ich wurde angesteckt von dem Schweigen ringsherum und von dem Marmor und von der Erde. Und ich hatte die Erscheinung meines Begräbnisses vor mir. Es ging nur mühselig hinauf. Man mußte die Leichenpferde beim Zügel hinaufziehen. Er war kläglich, dieser Weg, den man bei dieser Gelegenheit zurücklegen mußte. Alle Leute, die mich kannten und die mich

liebten, waren da und sie waren in Trauer. Die Trauergesellschaft stand herum zwischen den Grabsteinen. Das ist so dumm, diese schweren Steine, die da auf den Toten liegen. Und die Grabdenkmäler, die verschlossen sind wie die Häuser!

„Da lag ich nun auf dem Leichenwagen oder vielmehr, es war *nicht* ich, die dort lag. *Sie* war es, die andere! — Und in diesem Augenblicke liebten mich alle Leute in Traurigkeit und Niedergeschlagenheit. Und sie dachten alle an mich, an meinen Körper. Der Tod einer Frau hat etwas vom Schamgefühl Losgelöstes; denn es handelt sich ja um *sie* ganz und gar. Und auch *du* — warst da. Dein armes Gesicht war ganz von Schmerz und stummer Energie verzerrt. Und unsere weitweite Liebe war nichts mehr als *du* und der Schatten von mir, und du hattest kaum das Recht, von mir zu sprechen. — Endlich bist du weggegangen, als wenn du mich niemals geliebt hättest.

„Und als ich wieder zu Hause war und mich im Frost schüttelte, da hab' ich mir gesagt, dieser Traum war die wirklichste der Wirklichkeiten. Er war das Ding an sich, er war die Wahrheit in ihrem Urbegriff. Alles Leben, das ich auf der Höhe des Lebens ausgelebt hatte, Trugspiegelung war es nur neben diesem Traum.“

Sie stieß einen dumpfen Schrei aus, der sie lang, lang überrieselte.

„Die Trostlosigkeit, die ich da nach Hause geschleppt habe! Draußen hat meine Traurigkeit alles verdüstert, obwohl die Welt funkelte! Ach, die Wüstenei, die man rings in aller Natur um sich anrichtet! Die Welt des Schmerzes, die man rings in aller Natur um sich anrichtet! Die Welt des Schmerzes, die man auf die Welt mitbringt! Breitet unsere Trübsal erst ihre Herrschaft aus, dann gibt es keine Wetterherrlichkeit, die von Bestand wäre! Alles kam mir vor wie gezeißelt und verdammt von dem boshaften Engel der Wahrheit, den man niemals sieht. Vor mir lag das Haus, wie es wahr und wahrhaftig in allen Gründen war: abgefault, löcherig, schimmelig.“

Und plötzlich fiel ihr etwas ein, das er ihr gesagt hatte. Sie erinnerte sich mit einer ungewöhnlichen Verschlagenheit und bewunderungswürdigen Geschicklichkeit, um ihm von vornherein den Mund zu schließen, sich selbst aber desto mehr zu martern.

Sie sagte: „Ach ja, Erinnerst du dich noch? Also paß auf: — Eines Abends habe ich bei der Lampe in einem Buch geblättert. Du hast mich angesehen. Du bist zu mir gekommen, du hast dich niedergekniet vor mir. Du hast mich umfaßt, du hast den Kopf auf meine Knie gelegt, und du hast geweint. Ich höre noch deine Stimme. Du sagtest: ‚Ich denke, daß dieser Augenblick nie wieder sein wird. Ich denke, daß du anders werden mußt und sterben. Ich denke, daß du scheiden mußt. — Und dennoch, jetzt bist du noch da! — Ich denke daran mit einer unermesslichen Wahrheitsglut, daß die Augenblicke so kostbar sind. Wie du doch kostbar bist! Und doch wirst du niemals mehr *das* sein, was du bist. *Ich* aber bete und bittle zu dem, was du mir sein kannst in diesem Augenblicke. Und es ist unsäglich bedeutsam.‘ Du hast meine Hand betrachtet. Winzig und weiß hast du sie gefunden, und du hast gesagt, sie wäre eine ungewöhnliche Kostbarkeit, die verschwinden würde. Dann hast du wiederum gesagt: ‚Ich bete dich an!‘ Mit einer derart bebenden Stimme, daß ich niemals etwas Wahreres und Schöneres gehört habe. Denn du hattest recht, wie nur ein Gott recht hat. Und noch etwas anderes: Eines Abends waren wir lange zusammen geblieben, und nichts konnte die düsteren Schmerzgedanken verstreuen. Da hast du das Gesicht in den Händen verborgen und mir das entsetzliche Wort gesagt, das mich durch und durch verwundend gebrannt hat und in dem Wundmal haften geblieben ist: ‚Du wirst anders; du bist schon anders geworden! Ich wag’ es nicht, dich anzublicken. Denn ich ängstige mich, daß ich dich nicht sehen könnte!‘

„Weißt du noch, an dem Abend hast du mir von abgeschnittenen Blumen gesprochen. Von Blumenleichen, sagtest du, und du verglichest sie den Vögeln, die man getötet hat. Es war der Abend dieser großen Verdammnis,

den ich niemals vergessen werde, und den *du* plötzlich mit Verdammnis überschrien hast, als wenn dich viel Qual im Herzen quälte wegen der abgeschnittenen Blumen. Wie du recht hattest! In deinem Gefühl, daß die Zeit dich niedergeworfen und gedemütigt hatte! Wie du recht hattest zu sagen, daß wir Menschen rein nichts wären! Denn alles weht ja vorüber, und man landet nur bei dem Allnichts!“



Dämmerung kroch in das Zimmer hinein. Wie ein starker Windschlag krümmte sie dieses armselige Menschenpaar zusammen, das da die Ursache des Leidens betrachtete und des Elends Innerstes ausschöpfte, um zu erfahren, woraus Leid und Elend denn gemacht sei.

„Die trennende Raumweite, die immer da ist, die uns immer auseinandersprengt, die Zeit, die Zeit, die an uns gefesselt ist wie eine Krankheit, — die Zeit ist grausamer als die Raumweite. Der Raum hat etwas Totes, die Zeit hat etwas Todbringendes. Alles erstarrte Schweigen, alle starrenden Gräber, in der Zeit finden sie ihr Grab! — Ach, diese beiden unsichtbaren und doch so wirklichen Dinge und Mächte, die über uns kreuzen, gerade dort, wo wir eben weilen, über der Zeit, wo wir weilen, über dem Raum, wo wir weilen! Wir sind gekreuzigt! Nicht wie der liebe Gott, dessen Körper an ein Kreuz genagelt worden ist, sondern gekreuzigt sind wir an Zeit und Raum!“ Das hatte die Frau gesprochen, und während sie es sprach, preßte sie die Arme gegen den Leib, und sie krümmte sich ein in sich, und sie war ganz klein.

Und wirklich, es bedünkte mich, sie sei an das Kreuz genagelt, zur Rechten und zur Linken, und sie trüge in ihrem Herzen die blutenden Wundmäler der großen Lebensmarter. Mit all ihrer Kraft war sie aufgeschnellt. Sie ähnelte allen denen, die ich an diesem Platze gesehen hatte, und die sich auch dem Nichts hatten entreißen wollen, um inbrünstiger zu leben. Aber *ihr* Begehren, das ganze Heil umfaßte es. Ihr demütiges und geniales Herz ging in seinem Aufbranden von jeglichem Tode aus, um zu jeglichem Leben zu gelangen. Ihre Augen waren

dem weißen Fenster zugewendet. Es bebten dieser Erhebung ihres Antlitzes zum Himmel eine Fürbitte und ein menschliches Ersehnen nach, das umspannen wollte jegliches nur zugängliche Gebiet und Gelände.

Sie betete: „Ach, halte sie auf, hemme sie, die Zeit, die vorüberstürmt! Du bist nichts als ein armer Mensch, nichts als ein wenig Lebewesen und Gedanken, das hingestreut ist hier in einen Zimmerwinkel! Und ich sage dir: Halte die Zeit auf! Und ich sage dir: Hindere es, daß er komme, der Tod!“

Dann erlosch ihre Stimme, wie wenn sie nicht weiterkönnte. All ihr flehendes Gebet war erschöpft, hingeschleudert und am Ende. Und sie verging in einem armen Schweigen.

„Ach, Weh. Weh!“ sagte der Mann. — Er sah die Tränen in ihren Augen. Er sah das Schweigen ihres Mundes. — Dann senkte er die Stirn. Vielleicht ließ er sich mitreißen bis zur äußersten Entmutigung. Vielleicht wachte er noch auf zu der großen Belebung seines Inneren.

Als er das Haupt wieder aufhob, ahnte ich blindlings, daß er wohl wissen würde, welche Antwort zu erteilen. Aber noch wußte er nicht, wie es zu sagen, als wenn jegliches Wort anfänglich zu schwächlich sein würde.

Noch einmal faßte sie alles zusammen: „Siehst du, das ist es, was wir sind!“ Auch sie hob das Haupt auf. Sie betrachtete ihn, noch erhoffte sie die Unmöglichkeit eines Widerspruches — so wie ein Kind nach einem Sterne begehrt.

Er murmelte: „Wer weiß, was wir sind?“ —



Sie unterbrach ihn mit einer unendlich müden Bewegung. In unfaßbarer Verklärung ahmte sie den Sichelschlag des Todes nach. Und tonlos und mit leeren Augen sagte sie weiter: „Ich weiß, was du antworten wirst, du wirst mir von der Schönheit des Leides sprechen. Ach, ich kenne deine schönen Gedanken. Ich liebe sie, mein Geliebter, deine lieben Nachdenklichkeiten. Aber

ich glaube nicht daran. Ich würde sie glauben, wenn sie mich getrösten könnten und ihn auslöschen könnten, den Tod!"

Er war seiner selbst wenig sicher. Er suchte auch einen Ausweg, mühselig offenbar, und er sagte flüsternd: „Die Gedanken würden den Tod vielleicht auslöschen, wenn du an sie glauben könntest.“

Sie aber: „Nein, sie löschen ihn nicht aus! Es ist nicht wahr! Du magst wohl sagen, eines von uns wird vor dem anderen sterben, und das andere wird hingehen erst hernach. Was hast du darauf zu antworten? Was antwortest du? Ach, antworte mir doch! Antworte mir nicht mit Ausflüchten, sondern geradeaus auf meine Frage! Ach, stürz mich um, verwandele mich durch eine Antwort, die allein mich angeht, so wie ich nun bin vor dir in meinem Wesen!"

Sie hatte sich ihm zugewendet und mit ihren beiden Händen eine seiner Hände umschlossen. Sie fragte ihn aus, ganz und gar aus sich heraus, mit einer unerbittlichen Geduld. Dann sank sie vor ihm auf die Knie, wie ein lebloser Körper. Gescheitert war sie im Abgrund der Verzweiflung, herausgeschleudert war sie aus dem Himmel und zertreten auf der Erde, und sie flehte: „Ach, antworte mir doch! Ich würde so selig sein, wenn mir sichtbar würde, daß du es vermagst!"

Sie streckte die Hand aus, sie wies auf die Erscheinung, die immer noch mit Wucht zu ihr herandrängte. Sie wies auf die schmerzenseiche Wahrheit, deren Formel sie gefunden hatte. Sie wies auf den allmächtigsten Namen des Übels: „Es ist der Raum, der uns verbirgt eines vor dem anderen, es ist nur die Zeit, die uns abtrennt eines von dem anderen!"

Er saß da in dem Zimmer, das die Dämmerung niedrig und eng machte. Der arme Himmel zeigte den Raum, der Uhrpendelschlag bestätigte und bestätigte die Zeit. Über die Frau war der Mann gebeugt, und er wiederholte, als wenn er zu ihr hinüberspräche über einen Abgrund, in dem die Frage seit Ewigkeit nistete: „Weiß man denn, was wir sind! Alles was wir sagen, alles, was

wir denken, alles, was wir glauben, es ist nur Trug. Man weiß nichts. Es gibt nichts, das verankert wäre in Sicherheit und Festigkeit!“

Sie aber schrie auf: „Ja doch, du irrst dich! Ach, was vollkommen ist und was absolut ist, das ist unser Schmerz und unsere Not! Unser Elend ist wirklich da! Man sieht es, und man greift es mit Händen. Mag man alles Übrige leugnen, aber unsere Bettelhaftigkeit, wer könnte die leugnen?“

Er sagte: „Du hast recht, das ist das einzige Absolute auf Erden!“

Und das war wirklich wahr. Auf ihren mächtig erschlossenen Gesichtern lag ja wirklich das Bettlerelend. Sehen konnte man es, mit Händen greifen konnte man es.



Er wiederholte: „Wir sind das einzige Absolute auf Erden.“ Hieran klammerte er sich. Hier hatte er einen Stützpunkt mitten im Fortströmen der Zeit herausgespürt. „Wir“ — sagte er. Er hatte den Schrei gegen den Tod herausgefunden, er wiederholte ihn, er prüfte ihn: „Wir — Wir! —“

Ich sah in der grenzenlosen Dämmerung den Mann vor mir, zu dessen Füßen nun die Frau lag. Unförmig war er wie ein Wolkengebausch und wie ein unbehauener Block. Seine Stirn, seine Hände, seine Augen, all das Licht seiner Gedanken, gleich einem Sternengekreise tauchte das empor. Und es war himmlisch zu sehen, wie er sich im Widerstande befestigte. Denn er sagte: „Wir sind das, was bleiben wird!“

Die Frau: „Das was bleiben wird. Wir sind im Gegenteil das, was vorübergleitet!“

Er: „Wir sind das, was zusieht *dem*, was vorübergleitet! Darum sind wir doch das, was *bleiben* wird!“

Aufbäumend und ungläubig zuckte sie mit den Schultern. Ihre Stimme war fast gehässig, und sie sagte: „Ja — Nein, — vielleicht, wenn du willst —. Nach allem, was tut denn das? Das tröstet mich nicht!“

Er: „Wer weiß, ob wir die Trübseligkeit und die

Finsternistrauer nicht brauchen, damit wir Freude und Licht erschaffen können?“

Sie erwiderte: „Das Licht würde ohne die Finsternis leben können.“

Sachte sagte er: „Nein.“

Zum zweiten Male entgegnete sie: „Das tröstet keineswegs!“



Dann erinnert er sich, daß er schon all diese Dinge durchgedacht hat.

„Horch zu!“ sagt er leise und etwas feierlich, wie zu einer Beichte gestimmt. „Ich habe einmal zwei Wesen ausgedacht, die am Abschluß ihres Lebens stehen, und die sich an alles erinnern, was sie erlitten haben.“

„Ein Gedicht!“ sagte sie, und ihr Mut war nicht groß.

„Ja“ sagte er, „eines von den Gedichten, die so schön sein könnten!“

Seltsam, er schien langsam aufzuleben. Zum ersten Male schien er aufrichtig, jetzt, da er das keuchend schwere Beispiel ihres eigenen Schicksals im Stiche ließ, um sich an das Truggeschöpf seiner Einbildung zu ketten. Wie er von diesem Gedichte sprach, begann er zu zittern. Man spürte es, daß er wirklich er selbst werden würde, und daß er den Glauben hatte. Sie hatte das Haupt erhoben, um zuzuhorchen. Das sehnsüchtige Erwünschen eines wahrheitwirkenden Wortes wirkte geschäftig in ihr, obwohl sie kein Vertrauen hatte.

Er aber begann, sein Gedicht zu erklären, und er sagte: „Da sind sie, Mann und Weib. Sie sind zwei gläubige Geschöpfe. Sie stehen am Abschluß ihres Lebens. Sie sind glücklich, daß sie sterben sollen, deswegen, weil man traurig sein kann, noch weiterleben zu müssen. Sie sind wie Adam und Eva, die an das Paradies denken, in das sie nun wieder hineinwandeln werden.“

„Und wir, werden wir denn wieder in unser Paradies, in unser verlorenes Paradies, zurückkehren?“ fragte Herzleide. „Werden wir wieder zurückwandeln in die Unschuld hinein, zurück zum Beginn, zur Makellosigkeit zurück? Ach, wie ich daran glaube, an dieses Paradies!“



„Die Makellosigkeit,“ sagte er, „das ist es, das Paradies, das ist das Licht. Der Erdenweg, das ist die Finsternis. Um dieser Ursache willen habe ich diesen Sang angestimmt. Licht, das die Menschen wähen und wünschen. Finsternis, die sie sind.“

„Wie wir!“ warf Herzleide ein. Doch der Dichter erklärte weiter: „So sitzen sie nun auch da, Mann und Weib, am Rande der Finsternis, die sich ein wenig regt. Es herrscht ein fahrigfahles Hindämmern, das nach der fast verloschenen Fahlheit des Himmelsstriches weht. Dort sitzen sie mit ihrer Gedankenträchtigkeit und ihren Stimmen, die noch keinem Sinn aufgehen. Diese gläubigen Menschenkreaturen erbitten den Tod, wie man sonst die Lebenslauthheit erbittet. An dieser äußersten Tageswende hat sich endlich ein Wortschall in ihnen zu dem täglichen Gebetspruch umgeschmolzen. Sie rufen betend: ‚Den Tod anstatt des täglichen Lebensbrotet!‘ Da sie dessen gewiß sind, daß sie endlich sterben werden, so sind sie der Dankbarkeit voll. —

„Ich möchte zeigen, wie diese Wirksamkeit der Begnadigung in ihnen gleich einer Morgendämmerung aufkeimt, entwickelt wird und emporsprießt. Sie strecken Gott ihre Hände und ihre von Finsternis umlagerten Münder entgegen und ihr vom Düster verschattetes Herz und ihre Augen, die kein Licht erschaffen können, und sie flehen Gott an, er möge die unheilbare Beschwernis ihrer Nacht heilen. Durch ihr Bittgebet ringt sich schimmernd ein uranfängliches Denken und Hoffen. Sie möchten sich loslösen von der Finsternis, weil sie ihnen das Gotteslicht verstellt, das auf dem Wege ist zu ihrer Menschennatur. Aus ihrer Menschennatur haben sie bloß flüchtige Fünkeln oder ein Geflimmer der Göttlichkeit aufgehascht. Doch sie wünschen die Allwesenheit dieses Gottes, dessen fahles Auffunkeln am Himmelsfirmament sie nur gesehen haben. ‚Gib uns,‘ schreien sie, ‚gib uns das Almosen des Lichtstrahles, dessen Geflimmer uns manchmal wie ein Schleier zudeckt, und der aus der Unendlichkeit bis zu den Sternen hinunterstürzt!‘

„Die Menschen heben die bläßlichen, armselig schwerfälligen und zu winzigen Ärmlein empor.

„Und ich fragte mich, ob dieses Menschengehäuf, das ich da innerlich sah, nicht schon in der Nacht des Todes wäre; ob es nicht schon ihre gemeinsame Seele wäre, die in einem letzten Seufzer ausströmte, um an mein inneres Ohr zu gelangen. —

„Mein Gedicht soll ihr Wesen bezeichnen und umreißen. Es soll ihr Leben stückweise dem Schweigen und dem Unbekannten entreißen. Mein Gedicht paßt sich genau ihrem tiefen Geheimnis an. — So aber geht es weiter: Von neuem hat das Weib den Kopf hinabsinken lassen. Schon ist sie prächtiger der Todeserde verfallen. Das Weib lauscht auf. Der Mann ist bedeutsamer als das Weib. Er ist schöner als sie. — Sie wandern in Gedanken rückwärts auf ihrer Lebensbahn. Auf der Schwelle zum ewigen Glück stehen sie und sehen noch einmal auf das tägliche Lebenswerk nieder, das sie in all seiner Ausweitung einstmals bewältigt haben. Welch Trauerreichtum, welche Ängste, welche Anfälle des Entsetzens! Mann und Weib wiederholen sich alles, was gegen sie gewaltet hat. Sie vergessen nichts, sie verlieren nichts, sie vergeuden nichts von ihrer ungeheuren Vergangenheit. Welch Gedicht muß es sein, dieser Sang vom Elend, dieser Sang vom Menschenleide, der mit einem einzigen Schläge alles zusammenfaßt!“

Der Dichter fuhr fort: „Zuerst die grausamen Lebensnotwendigkeiten. Das Kind wird geboren. Sein erster Schrei ist ein Wehegeschrei. Des Kindes Nichtwissen ist gleich dem Wissen überhaupt. Dann die Krankheit, der Schmerz und all das Klagegejammer, mit dem wir die gleichgültige Friedlichkeit der Natur ergötzen. Die Mühseligkeit, gegen die man ankämpfen muß vom Morgen bis zum Abend, selbst dann, wenn die Kraft schon fast erlahmt ist, um ein Goldhäuflein aufhaschen zu dürfen, das gleich einem Trümmerhaufen hinrollt. Alles das muß man schildern, hinunter bis zum schäbigen Kot, bis zu der Verschmutzung, bis zu der Staubbesudelung, die auf uns lauert, und die wir abschütteln müssen von uns in jeglicher Lebens-

minute. Wie wenn die Erde uns mit aller Kraft und ohne Aufschub nur zu ihrer Tiefe niederreißen wollte und bis zu unserer endgültigen Einschaufelung und Bestattung. Schildern müßte man auch die Ermüdung, die uns erniedrigt: Die Müdigkeit verjagt das Lächeln von den Menschengesichtern, und am Abend verwandelt sie das Heim fast in eine Wüstenei, wenn die Gespensterschatten auftauchen, die nur Ruhe und Ruhe erheischen!“

Herzleide horcht zu und sie erschließt sich. Einmal hat sie die Hand aufs Herz gelegt und gesagt: „Arme Menschen!“ Dann bäumt sie sich leise auf. Sie findet, daß man zu weit geht. Sie will nicht so viel Düsterteit. Ist sie müde? Bedünkt es sie, daß dieses Dichterbild, verwirklicht durch eine andere Stimme, zu grell sei?

Und in diesem Augenblick bäumt sich auch das Weib des Gedichtes auf, und seltsam verschlingen sich Wirklichkeit und Traum. Denn schüchtern schlägt das Weib die Augen auf, und es wehrt ab: „Aber das Kind, das uns zu Hilfe kam —“ Der Mann antwortet: „Das Kind, dem man das Leben gibt, und das man doch wieder dem Tode preisgibt!“ Der Mann will nicht, daß man das Leiden verhüllt. Er entdeckt in der Vergangenheit noch mehr Leid, als man geglaubt hat. In seiner Spürsamkeit ist etwas wie eine Vollendung sichtbar. Sein Gericht über das Leben ist schön wie das jüngste Gericht. Denn der Mann sagt: „Das Kind, durch dessen Schuld die Wunde im Menschen immer noch weiterblutet. Schaffen, ein Herz von neuem ausformen, ein Menschenleid wieder auferstehen lassen, ein Kind zeugen, ein Menschenwesen aufgeben, Samen aussäen und aufheulen dabei, nur eine Wehklage mehr! Der Schmerz des Kindergebärens! Er erlischt nie. Ins Unendliche wächst er mit seinen Ängsten und Nachtwachen. —“

Der Dichter erklärt weiter: „Das ist alle Aufopferung und Leidensfähigkeit der Mutterschaft. Das ist das Heldentum der Mutter am Krankenbett der kleinen, schwankenden Seele, die kaum zu leben wagt. Das ist der Glücksblick der Mutter, wenn man über und über von Angst erfüllt ist bis zu Tränen und endlich wieder

einmal lächeln darf. — Und immer das Hingehen in der Ungewißheit. — So muß es aber im Gedichte weitergehen. Der Mann sagt zum Weibe: „Erinnere dich an den Feierabend und an den Sonnenuntergang und an die traurigsachte Sanftheit, wenn man sich zum Ausruhen niedersetzt! — O, wie oft habe ich sie am Abend unaufhörlich betrachtet, die gebrechliche Brut unserer Kinder, die nur mühselig am Leben gehalten werden konnte! Strauchelnd haben meine Hände die geliebten Stirnen gestreichelt. Dann aber habe ich die Arme wehrlos sinken lassen, und ich weinte, denn ich war besiegt durch die Ohnmächtigkeit der Meinigen!“

Herzleide konnte sich nicht enthalten, dem Dichter irgendwie entgegenzutreten. Offenbar wollte sie ihm sagen, daß er grausam wäre.

Der Dichter erklärt nun, daß die Kinder größer werden, und dann muß der Mann glühenden Auges sagen: „Kain!“ Das Weib aber muß schluchzend erwidern: „Abel!“

„So geht das Gedicht weiter: Das Weib leidet bei der Erinnerung an ihre beiden Kinder, die sich gehaßt und niedergeschlagen haben. Die Kinder haben die Mutter getroffen, denn im Herzen der Mutter sind die Kinder ja gewesen. Es war, als wenn die Kinder noch in ihrem Leibe wären. Dann ruft eine andere Erinnerung die Mutter ganz leise auf. Sie denkt an das Jüngste, das gestorben ist. Die Mutter sagt: ‚Das Jüngste, das Beste — es lebt nicht mehr, und ich, ich, die ich unaufhörlich ausschau nach ihm —‘ Die Mutter streckt die Arme nach dem Unmöglichen aus. Sie wimmert, und zerrissen ist sie von der Überflüssigkeit ihres Kusses, der ins Leere verweht. So also spricht die Mutter: ‚Er lebt nicht mehr, und ich, ich liebte es und herzte es!‘ Und der Mann schilt: ‚Der Tod, die Boshaftigkeit der Wesen, die wir anbeten, die düstere Güte, die uns im Stiche läßt!‘ Und das Weib entlädt sich mit diesem äußersten Schrei: ‚Ach, die Unfruchtbarkeit, Mutter zu sein!‘“

Ich wurde fortgetragen von der Stimme des Dichters, den sein eigener Wohlklang spornte, und der alles her sagte, indem er sich schwankend hin und herbewegte.

Ich wurde fortgetragen bis zu der Wirklichkeit meines Traumes.

Doch der Dichter erklärte weiter sein Gedicht: „Mann und Weib bleiben zurück, und sie betrachten sich, und sie sind verlassen von ihren Kindern. Größer geworden sind die Kinder, und sie haben geliebt. Man sagt: ‚Mag ein Kind leben bleiben, mag es sterben, es verläßt uns immer! Denn es ist wohltuend, das Alter zu hassen, wenn man jung und stark und des Lichtes voll ist. Der schreckliche Frühling begräbt den Winter zum Tode. Tiefwirksam ist ein Kuß nur auf jungfrischen Lippen. Unsere unermessliche Herzenszärtlichkeit, o Mütter, verwitwet wird sie! Du sollst Vater und Mutter verlassen und die verdorrte, lästige Umarmung ihrer Arme fliehen. —“

Ich dachte an das Erlebnis, das ich neulich am Abend an diesem nämlichen Orte durchlebt hatte, wo dieser Dichter jetzt sprach: an dieses Trauerspiel in meinem Leben denke ich wieder. Gerade so war es gewesen. Die alte Frau hatte das junge Kinderpaar, das sich von dem düsteren Triebe losgerissen hatte, in einer nutzlosen, vergeudeteten Umarmung erfaßt. Er hatte recht, dieser Barde und Sänger, der dem Weiten zuwanderte, dieser Denker.

Der Dichter erklärte weiter sein Gedicht: „Keine Hilfe gegen die unermüdliche Unseligkeit des Lebens; selbst nicht im Schlaf. Man muß sagen: ‚Schlafen — in der Nacht vergaß man —. Nein, man träumt! Die Schlafesbefangenheit erinnert sich also, sie bevölkert sich mit wahrhaften Gespenstern. Unser Schlaf *schläft niemals*, er ist nur Halb-Todesruhe. — Manchmal streichelt er uns mit seinen grauen Gespensterformen, der Traum, den wir träumen. Der Schlaf tut uns immer weh, ist er trübselig, so schädigt er unsere *Nächte* mit Wundheit. Ist er heilsam, so schädigt er *unsere Tage* mit Wundheit! —“

Derart erklärte der Dichter weiter sein Gedicht: „Das Weib und der Gatte flüstern: ‚Dennoch waren wir zu einem Paare verbündet miteinander! — Mann und Weib betrachten ihre Liebe. Am Ausgang der Lebensmühsal schicken sie sich an, gemeinschaftlich während der Nacht

die Zärtlichkeit und ihren Schlaf zusammenzuketten. Man sagt: „Aber in der Nacht, da haben wir doch eine Weile lang eines dem anderen gehört, wenn wir zwischen all den Wegen den unsrigen suchten, und wenn wir aus unserer Dunkelheit nach dem schlecht verschlossenen Wohnwinkel hasteten, der gleich einem Wrack inmitten all des Lebensgewoges lag. Wenn der Schatten sich hinwebte über des Tales Grund, schäbig und abgeschabt und abgeschält wie von Geißelhieben, dann sahen meine Augen unter dem verlöschenden Schimmer des Sternenchors das Getriebe deines Herzens fast hüllenlos. Und wenn wir dann ganz in Einsamkeit waren, was sagten wir uns dann? — Wir sagten uns: ‚Ich liebe dich!‘ —“

„Aber dieses Wort, weh, es hat ja keinen Sinn, denn ein jedes ist einsam, und zwei Stimmen, welches Klages sie auch immer sein mögen, sie flüstern sich nur unverständliche Geheimnisse zu. Und das ist das Anathema gegen die Einsamkeit, zu dem wir verurteilt sind. In dem Gedicht muß es weiter heißen: ‚O Scheidung der Herzen, Erdreich, das aufgeschaufelt ist auf jedem Menschenkind, entsetzlicher Schweigensschlund der Gedankenvertiefung! Liebender und Geliebte, wir suchten uns bei der Unendlichkeit. Dort oben waren wir. Wir haben *nichts* gefunden, das uns verbünden möchte. Und als wir nah und zitternd unter den thronenden Gestirnen standen und unsere Hände ineinanderlegten, da waren wir nichts als zwei Almosenkrümelein!“

„Ach,“ sagte Herzleide, „du gestehst das in deinem Gedicht? Du dürftest das nicht — es ist zu wahr!“

„In dem Gedichte muß es weitergehen: Dann kam der Augenblick des Kusses und der Umarmung. Aber die Kräfte der Körperlichkeit wurden ebensowenig einseitig wie die Hände; trotz des kühnen Aufschwungs der Gedanken. Es war nicht eine Einseitigkeit, es war nur ein Rausch, der sich über die beiden gleichzeitig zündend stürzte.“

Herzleide sagte, und über ihr ganzes Wesen schauerte verdoppelte Scham: „Ich weiß!“

„Weiter geht es so. In den Stunden der Verzweiflung

verstärkt der Schmerz nur ihre doppelte Einsamkeit. Einer muß sagen: „Wir waren in unseres Leibes Leiblichkeit wie in Linnentücher eingewälzt. Unsere Augen vermischten ihre Tränen. Unsere Herzen aber weinten ein jedes für sich. Ich sah dich gebrechlich, unendlich und abgrundtief. Du weintest. Ich spürte, daß jedes ein Weltall für sich ist!“



„Derart werden in dem Gedicht Leid und Übel sichtbar in ihrem ganzen Umfang und in einer großartigen Erkenntnisfülle, die nichts verzeiht. Der Aufschwung des Gebetes ist erloschen. Die Kraft des Verwünschens ist erlahmt. Das Leben ist eben zu Ende. Zum letzten Male geschieht es, daß sie auf diese Dinge zurückkommen. Die Frau blickt in die Zukunft mit der gleichen Neugierde, die sie beim Eintritt ins Leben gezeigt hatte. Eva endet, wie sie begonnen hat. All ihre verzärtelte und lebenumfassende Weibesseele steigt dem Geheimnis entgegen, als wenn zu den Lippen ihres Lebens ein Kuß hinaufstiege. Sie hatte ja schon einmal begehrt, das Glück zu gewinnen.“

Herzleide mischt sich nachhaltiger in die Worte ihres Gefährten. Die geschwisterliche Verwünschung des Weibes hat ihr Vertrauen erweitert.

Offensichtlich will Herzleide in den Schatten zurücktreten. Eben hat sie alles beherrscht, jetzt horcht sie zu, jetzt harrt sie, jetzt ist sie ergriffen.

An einer Stelle hat sie gesagt: „Nicht wahr, wir hatten auch schon einmal begehrt, das Glück zu gewinnen?“

Es ist erhebend, dieses doppelte Werkwirken zwischen Leben und Kunst, es ist lyrisch, es ist dramatisch. Herzleide und der Dichter sind zugleich Schöpfer, Schauspieler und Opfer. Man weiß nicht mehr, was sie sind. Es gibt nur eine große Wahrheit. Sie ist die gleiche Wahrheit für die Worte und für das Schicksal. Wo beginnt das Schauspiel, das sie spielen, wo beginnt das Schauspiel, das mit ihnen spielt?



„So geht das Gedicht weiter: Eine unermessliche Glaubensseligkeit wirft ihre verzehrende Hoffnungsflamme über den Mann und das Weib. Man sagt: ‚Ich glaube an Gott, ich glaube nicht mehr an mich!‘ Aber die unermüdliche Gottesneugier schleicht sich ein. Wie wird das Paradies beschaffen sein? Wie wird es sein, wenn man nicht mehr leiden muß? Das ist das Fragen ihrer Gedanken. Der Mann sagt: ‚Das Paradies, wir haben davon nur ein armseliges Stücklein auf der Erde gesehen. Die Hoffnungen, der Freudenreiz, der Sinne schönes Gespieler und des Stolzes innere Belohnung, alles das ist ein Stücklein des Paradieses gewesen, alles das war wie ein kurzer Augenblick oben bei Gott. Aber das war schnell verhüllt durch unsere Nichtswürdigkeit, durch unsere Menschendüsterkeit. Jetzt wird unsere traurige Hülle fallen, und Gott wird dasein ohne Grenzen!‘ Das Weib erwidert: ‚Was werde ich dann sein?‘“

Herzleide sagt: „Das Weib hat recht. Denn endlich und ewig, was soll man dem Manne antworten?“

Der Dichter entgegnet: „Der Mann beweist dem Weibe, daß ein vollkommenes Glück die einheitliche Einigkeit ist, deren Wesen uns unzugänglich bleibt. Man kann die Ewigkeit nicht berühren, aber noch weniger sie irdisch auskosten. Man muß Gott gewähren lassen, und wir müssen einschlafen wie Kinder, dann, wenn der letzte Abend unserer Abende gekommen ist!“

„Doch —“ wollte Herzleide von neuem etwas einwenden; als ihr der Dichter das Wort abschnitt:

„In dem Gedichte heißt es nun: Das Weib bleibt aber einem Hang nach dem Göttlichen untertan, der sich ganz und gar ihrer bemächtigt, und von neuem richtet sie die lebendige Frage auf: ‚Was werden wir sein?‘“

„Und dann dient ihr der Mann wieder mit dem Hinweis auf *das*, was sie *nicht* sein werden. Er hätte ihr gern etwas wahrhaft Bejahendes gesagt, aber die Wahrhaftigkeit hat sich seiner bemächtigt, und sie kehrte ihn ab zur Verneinung. Der Mann sagt: ‚Wir werden nicht mehr als das Gerümpel von uns sein, unser Klappergebein, unser Seufzerschrecken!‘ Und er gräbt sich in seine

Düsterkeit ein, um die Wirklichkeit zu verleugnen. Doch das Weib schreit bebend weiter: ‚Was werden wir sein?‘ — Noch mehr Düsterkeit, noch mehr Scheidung, noch mehr Entsetzen, noch mehr Zweifel, noch mehr Vergangenheit, noch mehr Zukunft, noch mehr Begierde. Die Begierde ist arm, weil sie nicht besitzt. Noch mehr Hoffnung. Das alles muß der Mann im Gedicht ausdrücken.

„Aber das Weib: ‚Keine Hoffnung mehr?‘

„Und es heißt: ‚Die Hoffnung ist unglücklich, eben darum, weil sie hofft. Kein Gebet mehr. Entrechtet ist auch das Gebet, denn es enthält unseren Hilfeschrei, der aufsteigt und uns im Stiche läßt. — Kein Lächeln mehr. Ist das Lächeln nicht immer zur Hälfte trübselig? Man lächelt nur zu seiner Schwermut, zu seiner Unruhe, zu seiner Einsamkeit, noch ehe sie gekommen ist, zu seinem Schmerze endlich, wenn er entwich. Das Lächeln ist ohne Dauer. Denn würde es dauern, dann würde es keinen irdischen Bestand haben. Des Lächelns wesentlicher Charakter ist es, daß es hinstirbt!‘ Aber weiter das Weib: ‚Was werde *ich* sein, ich, ich!‘ Dieser Schrei ‚Ich‘, nach und nach nimmt er jegliches Plätzlein ein, und er schwingt, und seine Forderung schwillt auf. Und noch einmal schleudert der Mann dem Weibe Gespensterworte entgegen, weil man von ihm das verlangt, was sein wird, und weil er als Antwort nur das darbringt, was nicht mehr sein wird. Der Mann breitet vor dem Weibe die erlittenen Leiden aus wie einen Gespensterschreck. Er schleift die Leiden aus dem Begräbnis des Mysteriums hervor. Er gesteht, was er niemals gestanden hat: ‚Dieses, jenes, alles das habe ich dir immer verborgen — ich sagte dir dieses, ich sagte dir jenes, aber ich log.‘ Da er irgendeine Antwort auf ihre Frage finden will, die so gradschichtig und schlicht ist, so möchte er fast irgendetwas erfinden. Er zerpfückt die Begierden, und jeder seiner lumpigen Sätze beschwört ein Geheimnis herauf. Er hat alles begehrt: das Glück seines Nächsten, das Schicksal seines Nächsten, die Herrlichkeit des Ruhmes, das mannigfaltige jeglicher Unsterblichkeit.

Er läßt das Weib sogar hineinsehen in ein ganzes Trauerspiel, das in ihm getötet worden ist, und in ein mächtiges Schicksalsgedicht, das in ihm begraben und erstarrt worden ist. Der Mann gesteht: „Hölle, die noch entsetzlicher und furchtbarer ist! — Unsere Tochter, die deinem Jugendschimmer ähnlich gewesen ist —“ Der Mann hat diesen Begierden nicht nachgegeben, er hat sie darum desto vollkommener erlitten. Mit der Maske der Friedlichkeit hat er in sich die ewige Versuchung herumgetragen. Noch mehr gesteht der Mann: „Die Versuchung lag wie ein Pflock in mir, ganz großmächtig. Ach, die Sünde, die sich nicht beichten läßt, die aber gekauert hat in meinem Herzen, quälend und heimlich, die Sünde, nicht gesündigt zu haben!“

„Der Mann hat über alles die Vergangenheit wieder begehrt. Und er kommt auf dieses Leiden, das so schlicht und von Gewißheit beschirmt ist, immer wieder zurück. — Die Vergangenheit ist tot. Er möchte in die Vergangenheit eindringen, ebenso wie in die Zukunft, ebenso wie in das geliebte Herz. Aber die Erinnerung ist unveröhnlich. Es gibt nur ein Nichts, es gibt nur ein Niemals mehr. Wer wieder findet, der hat die Leiden und die Gewissensbisse von einstmals, gleich einem Übeltäter. Durch den Gedanken an den Tod wurde auch er, wurden auch sie alle beide gequält, trotz der Glaubensdemütigkeit, die sich in ihnen beim Altern eingenistet hatte. Der Gedanke an den Tod war überall. Denn das, was entsetzlich ist, das ist nicht der Tod, das ist der Gedanke an den Tod, der alles Menschentum zerstört und einen unterirdischen Schatten aussendet. Der Gedanke an den Tod! Der Tod, der ist allein lebendig! Der Mann gesteht: „Ach, wie ich gelitten habe! Wie ich habe leiden müssen!“

„Gezeigt wird in dem Gedichte, was einst war, und was nicht mehr sein wird. Dort liegen alle die Arten der Finsternisse, die uns von der Dauer des Glückes abgetrennt haben. Rückwärtig geführt wird alles zur Einschaufelung und zu der schwarzen Nacht, der wir entkommen möchten. Der Mann schreit auf, ganz wie am Anfang: „Wir sind diejenigen, die niemals das Licht

genossen haben, die aller Welten Finsternis an jedem Abend wieder eingehüllt hat. Wir sind diejenigen, deren lebendiges und tiefströmendes Blut schwarz ist. Diejenigen sind wir, deren dunkler Traum alles besudelt, was er betastet. Unsere Augen sind ebenso dunkelerfüllt wie unsere Münder. Unsere Augen sind leer und schwarz und blind, unsere Augen sind erloschen. Sie brauchen den großen Hilfschein der Himmel. Denke daran! — Wie wir in der mäßigen Abendbrise dagesessen und einen Strahl des Tages über unseren Häuptern aufbewahrt haben, da wollten wir lange nicht, daß die Nacht schon herankäme. Dein schwacher Arm ruhte fest auf dem meinigen, und er bebte. Die Nacht zerstampfte unseren düsteren Aufschwung; sie raubte uns wieder unser schwingendes Licht.“

„So aber heißt es weiter im Gesange: Die Nacht verbreitete sich über sie wie eine Wunde, die man ihrer Flanke beigebracht hätte. Und der Mann, der immer noch durch seinen Kinderglauben beschränkt und verblindet wird, muß aufschreien: ‚Die Nacht wird eingeschlungen werden, und du wirst das Licht sein!‘ Aber die unermeßliche Verheißung hat keine Wirkung auf das Entsetzen des Weibes. Sie fragt nur weiter, was sie sein wird. Denn das Licht, garnichts Faßbares ist das. Der Mann wirft dem Weibe vor, daß sie in Widerspruch mit sich selber gerate, da sie zugleich das irdische Glück und das himmlische Glück verlange. Sie entgegnet ihm mit tiefer Besinnlichkeit, daß nicht sie in Widerspruch gerate, sondern nur die Dinge, nach denen sie begehre. Dann greift er noch ein anderes Zweiglein der Erlösung auf. Mit verzweifelter Hingebung legt er dar, heult er auf: ‚Man kann nicht wissen! Wie sollte man wissen können! Welche Tollheit, welche Lästerung, es zu versuchen! Es handelt sich um eine Ordnung der Dinge, die so himmelweit verschieden ist von der Ordnung, die wir erfassen! Das göttliche Glück hat nicht die gleiche Gestalt wie das menschliche Glück. Das göttliche Glück ruht außer uns!‘

„Dagegen richtet sich die Frau zitternd auf: ‚Das ist

nicht wahr! Das ist nicht wahr! Nein, mein Glück ruht *nicht außerhalb* meines Wesens, denn es ist doch *mein* Glück! Denn es heißt ja: Das Weltall ist das Weltall Gottes, aber der Gott über mein Glück, das bin ich selber.' Und das Weib setzt hinzu, sehr schlicht und sehr entschieden: ‚Was ich will, das ist glücklich sein, so wie ich bin und so wie ich leide!‘

Herzleide fuhr bebend in die Höh'. Sie dachte sicher an das, was die Frau des Gedichtes eben gesagt hatte. „Eine Antwort, die mich ganz allein angeht, sowie ich hier gehe und stehe“. Die Frau des Gedichtes hatte die Frage auf eine tiefere und klarere Art gestellt. Herzleide ähnelte diesem Weibe mehr als sich selber.

Der Dichter wiederholte: „Glücklich sein, so wie ich bin, so wie ich leide!

„Bedeutsames Wort! Es führt uns in das Herz der Wirklichkeit hinein. Des Menschen Weh ist eine bestimmte Sache, die eine bestimmte Antwort verlangt. Und so trübselig dieses Weh sei, dieser Satz ist doch der Schönheit voll, weil er die vollkommene Wahrheit heraufbringt. ‚Glücklich sein, so wie ich bin, so wie ich leide!‘ Es ist ein Irrtum zu glauben, daß wir glücklich sein können in einer vollkommenen Friedensstille und in einer makellosen Klarheit, die nur körperlos wären wie eine verblaßte Gedankenformel. Wir sind aus zu viel Finsternis geschaffen und wie aus einer gestaltenden Gallerte des Leides. Wenn man uns alles fort nähme, was uns Schmerz zufügt, was würde dann bleiben! Das Glück, das dann käme, es wäre nicht mehr für uns, es wäre für einen anderen. Eine Lügengleißerei des Tollen ist die Erwägung, die darin besteht, daß einer sagt: ‚Wir haben einen Glücksschimmer besessen, den die Finsternis ausgelöscht hat. Und wenn die Finsternis verschwindet, dann werden wir die Glücksmacht schrankenlos und uneingedämmt besitzen!‘ Oder es ist auch eine Lügengleißerei des Tollen zu sagen: ‚Wir werden ein makelloses Glück besitzen, das wir nicht begreifen können!‘“

„Aber was“, rief Herzleide zitternd aus, „auch im

Paradies muß man die Kraft haben, um das Unglücksweh zu erleiden!“

Der Dichter antwortete: „Das Paradies, das ist das Leben!“

Herzleide schwieg. Hoherhobenen Hauptes blieb sie stehen. Endlich begriff sie, daß der Dichter *ihr* nur mit all seinen Worten die Antwort gab, und daß er *ihr* in der Seele einen Gedanken wiederaufrichtete, der erhabener war und gerechter als alles Bisherige.



„Jetzt steht der Mann des Gedichtes vor der Sammlung all seiner Gedanken. Er spürte übrigens schon seit einigen Augenblicken, bei welchem Irrtum der Zornausbruch des Weibes sich festrannte. Und er unterstreicht und vollendet die dramatische Wahrheit, die erst zur Hälfte in die Einsicht des Weibes eingegangen ist. Denn das Weib sagt: ‚Und Gott? Gott?‘ Der Mann erwidert: ‚Gott kann nichts für die Menschen tun. Für ihn gibt es nichts zu tun. Er ist nicht das Unmögliche. Gott ist nur Gott!‘

„Und was tun sie nun, diese beiden Gläubigen, die untröstlich sind trotz Gott? Sie bauen, der Verwirrung voll, ihr Leben wieder auf, einen Stein der Erinnerung häufend auf den anderen Stein, und sie beten das Leben an in seiner Elendigkeit, in der alles gelebt hat. Neben jeglichem Lichteerlebnis der Lust oder des Stolzes, das sie eben den Himmelsstrecken Gottes gleichgesetzt hatten, nehmen sie den Schatten wahr, der Gottes Geburt gestattet hat, und die Menschenschwäche, die den Weg gebahnt hat für Gott, die Zerrüttung in Zweifel und Gefahr, die Gott wie mit Liebessorge umgeben hat, und endlich das bebende Gezauder der Menschen, das Gottes Leben auch mitgeschaffen hat. Der Anblick ihres Schicksals, das so wirklich in das Blickfeld ihrer Augen zurücktritt, vermengt sich mit dem Anblick ihrer Liebe. Der Blendung ist beides um so voller, als es mehr erfüllt ist von Folterung und Qual. Würde der Mann nicht bettelarm gewesen sein, er würde nicht all die Barm-

herzigkeit verkostet haben, mit der ihn das Weib überschüttete, da er sich in seiner Not näherte der Lichtherrlichkeit des Weibes und dem Munde des Weibes in der lockenden Stille. Es scheint, daß sie beide nochmals aufleben. Es scheint, daß sie sich schlecht kennen, daß sie sich langsam wiedererkennen, einschätzen und umschlingen. Sie sagen, wir haben den Schatten gesucht. Sie suchen, und sie erblicken sich, eines das andere, wenn es Tag ist, und wenn es Nacht ist. Sie suchen sich im Inneren der Häuser und im Bezirk der Wälder. Sie haben die Natur betrachtet und begriffen. Sie haben die Natur zu verworren begriffen und ihr gegeben, was ihr gar nicht gebührte, wenn ihre todgeweihte Weihestimmung dem Abendduster eine göttliche Gnadenmacht schenkte. „Und rings um uns, ach, ist der Tag erstorben! So sprach eine letzte Stimme.

„Ich aber wußte nicht mehr, im Namen welcher Macht dieses Menschengeschöpf vor mir redete, und ob in seinem Munde von ihm selbst oder von den anderen Geschöpfen die Rede wäre. Der Mensch war gepfercht und verschlagen zwischen diese Wände. Er war geschleudert wie ein nasser Lumpen in einen Winkel dieses Zimmers. Und doch schien er eines seiner Werke in die Wirklichkeit hineinzuhoben, bei denen Musik und Wortsinn in einen einzigen Wohlklang verschmelzen.

„Und so tönte es auch noch durch das Gedicht von dem Mann und dem Weibe: ‚Wir fürchteten uns, wir froren, du warst von Finsternis verhüllt. Die Abenddämmerung über dir, dein Gewand und die Fessel deiner Scham, Finsternis war das nur für uns. — Aber welch helles Erglänzen, wenn ich zu dir kam!‘ Eines spricht: ‚Ach, wenn ich dein kostbares Haupt unter dem Wogengedämmer des Abends in meine Erobererarme zog, wenn ich deiner hinschenkenden hinschmiegenden Bewegungen, deines Mundes und seiner unendlichen, noch ungelösten Überfülle der Küsse gewahr wurde und deines Fleisches, das durch die Nacht weiß leuchtete wie ein Engel! — Und weiter, wenn ich mich deinem Gesichte näherte, wie dem Spiegelbild meines Lächelns, wenn ich

dich stützte und gestützt wurde durch *dich* und meine geschlossenen Augen in die Sonne deiner Flechten hineintauchte, um der Blendung zu genießen, wenn ich mit meinen gedankenträchtigen Händen deine Dunkelheit ausschöpfte, welche Helligkeitsverklärung dann! Wir brauchten einander, wir litten wegen einander. Das Zweifeln, das Nichtwissen, das Hoffen und Weinen! So ist es alle Zeit gewesen. Trotz der Ohnmachten, der Schwäche des Vergessens, allem Armutselend und aller Niederlage zutrotze, hat die Armut unserer großen Liebe regiert!

Herzleide hat eingewendet: „Man darf nicht fluchen, man darf nicht klagen, man muß sein Herz lieben.“

Der Dichter ließ sich nicht unterbrechen und fuhr fort, ohne ihren Einwand zu beachten: „Und die Sterbenden sagen: ‚Und wenn das Leben auch auf seinem langen Wege uns nicht nähergebracht hat als es eben sein durfte, wenn es auch *nicht* aus zwei Menschenwesen ein einziges erschaffen hat, so schenkte es uns doch wenigstens genügend Ähnlichkeit, damit wir, wie durch Wundermacht bekleidet, Zärtlichkeiten verspürten, eines für das andere. Wir haben eine Sammlung und eine Glaubensflamme gewonnen und eine mitschwingende Religion für unser Menschenleid selber. Wir haben den Glauben überall gefunden, und er war gesellt mit dem Tode. Wir beteten die Menschenohnmacht an in dem Windweben, das immer weht, auf den Menschen zuweht und ihn erschüttert. In dem Sonnenuntergang, der sich aufblättert, in der Sommerzeit, die leiden muß und hinstirbt, in der Herbstzeit, die ihrer Schönheit Todesahnungen birgt, und deren tote Blätter das Geräusch der Schritte zum Tode aufsaugen, in dem gestirnten Himmel, dessen Großartigkeit wie Tollheit erscheint, überall haben wir die Glaubensflamme gefunden. Und es war sogar schwer zu glauben, der Stein habe nur ein Herz von Stein, und die Zukunft wäre nicht der Unschuld vorbehalten, sondern dem Irrtum ausgeliefert. Wir widerstanden und wir dehnten uns aus in der Hoffnung! — So tönt es auch durch das Gedicht von dem Mann und dem Weibe.

Eines aber sagt weiter: „Denkst du noch daran? Wenn über die weiten Täler der Abend sank, in dem wir das Herannahen unseres Alters verspürten, dann verschlangen wir unsere winzigirdischen Hände und wendeten, trotz allem, unsere Augen der Zukunft zu. Die Zukunft! Auf deiner unendlichkeitsbedeckten Wange lächelte eine Runzel. Prächtig und beschwingt war alles. Der ewigen Weisheit Wahrheit sank glänzend hell vom Himmel, und ihr letztes Schimmern lagerte sich auf deiner Stirn. Wohl, wir waren geizig, ermattet, wir hoben kaum die Lider hoch, die beschwert waren von der armen Vergangenheit, der keine Heilkraft geschenkt wurde, aber wir hofften! Der Abend erweichte die Steine, deine Augen waren umgoldet, ich spürte, daß du sterben würdest.“

„Das Leben strahlt auf mit ungeheurer Vollkommenheit, wenn das Leben verendet. Das ist schön, singt der Mann noch abgründtiefer, es ist schön, an das Ende seiner Lebenstage zu gelangen. — „Denn so haben wir das irdische Paradies gelebt“.

„Und Mann und Weib gestehen sich schüchtern und linkisch: ‚Ich liebe dich!‘ Auf der Schwelle des ewigen Himmelblaus suchen sie die Wirklichkeit für den demütigen Beginn der letzten, verscheidenden Stunden. Und sie gehen so weit, daß sie versichern, Gott leidet, weil er sie sterben sieht, und sie beklagen ihn. Dann sagen sich die Menschen, die nicht mehr leiden werden, ihr allumfassendes Lebewohl. Und dann ist das Trauerspiel ausgespielt.“

Herzleide schreit auf, und all ihr Wesen liegt in diesem Schrei: „Sie haben recht!“

Der Dichter sagt: „Das ist die Wahrheit! Die Wahrheit löscht den Tod nicht aus. Sie vermindert nicht den Raum, sie hält die Zeit nicht auf. Aber sie schafft aus alledem und aus unseren Gedanken die wesentlichen, düsteren Glieder, aus denen unser Wesen gegliedert ist. Das Glück braucht das Unglück. Lust wird teilweise mit Trübsal erschaffen. Weil es Schattennacht sein kann, dürfen wir Leben empfinden. Weil wir gekreuzigt sind an Zeit und Raum, bebt unser Herz lebendig zwischen

Zeit und Raum. Man darf nicht eine Körperlosigkeit von abgeschmackten Massen erträumen. Man muß die Kette behüten, die uns kettet an das Blut und an das Erdreich. Denke daran: „So, wie wir geschaffen sind! So nur soll es sein! Wir sind ein großes Gemenge, wir sind es mehr als wir glauben möchten. Wer weiß, was wir wirklich sind!“

Auf dem Gesicht Herzleides, das Todesentsetzen mit Starrheit entstellte hatte, lebte ein neues Lächeln auf. Sie fragte mit einer kindlichen Großartigkeit: „Warum hast du mir das nicht gleich gesagt, als ich dich gefragt habe?“ Der Dichter erwidert: „Damals konntest du mich nicht begreifen, du hattest deinen Traum des Leides in einem Gelände ohne Ausweg angesiedelt. Es war nötig, der Wahrheit eine andere Wegwendung zu geben, damit sie dir von Grund aus dargeboten werde!“



Ich aber sehe noch etwas anderes, das ihnen Schwungkraft verleiht. Es ist die Schönheit und die Güte, daß sie gesprochen haben. Ja, das hat sie in den wenigen Augenblicken verklärt, in denen sie noch nicht aus dem Traumreich zurückgekehrt sind.

Herzleide seufzte auf: „Das tut wohl, all die Wortfülle gefunden zu haben, die genau erkennt, was gegen uns Feindschaft hegt.“ Der Dichter sagte: „Sich ausdrücken, aufwecken, was lebendig ist, das ist die einzige Sache, die wahrhaft den Schein der Gerechtigkeit gibt.“

Nach diesem großen Worte schwiegen sie. Sie waren für den Bruchteil einer Sekunde so nahe, wie man es hinieden nur sein kann. Denn verbündet waren sie in dem erhabenen Bündnis der hohen und steilen Wahrhaftigkeit. Denn es ist schwierig zu begreifen, daß Glück zugleich Glück und Unglück sei.

Herzleide glaubte dem Dichter, sie, die Rebellin und Ungläubige, der sein Gedanke und Gedicht ein wahrhaft wesendes, spürbares Herz gegeben hatte.



IX.

Das Fenster stand weit offen. Reichlich und rauschend strömte der Abend hinein. Ich sah in den zerstreuten Strahlen der Dämmerung drei Personen, die gegen das braunrote Lichterspiel saßen. Es war ein Greis mit bekümmertem und gedrücktem Gesicht, das von Falten durchfurcht war, und er saß in dem Sessel, den man ans Fenster geschoben hatte. Dann eine hochgewachsene, junge Frau mit sehr blonden Haaren und einem Madonnengesicht. Ein wenig abseits saß eine schwangere Frau, die mit ihrem starren Auge die Zukunft zu betrachten schien.

Die schwangere Frau mischte sich nicht in die Unterhaltung. Vielleicht war sie von niedrigerem Stande, vielleicht widmete sich ihr Gedanke ganz dem Ereignis in ihrem Körperinnern. Man sah in ihrem Dämmerwinkel ihre vergrößerte und sacht unförmige Gestalt.

Die anderen sprachen miteinander. Der Mann redete gleichmäßig und mit gebrochener Stimme. Ein Fieberschauer schüttelte ihn manchmal. Bisweilen war er gegen seinen Willen Zuckungen unterworfen. Die Augen waren zugekniffen. Er sprach mit fremdländischem Akzent. Die Frau saß ruhig neben ihm, und sie zeigte die Klarheit und Sanftheit des Nordens. So golden und hell war es rings um sie, daß man meinen konnte, auf ihrem bleichsilbernen Gesichte und auf der wirren Lichtkrone ihrer Flechten vergehe der Tagesschimmer langsamer als anderweitig.

Waren es Vater und Kind oder Bruder und Schwester? Man sah, daß er sie anbetete, daß sie aber nicht seine Frau war.

Er blickte sie mit seinen halberloschenen Augen an,

zu denen die Sonne, die auf *thr* lagerte, einen Schein hinübersandte.

Er sagte: „Sava wird Mutter werden. Ein Mensch wird geboren werden; ein anderer Mensch wird sterben.“

Die schwangere Frau regte sich. Die andere Frau rief, indem sie sich lebhaft zu ihm beugte: „Was sagen Sie da, Philipp? —“

Er schien gleichgültig gegen die Wirkung, die sein Wort hervorgerufen hatte, so, als wenn dieser Einwand nicht aufrichtig oder auch vergebens gewesen wäre.

Er war kein alter Mann. Seine Haare waren kaum ergraut. Aber er litt offenbar an einer geheimnisvollen Krankheit, die er schlecht ertrug. Denn er zuckte ständig zusammen. Er hatte nicht mehr lange zu leben. Das merkte man ständig an ihm selber und an seiner Umgebung. Es herrschte eine entsetzliche Mitleidsstimmung und zuviel Achtsamkeit in den Blicken, eine unwiderstehliche Niedergeschlagenheit und fast schon eine unerträgliche Trauer.



Er macht eine starke körperliche Anstrengung und fängt zu reden an, um das Schweigen zu brechen. Wie er da so zwischen dem offenen Fenster und mir sitzt, verhallen seine Worte teilweise in den Raum hinaus. Er spricht von Reisen. Ich glaube auch, daß er von seiner Verheiratung gesprochen hat. Aber ich habe nicht gehört, was er gesagt hat.

Er wird lebhafter. Seine Stimme wird lauter. Jetzt klingt sie tief und beängstigend. Er schüttelt sich. Verhaltene Leidenschaft belebt seine Bewegungen und Blicke, sie gibt seinen Worten Wärme und Größe. Man erkennt hinter diesen Äußerlichkeiten den tätigen und glänzenden Menschen, der er gewesen sein muß, bevor ihn die Krankheit besudelt hat. Er dreht den Kopf ein wenig, und ich höre besser.

Städte und durchwanderte Länder zählt er in der Erinnerung auf. Es klingt, als wenn er mit heiligen Namen ferne mannigfaltige Himmelsstriche anriefe, um ihnen eine Bitte vorzutragen. Italien, Ägypten, Indien. — Er

ist hierher gekommen, um sich zwischen zwei Wegstrecken auszuruhen. Doch seine Ruhe ist Unrast, wie bei dem Verbrecher, der sich verbirgt. Er wird abreisen müssen, und seine Augen blitzen auf. Er zählt alles auf, was er noch sehen möchte. Aber die Dämmerung wird nach und nach schwerer. Die Laugigkeit der Luft wird fortgetragen wie ein guter Traum. Und er denkt *nur* an alles das, was er gesehen hat. Er sagt: „Alles was wir gesehen haben, alles was wir an Raumesherrlichkeit mitbringen!“

Die Personen in dem Zimmer sehen aus wie Reisende, die niemals zur Ruhe kommen, und wie ewige Flüchtlinge, die eine Weile ihren unermüdlichen Weg in einem Erdenwinkel anhalten, der ihretwegen so winzig erscheint.

⊗

Der alte Mann beginnt: „Palermo, Sizilien —“

Er versucht es, sich mit der weitschweifenden Erinnerung zu berauschen, wagt er es doch nicht, in die Zukunft vorzudringen. Ich sehe seine Anstrengung, da er sich einem Lichtpunkte der verflössenen Tage nähern möchte.

Er sagt: „Carpeja! Erinnerst du dich, Anna, an diesen entzückenden Lichtmorgen? Der Fährmann und seine Familie saßen am Tisch, mitten in der Campagna. Welches Flammengeleuchte über ihnen! Der Tisch rund und fahl wie ein Sternengekreise. Der Fluß schimmerte. Am Rande Tamarinden und Rosen-Lorbeergebüsch. Nicht weit davon lag die Schleuse im Sonnenschein, das langgezogene, blinkende Flankenschlagen des Stromes. Die Sonne blühte auf allen Blättern. Das Felderkraut blinkte, als wenn es voll wäre, ganz voll gewesen wäre vom Tau. Das Gebüsch schien lauter Edelsteine zu verbergen. Der Wind war so sanft, daß er wie ein Lächeln wehte, nicht wie ein Seufzer.“

Die Frau horchte ihm zu. Sie war sanftmütig, tief und durchsichtig wie ein Spiegel, und so sammelte sie die Worte seiner Offenbarungen auf.

Der alte Mann sagte weiter: „Die Fährmannsfamilie

war nicht vollständig. Das junge Mädchen war seitwärts gegangen, und fern von den Seinigen, o fern genug, um sie nicht zu hören, träumte es auf seiner ländlichen Bank. Ich sehe noch den lieblichen, grünen Schatten des grünen Baumes über ihm. Es saß am Rande des veilchenfarbenen Waldesmysteriums und trug sein armes Kleidchen. Und ich höre die Fliegen, die diesen lombardischen Sommer durchsummen und herumschwirren um den gebuchteten Strom, den man umwanderte, und der immer neue Gnadenschönheiten entfaltete. „Wer wird,“ so murmelte der Wiedererwecker dieser Schönheit, „wer wird das Summen einer Fliege in ein Kunstwerk verwandeln. Das ist unmöglich. Vielleicht darum, weil das Summen niemals allein dagewesen ist, jedesmal, wenn wir es hörten, war es in die Weltenmusik einer Sekunde eingemischt.“



Er wandte sich einer anderen Erinnerung zu und erzählte weiter: „In London ist es, wo ich am stärksten den Eindruck der südlichen Sonne erlebt habe. Es war in einem Museum und vor einem Gemälde, das eine Sonnenwirkung in der römischen Campagna darstellte. Davor stand ein kleiner Italiener in Landestracht, ein Modell, das den Hals vorstreckte. Er aber strahlte mitten in der Steifheit der düsterblickenden Aufseher und mitten in dem Strom der griesgrämigen Besucher und in dem Grau und all der Regenstimmung. Er war stumm und taub gegen alles. Er hatte die Hände ineinandergelegt, er hatte sie fast gefaltet, und er betete zu dem göttlichen Gemälde.“

Anna sagte: „Wir haben Carpeja wiedergesehen. Zufällig haben wir dort im November angehalten. Es war sehr kalt. Wir trugen alle unsere Pelze. Der Strom war zugefroren. Ja, man ging auf dem Wasser. Es war trostlos und seltsam. All die Leute, die sonst von dem Wasser lebten, der Fährmann, die Fischer, die Bootsleute, die Wäscherinnen und ihre Männer, all diese Leute gingen auf dem Wasser.“

Er machte eine Pause, dann fragte er: „Warum bleiben gewisse Erinnerungen unvergänglich?“

Er begrub sein Gesicht in den traurigen und nervösen Händen und flüsterte: „Warum! Warum!“



Die Frau aber sprach weiter, um ihm bei dem Werk seiner Erinnerungen zu helfen oder auch, weil sie die berauschte Kostbarkeit seines rückwärtigen Erlebens teilte: „Aber unsere Oase, die lag doch in Ihrem Schloß bei Kiew, dort in dem Linden- und Akazienwinkel. Dort ist im Sommer der ganze Rasenplatz mit Blumenblüten übersät und im Winter mit vertrockneten Blättern.“

„Dort sehe ich,“ sagte er, „noch meinen Vater vor mir. Er hatte ein gütiges Gesicht. Er trug einen dicken Plüschmantel und eine Pelzmütze, die über die Ohren hinuntergeschlagen war. Er hatte einen langen, weißen Bart, und seine Augen tränkten ein wenig in dem Frost.“

Er kam auf seinen Gedanken zurück: „Warum bewahre ich von meinem Vater diese Erinnerung, die stärker ist als die anderen? Welch ungewöhnliches Merkmal hebt ihn für mich besonders hervor? Ich weiß nicht, aber sein Bild steht immer vor mir. So ewig dauert er nach in mir, und so ist er für mich noch nicht gestorben.“

Dann zitterte er fast bei dem Satze: „Ich liebe Baku, ich werde diese Stadt niemals wiedersehen. Und die Petroleumquellen, diese riesige, graue Landschaft, die so unermesslich ist. Kot, Ölpfützen, die sehr düster und dunkelschillernd sind. Ein weitweiter Himmel ohne Himmelblau. Die Wege unendlich und darauf die ausgefahrenen Wegstrecken, die wie Eisenbahnschienen blinken. Die Häuser schwarz und doch leuchtend, ebenso wie die Menschen. Der Petroleumduft überall, sogar auf den Blumenblüten. Der ewige Duft des unterirdischen Meeres. Ich werde dieses Land niemals wiedersehen. Übrigens kenne ich dort niemanden mehr. Letztes Jahr wohnte der alte Geizhals Borin noch da, und er häufte und zählte immer noch sein Geld.“ Die junge

Frau sagte: „Als Borin seinen Tod nahen sah, da hat er gesagt: ‚Ich bin zugrunde gerichtet.‘“

Der Tag sank. Die Frau schien mehr und mehr sichtbar unter den übrigen Insassen des Nachbarzimmers, und sie wurde schöner und schöner. Die Frau setzte hinzu: „Auch der alte Borin zeigte eine große Güte in den Zügen. Warum sollen die Geizhalse, die doch einen Gegenstand der Liebe lieben, nicht auch einen guten Zug im Gesicht haben?“

Ein leichter Schauer schüttelte die Schultern des Kranken. Er sagte: „Bitte, schließ das Fenster, ich friere.“

Als man geschlossen hatte, senkte sich die Stille nieder. Dann aber fing die junge Frau wieder an: „Ich habe einen Brief von Katharina von Berg erhalten.“

„Immer den gleichen Brief?“ fragte er.

Sie erwiderte: „Ja, sie zehrt sich auf in ihrer Trauer. Sie hat gut von einem Land zum anderen reisen. Vergangene Woche war sie auf den Balearen. Überall schleppt sie ihr untröstliches Witwentum wie eine Art Faulheit herum. Welche Kraft muß einer haben, um so untröstlich zu sein! Sie bekämpft ihre Jugend und ihre Schönheit. Sie reist nicht, um ihre Trauer zu besänftigen, sondern nur, um sie zu steigern und überall auf der Welt auszustreuen. In Wirklichkeit will sie keine Ablenkung. Das macht sie noch trostloser, wenn sie eine Weile der Übermacht des Lebens nachgibt und vergißt. Eines Tages habe ich sie weinen gesehen, weil sie gelacht hatte. Und trotzdem ist ihr Kummer beruhigend anzusehen, ebenso beruhigend wie die Anmut auf ihrem Gesichte.“

Ich sah den Umriß des alten Mannes auf den fahlen Fenstervorhängen. Er saß da mit gekrümmtem Rücken, mit wackelndem Kopfe und magerem Hals. Er hob die Hände auf und sagte: „Der wahre Schmerz bleibt in uns haften. Man sieht und hört das beinahe nicht. Aber dieser Schmerz hemmt alles, sogar das Leben. Der wahre Schmerz kleidet sich in die großartigen Gestaltungen der niederdrückenden Langeweile.“

Mit fast ungeschickten Bewegungen zog er eine Zigaret-

tentasche hervor. Er zündete eine Zigarette an. Solange das Fünklein aufblitzte, sah ich, einer funkelnden Maske gleich, seine verdüsterten Züge. Dann rauchte er in dem Halbdunkel, und man bemerkte nur die brennende Zigarette, die von einem Arm hin und herbewegt wurde, der ebenso leicht und lose wie der aufsteigende Zigaretten-
dunst war. Wenn er die Zigarette zum Munde führte, sah ich seinen erleuchteten Atem, dessen Nebelbrodem ich eben in der Frische des Raumes wahrgenommen hatte. Er rauchte keinen Tabak. Ein Medizingeruch machte mir übel. Der Mann machte eine weiche Hand-
bewegung nach dem geschlossenen Fenster hin, das bescheiden unter den halb aufgerollten Vorhängen lag. Und er sagte: „Seht, dort liegt Benares und Hallihabad — Goldrotes Gewoge in dem Grau. Auffunkeln seltsamer Menschengestalten. Es sind keine menschlichen Wesen, es sind Götterstatuen, die unter dem veilchenfarbenen Abendhimmel stehen. Sie regen sich. — Nein, — Ja. Es wird eine großartige Feierlichkeit abgehalten, bei der Tiaren mit heiligen Zeichen und Frauenschmuck zu-
sammenschwimmen. — Vorne der Hohepriester mit seiner sorgfältig aufgebauten Kopfzierde und den über der Brust gekreuzten Händen; er gleicht einer unbestimmten Pagode, einem Bauwerk, einer Epoche, seiner ganzen Rasse. Wie wir von diesen Geschöpfen verschieden sind! — Wer hat recht?“

Jetzt dehnt der alte Mann den Kreis der Vergangenheit aus. Es scheint, als mache er eine gewichtige und mächtige Anstrengung, wie um einen Höllenkreis und einen Bezirk der Verschwörung auszudehnen. Er sagt: „Die Reisen, all die Orte, die man verläßt, alles das ist überflüssig. Die Reisen machen den Menschen nicht größer. Warum sollte der Mensch auch größer werden mit den Schritten, die er macht? Hat man übrigens die Zeit, die Bürde seiner Seele abzulegen, um wirklich alles das zu betrachten, woran man vorüberwandelt? Und selbst dann. — Die Wanderer werden nur ein Stücklein von der Oberfläche des gegenwärtigen Augenblickes kennen. Man wandert nicht hellsehend in die Vergangenheit zurück.

Alles ist gewesen. Diese Nacht, als die Erinnerung der gälischen Schluchten, Halden und Wälder zu mir gewandert kam, habe ich an die Ritter von der Tafelrunde gedacht. König Arthur und seine Gefährten saßen da. Es bedünkte mich, ich wäre nicht weit von ihnen, und ich wandelte nun ganz auf die Ritter zu. Aber ich sah nur einen, der seltsam behelmt war. Sein smaragdnes Auge hat mich angeblickt und mir Starrheit eingefloßt. Die übrigen waren wie verwaschene Gespenster. Das Rund des steinernen Tisches stand in der herbstlichen Helligkeitsherbe. Das Grau des Nebelwebens war gemischt mit dem rötlichen Waldesgewoge. Der Tisch war rund, damit keiner Vorrang habe vor dem anderen, wenn sie herumsitzen am Tische. Der Tisch war wie ein riesiger Mühlenstein. Von Bleichheit war der Tisch überdeckt. Die Kanten waren scharf geschnitten, es war noch nicht lange her, daß er geschnitten worden war. Er war neu. Tausend Jahre, zweitausend, dreitausend Jahre! — Und dann das Ufer von Troja. — Erinnerst du dich noch an dieses Goldgelände, über das wir hingewandert sind? Der griechische Held stampft über den gekiesten Weg, der vom Morgenrot leicht goldbraun gefärbt wird. Ich sehe die weite, regelmäßige und festumrissene Spur, die er auf dem Sande zurückläßt. Ist er vorübergeschritten, dann sickert seitwärts von jeder seiner Wegspuren ein wenig Goldsand ab. Zu seiner Seite zieht sich unbeweglich das Meer hin. Ich sehe die Spur, die das letzte Wogengewiege auf dem feuchten Sand zurückgelassen hat, der tiefer gefurcht ist als der Weg unter den Schritten des Helden. Wie ein feines Schaummähnengekräusel liegt es noch dort. Ein Stein hat unter dem bronzebeschlagenen Schuh aufgeknirscht, und das Gestein ist weitergerollt. — Denke daran, Anna, denke an das Gestampfe seiner Schritte, das seit so viel tausend Jahren verklungen ist! Denke an den Flügelschlag, den meine Seele aufbieten muß, um alledem nahe zu kommen. Es ist *sein* Schritt, von dem tags drauf kein Gedenkzeichen mehr übrig blieb, und der doch vorhanden ist. Wo sind diese Schritte, wo sind sie? Sie sind in *uns*, da wir sie

doch sehen. Die Zeit ist nicht die Zeit. Der Raum ist nicht der Raum.“

Nach diesem bewunderungswürdigen Satze und dieser Spende ungewöhnlicher Hellsichtigkeit breitete sich ein Schweigen aus. Die Frau fühlte sich unfähig, das Schweigen zu unterbrechen, in dem eine Wahrheit schwebte, die ihr noch unzugänglich blieb. Der alte Mann fuhr fort:

„Der griechische Held ist mit dem Schwert gegen einen Felsen geprallt, und man hört das Klirren der Schwertschneide in seiner Klinge. Um eine steile Böschung zu überklettern, hat seine Hand den jungen Stamm einer Fichte ergriffen, von der einige trockene Nadeln auf den Weg geregnet sind. Was rennt dort neben dem Helden durch den Fichtenwald? Ein Tier, es ist der Hund dieses Mannes. Er bringt in seiner Schnauze einen Gegenstand heran, einen Ledergurt, der im Meeressalz und im Wind hart und hornig geworden ist. Es ist ein trojischer Gürtel, schon halb zerfetzt in dem Gemetzel, das Jahrhunderte und Jahrhunderte drauf Homer besingen soll. Der Krieger ist bei einem Bergvorsprung angelangt. Er streckt den Kopf vor und sieht auf das Meer hinaus. Grad und fein ist seine Nase geformt. Vom Erz des Helmes fällt die Stirnlinie scharf ab. Der Bogen der Augenbrauen ist seltsam nach vorn gewölbt. Die Wimpern treffen das funkelnde Auge. Aber es ist besonders seine halbgeschlossene Hand mit den kurzen Nägeln, die ich betrachte. Der Handrücken und die Finger sind brandfarben. Das spielt ins Rote hinein, als wenn es in Ziegelrot eingeschnitten worden wäre, und an den Fingern sind die gewölbten Nägel wie Kieselplatten eingelassen. Der Held blickt nach dem Ufer aus. Die Matrosen sind dabei, die unermesslichen Schiffskiele ins Wasser zu schieben. Man schleppt sie, und man wird sie bis aufs offene Meer hinausschleppen, um das Rückschlagen des Brackwassers zu vermeiden. Heute abend noch wird die griechische Flotte aussegeln, denn man kann nur bei Sternenlicht segeln, und sie rüstet sich, während der Morgen über dem Meeresblau aufleuchtet. Nach dieser Betrachtung der Sonne beugt der Troer die entwürdigte Stirn.“

Der alte Mann endete: „Ich habe die Vision einer ausgedehnten Wasserfläche. Ich sehe diese silbergrauen Fluten, die unter einem seltsamen Lichte in einer vollkommenen Stille dahinwogen. Warum dieses unendliche Schweigen? Die Menschen dort sind auf einem anderen Planeten, der unendlich viele Jahrhunderte weit entfernt liegt.



Ich erschauere, was er beschrieben hat, und ich schaue es an. Das Bild, das der Unwirklichkeit enthoben ist, und der Mann in dem Schatten, sie haben fast keine Gestalt mehr, der Wiedererwecker und das Wiedererweckte. — Ich denke an diesen unsagbar großen Unterschied, der zwischen dem Denker und seinem Gedanken besteht. Sein Gesicht ist ein winziger, kaum umrissener Flecken, der ausgelöscht ist und gerichtet zum Uranfang, zu der Entfaltung von Ländern und Zeiten.

Und andere Erinnerungen, andere noch werden aufgeschichtet. Sie folgen dicht gedrängt aufeinander. Man spürt es, er ist bestürmt durch eine Welt und den Kampf mit der Überfracht seiner Erinnerungen. Es sind alle, die er schon hingestammelt hat, und die anderen auch, zu deren Aufzählung ihm nicht mehr Kraft und Zeit bleiben werden. Er kann sich nicht loslösen von dieser beschimmerten Großartigkeit, die in ihm wohnt.

Er hat das Gesicht rückwärts gelehnt. Wahrscheinlich hat er die Augen geschlossen. — Und seine Erinnerungen, ich zähle sie und messe sie aus an dem Maße des Leides, von dem ein derart betrachtetes Antlitz Kunde gibt.

Eben war er der Begeisterung voll, jetzt beklagt er sich. „Ich erinnere mich, ich erinnere mich. — Mein Herz hat kein Erbarmen mit mir! Ach,“ seufzt er dann mit einem Ausdruck des Verzichtens, „man kann nicht jeglichem Dinge Lebewohl sagen!“

Vor dem alten Manne sitzt die junge Frau, und sie vermag nichts, obwohl sie angebetet wird. Sie vermag nichts gegen dieses ewige Lebewohl, das den letzten

Blick eines Mannes ausfüllt. Sie sitzt nur da vor ihm mit ihrer ganzen Schönheit und mit ihrem ganzen Lächeln. — Und die übermenschliche Erscheinung wird umsonst gesteigert durch Reue, Gewissensbisse und Begehren. Er will nicht, daß es schon zu Ende sei. Was er beschwört, er ruft darnach, er möchte es wieder körperlich erfassen. Er liebt die Vergangenheit. Aber die Vergangenheit ist unerbittlich und starr, wie eine Gottheit: Denn vor den Gläubigen und vor den Leugnern ist die großartige Gestalt Gottes so aufgerichtet, daß sie sich nur umwittern läßt mit Bitten und Barmen.



Die schwangere Frau ist fort. Durch die Tür ist sie sacht dahingegangen, mit mütterlicher Rücksicht auf sich selber. Zurück bleiben nur die beiden. Der Abend zeigt eine ergreifende Wirklichkeit. Er scheint lebendig und eingewurzelt und unerschütterlich an seinem Platze. Niemals ist das Zimmer so voll von Abendstimmung gewesen.

Der alte Mann sagt: „Noch ein Tag, der verklingt.“ Und dann weiterspinnend an seinem Gedanken: „Man muß alles für die Trauung vorbereiten!“

Instinktmäßig wirft die Frau ein: „Aber Michael?“ Wie, wenn sie diesen Namen nicht zurückhalten könnte.

Der alte Mann erwidert: „Michael wird uns nicht zürnen. Er weiß, daß du ihn liebst. Nein, Anna, er wird sich nicht wegen dieser Formalität aufregen, die ja lauter und einwandfrei ist.“

Er betonte, was er jetzt sagte, besonders und er legte, als wenn er sich selber trösten wollte, etwas wie ein Lächeln auf die Worte: „Dieser Trauung in extremis, dieser Trauung auf dem Totenbett“. Der Schatten zeichnete die Sprechenden sanft und wie eine einzige Gestalt in den Raum. Sie betrachteten sich.

Er war trocken und glühend. Seine Worte hallten aus der ausgemergelten Hülle seines Lebens. Sie war weiß und schwelgend gefügt, sie blühte leuchtend und in Üppigkeit.

Er richtete die Augen auf sie, und er nahm sich noch sichtbar zusammen, als wenn er sie nicht mit einem Worte beschädigen wollte. Dann aber ließ er sich gehen, und er sagte mit Schlichtheit: „Ich liebe dich so sehr!“

„Ach!“ erwiderte sie, „Sie werden nicht sterben!“ Er entgegnete: „Wie das gut von dir gewesen ist, daß du so lange meine Schwester hast sein mögen!“ Sie aber faltete die Hände und neigte ihre prächtige Gestalt ihm entgegen, wie wenn sie sich in Verehrung neigte, und sie sagte: „Alles was Sie für mich getan haben!“

Man hörte, daß sie sich mit offenem Herzen aussprachen. Welch wundervolle Sache, sich mit offenem Herzen aussprechen, ohne Rückhalt, und nicht verblendet durch die demütigende, schuldgebärende Unwissenheit dessen, was man sich sagt! Welch bewunderungswürdige Sache, wenn gradaus eines zum anderen hingehet. Das ist fast ein Strahlenwunder, fast ein Friedensmirakel und ein Wunder, voll von aller Lebensinnigkeit!

Er schwieg. Er hatte die Augen geschlossen, obwohl er die junge Frau beständig anblickte. Er öffnete die Augen wieder und sagte: „Du bist mein Engel, obgleich du mich nicht liebst!“ Während er das sagte, verdüsterte sich sein Gesicht. Dieses schlichte Bild schmetterte mich nieder: Welche Unendlichkeit für das Herz, das teilnehmen darf am Walten der Natur! Umdüstert wurde also sein Gesicht. Ich sah, welche Liebe zu der jungen Frau in ihm aufgerichtet war. Sie wußte es auch. In seinen Worten und in seiner Haltung vor ihr lag eine unermessliche Sanftheit, die alles verriet. Sie ermunterte ihn nicht; sie log nicht vor ihm. Aber jedesmal, wenn sie es vermochte, versuchte sie es, ihn mit einem Wort, mit einer treffenden Bewegung oder einer schönen Regungslosigkeit ein wenig über sich zu trösten. Sie wollte ihn trösten wegen des Wehs, das sie ihm zufügte mit ihrer Nähe und mit ihrer Entrücktheit.

Gegen seinen Willen näherte der Schatten ihn noch inniger der Gestalt der jungen Frau. Noch einmal betrachtete er sie, und dann sagte er: „Du bist die traurige Vertraute meiner Liebe für dich!“

Wieder sprach er von der Trauung. Alle Maßregeln waren doch schon getroffen, warum vollzog man sie denn nicht sogleich?

Er sagte: „Mein Vermögen, mein Namen, das nur wird als lautere Berührung an dir haften bleiben, wenn — ich erst ein — Abgeschiedener sein werde.“ Er wollte mit der Hand den dauerhaften Wohltatsamen in die ungewisse Zukunft hinaussäen; hinsäen wollte er, gleich einer Segnung, das allzuungewichtige Korn seiner Liebkosung. Für den Augenblick trachtete er nur nach dem schwachen und trügerischen Begriff dieses Wortes von der Trauung.

„Warum davon sprechen?“

Von einer fast unüberwindlichen Abneigung wurde die Frau ergriffen, und sie antwortete nicht gradeaus. Wahrscheinlich trug sie im Herzen ihre besondere eigene Liebe, und ihr Gefährte hier hatte jetzt von *seiner* Liebe zu ihr gebeichtet. Sie hatte niemals klipp und klar auf seine flehentliche Bitte geantwortet, die jedesmal, wenn sie allein blieben, von *ihm* zu ihr hingewandert war. Und sie hatte doch schon eingewilligt, daß alles geschähe, und die Formalitäten waren doch sogar schon erfüllt.

Aber stand sie nicht schon an diesem Abend dicht vor der endgültigen Einwilligung und Entscheidung, daß sie sich ihm unterwerfen und die armselige Annäherung gewähren wollte? Sie würde die Entscheidung treffen auch gegen ihr persönliches Wohl, sie würde sie treffen in ihrer Seele, die so makellos war, und die man schnell erkannte.

„Ja?“ murmelte er.

Wir sahen diesen Mund. Der Mund, der, wie ein Altarheiligtum und wie das Antlitz einer Gottheit, von Fürbitten umbettelt wurde, er lächelte beinahe schon. Ihr Mund barg Kostbarkeiten von Hoffnungen, die allein ihrer Schönheit zuströmen sollten, wie alle Schönheiten des Abends.

Der Sterbende fühlte, daß der Augenblick der Einwilligung gekommen sei, und er murmelte: „Ich liebe

das Leben! — “ Er schüttelte mit dem Kopfe, dann setzte er hinzu: „Mir bleibt so wenig Zeit übrig, so wenig, so wenig für mich, daß ich in der Nacht nicht mehr schlafen möchte.“

Dann schwieg er, um zu horchen.

Sie sagte: „Ja.“ Und sie berührte mit ihrer Hand kaum die Hand des alten Mannes.

Und meine unerbittliche Achtsamkeit nahm wahr, daß diese Bewegung von theatralischer Feierlichkeit und einer Großartigkeit durchtränkt war, deren sie sich klar bewußt blieb. Mag das Opfer auch gerecht und keusch und ohne Hintergedanken sein, es trägt doch einen eigensüchtig ruhmsüchtigen Hochmut in sich. Das sehe ich, *ich*, der ich alles sehe.

⊗

In der Pension spricht man nur von den Fremden. Sie bewohnen drei Zimmer und haben eine beträchtliche Menge Gepäck. Es scheint, daß der alte Mann sehr reich, aber von sehr einfachen Neigungen ist. Sie werden in Paris bis zur Niederkunft der jungen Frau bleiben, die in einem Monat Mutter sein wird und in einer Klinik entbunden werden soll.

Aber der alte Mann, so sagt man, ist sehr krank. Madame Lemercier ist deswegen sehr ungehalten. Sie fürchtet, daß er in ihrem Hause stirbt. Sie schämt sich deswegen schon im vorhinein. Die Zimmer sind schriftlich gemietet worden, sonst würde sie diese Leute nicht angenommen haben, trotz der Reklame, die der Reichtum der Fremden für ihr Haus bedeutet. Sie hofft, daß der alte Mann noch lange genug aushalten wird, um abreisen zu können. Aber wenn man sie trifft, dann sieht sie besorgt aus.

Wie ich ihn wiedersehe, denke ich wirklich, er wird bald sterben. Er ist niedergeschlagen und sitzt da, eingekauert in den Lehnstuhl, und schlaff hängen seine Hände herab. Nur mühselig schweift sein Blick in den Raum. Da er den Kopf senkt, erleuchtet die Helligkeit des Fensters nicht seine Pupillen, sondern den Rand der Augenlider, und es sieht aus, als wenn sein Gesicht abge-

schält worden wäre. Mich erfaßt ein Schauer vor dem, was der Dichter gesagt hat, wenn ich diesen Mann betrachte, dessen Leben eigentlich schon vorüber ist. Denn er beherrscht sein Dasein mit einer furchtbaren Erhabenheit; erfüllt ist sein Wesen mit einer Schönheit, vor der Gott selber ohnmächtig dasteht.



X.

Er sprach von Musik: „Warum,“ sagte er, „wird man von dem Rhythmus gepackt? Überall, wo die Natur sich kundgibt, trägt sie mitten in die Regellosigkeit ihren großen Satz von der Regelmäßigkeit und der Eintönigkeit hinein. Jegliches Kunstwerk, das aufwachsen und sicher gefügt sein soll, muß sich diesem unnachgiebigen Gesetz unterwerfen. Diese gestrenge Naturmacht unterscheidet die flache Straße von der Talwölbung. Sie baut in das Bergreich des bloßen Geräusches eine Leiter mit gleichmäßig geschlagenen Stufen hinein. Denn die Regellosigkeit hat keine Seele, nur die Regelmäßigkeit ist mit Seele gesegnet und mit Denkkraft.“

Dann sprach er vom Wohlklang, von der Einheit und allen darin herrschenden Verhältnissgesetzen. Ich vernahm nur Bruchstücke seiner Sätze, als wenn der Wind mir stoßweise den Duft des Feldes und des weiten Meeres herantrüge.

Man klopfte. Es war die Stunde des Arztes. Strauchelnd erhob sich der alte Mann. Verwelkt und besiegt war er vor *diesem* Meister.

„Wie gehts seit gestern?“

„Schlecht“, sagte der Kranke.

„Kopf hoch,“ meinte ruhig der Ankömmling.

Man hat die beiden allein gelassen. Der alte Mann hat sich wieder langsam und mit einer lächerlich wirkenden Linkischkeit niedergesetzt. Der Arzt steht zwischen ihm und mir. Er fragt: „Na, und das Herz?“ Instinktmäßig, tragisch instinktmäßig, haben alle beide die Stimme gesenkt. Leise gibt der Kranke seinem Arzt den alltäglichen, beichtenden Bericht von seiner täglichen Krankheit.

Der Mann der Wissenschaft horcht zu, er fällt ein, zustimmend schüttelt er mit dem Kopfe. Er setzt dieser Beichte ein Ende, indem er laut diesen banalen und tröstenden Ausruf wiederholt, den er schon so oft mit seiner starren und übertriebenen Gebärde wiederholt hat: „Kopf hoch, es liegt ja nichts Besonderes vor!“

Der Arzt ist beiseite getreten. Ich sehe den Patienten. Seine Züge sind verzerrt, sein Blick ist verstört. Er ist ganz durchgerüttelt, da er von dem düsteren Mysterium seiner Krankheit gesprochen hat.

Er hat sich beruhigt und plaudert mit dem Arzt, der sich gutmütig auf einem Stuhle breitmacht. Der Kranke schneidet einige Gesprächsgegenstände an. Dann kommt er gegen seinen Willen, wie ein zum Unheil Verfluchter, auf diese düstere Sache zurück, die er in sich herumträgt: auf seine Krankheit.

„Welche Schmach!“ sagt er.

„A bahl!“ wirft der Arzt abgestumpft hin. Und dann steht er auf: „Also, auf morgen.“

„Ja, morgen, zur Konsultation mit dem andern!“

„Aldann, auf Wiedersehen!“ Der Arzt geht leichten Schrittes, obwohl all die Erinnerungen auf ihm lasten, an denen viel Blut haftet, obwohl er all diesen Paken Menschenleid fortträgt, dessen Gewicht er gar nicht mehr fühlt.



Die Konsultation ging offenbar zu Ende. Die Tür wurde aufgemacht. Zwei Ärzte traten ein. Sie sahen etwas bestürzt aus. Sie blieben stehen. Der eine war ein junger Mann, der andere ein Greis. Sie sahen sich an. Ich versuchte das Geheimnis ihrer Augen zu durchdringen und die Nacht in ihren Köpfen. Der Alte strich den Bart, er lehnte sich an den Kamin und starrte zu Boden. Dann warf er die Worte hin: „Casus lethalis, und ich möchte hinzufügen, *properatus*“.

Er hatte die Stimme gesenkt. Er fürchtete wohl, von dem Patienten verstanden zu werden. Zu feierlich war auch diese Sekunde, in der das Todesurteil ausgesprochen wurde. Als Zeichen der Zustimmung nickte der Junge.

Man hätte meinen können, er sei ein Spießgeselle des Alten. Dann schwiegen alle beide wie Kinder, die auf einer Unart ertappt worden sind. Von neuem trafen sich ihre Blicke.

„Wie alt ist er?“

„Dreiundfünfzig Jahre.“

Der junge Arzt bemerkte: „Er hat noch Glück, daß er soweit gelangt ist.“

Worauf der Alte philosophisch erwiderte: „Er hat Glück *gehabt*. Jetzt ist er aber so weit.“



Stille. Dann flüstert der Graubärtige: „Ich habe den Krebs am Puls gefühlt, gerade hinter der großen Schlagader.“ Er zeigte mit dem Finger zum Hals. „Dort saß der Krebs eingekauert.“

Der junge Arzt schüttelte mit dem Kopf. Seitdem er eingetreten war, schien er ständig den Kopf zu schütteln, und er murmelte: „Ja, keine Operation mehr möglich.“ Der alte Meister sagte, und seine Augen funkelten in düsterer Ironie auf: „Das kann ihm nur *eine* Operation nehmen: das Fallbeil! Das Fallbeil des Schicksals! Das breitet sich übrigens tüchtig aus. Er hat Ganglienknoten beim Kiefer, beim Schlüsselbein und wahrscheinlich auch in den Achselhöhlen. Das geht blitzartig vorwärts. Atmung, Blutlauf, Verdauung, all die drei Auswege werden bald verämmelt sein, und die Erdrosselung wird riesig schnell vollendet sein.“

Dann seufzte er auf und hielt ein. In seinem Munde hing die kalte Zigarre, sein Gesicht war maskensteif. Er kreuzte die Arme über der Brust. Der junge Arzt hatte sich niedergesetzt und stützte die Arme auf die Sessellehne. Er lehnte sich rückwärts und trommelte mit den unbeschäftigten Händen auf die Marmorplatte. Einer von ihnen sagte: „Hat man solche Fälle vor sich, dann ist man manchmal wie vor den Kopf geschlagen und meint, da hat sich der Krebs seinen Platz richtig ausgesucht!“



„Meister, was soll man der jungen Frau erwidern?“

„Sagen, daß es ernst ist, sehr ernst, ein verzweifelttes Gesicht machen und die unendlichen Hilfsquellen der Natur anrufen.“

„Die Phrase ist bekannt.“

„Desto besser“ sagte der Alte.

„Wenn sie wissen will?“

„Dann nicht antworten und sich umdrehen.“

„Sollen wir nicht ein wenig Hoffnung geben? Sie ist so jung!“

„Gerade die Hoffnung, das würde ihren Fall noch bedenklicher machen. Mein Sohn, niemals sagen, was schon so überflüssig geworden ist! Das dient nur dazu, daß man uns der Unwissenheit zeihet und haßt. Und er? Weiß er?“

„Ich weiß nicht. Während ich ihn untersuchte, wollte ich Gewißheit darüber erlangen und eine Antwort aus ihm herausbringen. Sie wissen ja — einmal glaubte ich, daß er noch nichts ahnte. Dann sah es wieder aus, als wenn er sich ebenso sähe, wie ich ihn sah.“



Wiederum blieben sie eine Weile stumm nebeneinander. Es schien, diese beiden Gelehrten da seien eher zum Schweigen als zum Sprechen zusammengekommen. Sie hatten sich fast nicht geregt und ihre wenigen Worte vorsichtig und hastend ausgetauscht.

Dann stand das gräßliche Wundmal noch einmal vor ihnen, und sie reckten sich zu Gedanken empor, die noch großartiger waren, die noch mehr ins allgemeine hineingingen. Ich ahnte diese Arbeit, die da in ihrem Hirn vollzogen wurde. Endlich halte ein Satz auf:

„Das bildet sich wie ein Kindsgebilde.“



Der Alte begann ohne Unterbrechung zu reden: „Wie ein Kindsgebilde. Der Samen wirkt auf die Zelle genau so wie ein Zeugungssamen. Lancereaux beschreibt das. Es ist ein Kleinwesen, das in die anatomische Urzelle

eindringt. Es trifft seine Auslese, und es setzt sich fest, es versetzt die Zelle in Schwingung, es gibt ihr ein ‚neues Leben.‘ Aber die anregende Urkraft, die in die Zelle diese weiterwirkende Kraft hineinträgt, sie ist *kein* normaler, lebenskräftiger Samen, ein schädlicher Fremdkörper ist sie. Was auch immer dieses ‚primum movens‘ sein mag, der ‚micrococcus neoformans‘ oder die noch unsichtbare Spore des Kochbazillus oder ganz etwas anderes, sicher ist es immer, daß sich das schädliche Krebsgewebe anfänglich wie ein Fötusgewebe entwickelt. Aber der Fötus will zur Reife. Es gibt einen Augenblick, in dem die Embryonenmasse, die in die Gebärmutter eingebettet ist, sozusagen selbständig wird. Sie will ihre Außenglieder bilden, die Claude Bernard in seiner tiefen Terminologie die Grenzorgane nennt. Der Fötus ist vollendet. Er wird geboren werden. Aber das Krebsgewebe vollendet sich *nicht*. Es wuchert weiter, ohne je an ein Ziel zu gelangen. Die Krebsgeschwulst bleibt ewig im Embryonenzustand. Ich spreche natürlich nicht von den Fibromen, den Myomen und den einfachen krebsartigen Geschwülsten, die von gutartiger Natur sind. Die Krebsgeschwulst kann sich nicht in einer harmonischen und zur Vollkommenheit hinzielenden Art entwickeln. Sie breitet sich aus, sie kann sich nur ausbreiten, ohne daß sie eine bestimmte Gestalt annimmt. Wird sie ausgeschnitten, so wuchert sie von neuem weiter oder wenigstens in fünfundneunzig von hundert Fällen. Was vermag unser ganzer Körper gegen diese Fleischwucherung, die sich nicht organisch fügt und auch nicht verschwindet? Was vermag das Gleichgewicht unserer Zellen, das so sorgfältig aufgebaut und doch so gebrechlich ist, gegen diese regellose Wachstumwucherung, die eine unlösliche und unbegrenzte Masse einkelt mitten hinein in unser Blut und in unsere Organe und in unser Knochengerüst und in das ganze Nervennetz? Ja, der Krebs liegt, wenn man's genau bezeichnen will, in unserem Organismus wie die Unendlichkeit.“

Der junge Arzt nickte bejahend. Er sagte mit einer

Tiefe, die er irgendwo aus der Berührung mit dem Gedanken von der Unendlichkeit herholte: „Der Krebs ist wie ein von Fäulnis überfallenes Herz.“



Jetzt saßen sie sich gegenüber. Sie rückten aber die Stühle zusammen. Und der jüngere von beiden sagte schüchtern und verhalten: „Es ist noch schlimmer, als wir es uns eingestehen!“

„Ja, ja,“ nickte der Alte ihm zu.

„Wir stehen nicht vor einer örtlich eingeschränkten und geheimnisvoll erworbenen Krankheit. Es handelt sich nicht, wie das der Laie glaubt, um ein unheilvolles Unglück im Inneren unseres Leibes. Der Krebs ist auch nicht einmal ansteckend. Wir stehen da vor der plötzlich um sich greifenden Krankheitskrise, die eine ganze Heerschar von geschwächten Menschenkörpern angreift. Der Krebs ist eine der ursprünglichen Gestalten von menschlicher Krankheit. Er ist ein Allgemeinzustand, der die Krankheit verursacht und festlegt. Man kann sagen, der Kranke selber lockt die Verwüstung des Fremdkörpers heran. Es ist *sein* Organismus, der den Fremdkörper will! Der Fremdkörper! Es gibt vielleicht nur einen einzigen. Und er pflanzt an die einzelnen Stellen der Organe, die dazu besonders geschaffen sind, die einzelnen Krankheiten ein. Die Bakteriologie buchstabiert noch. Wird sie erst sprechen können, dann wird sie uns sicher diese neue Kunde übermitteln. Und das wird der Medizin einen Machtcharakter verleihen, der noch tragischer ist als ihre bisherige Großartigkeit. Was *mich* anlangt, so glaube ich an die Einheitlichkeit unter allen schädlichen Fremdkörpern, unter allen Parasiten.“ So sprach der junge Arzt.

Der alte Meister erwiderte: „Die Theorie ist in der Mode, sie ist auf jeden Fall verführerisch. Man muß es anerkennen, je mehr Medizin, Chemie und Physik sich vertiefen, desto inniger streben sie auf die Einheitlichkeit aller Grundstoffe, Erscheinungen und Kräfte hin. Wohl, es gibt keinen unwiderleglichen Beweis da-

für, aber was gibt es Wahrscheinlicheres als diesen schrecklichen Drang zur Einheitlichkeit, von dem Sie sprechen!"

„Ja,“ sagte halblaut der Junge, wie wenn er nachgrübelte. „Alle Krankheiten sind aus den gleichen Stoffen geschaffen. Es ist das gleiche, unfafßbare Leben, das uns alle zum Tode heranzführt.“

Auch der Alte dämpfte die Stimme, und er murmelte: „Alle Menschen sind in dem lebenden Kranksein und Leiden ebenso verbündet wie in dem nicht mehr seienden Nichtleben. Dann wäre also dieser einzige Samen des Todes, der unendlich winzig ist und der in das Menschenfleisch seine scheußliche Ernte hineinsät, dieses Kleinwesen, dessen Rolle bisher ziemlich gleichgültig schien, und an dem man fast achtlos vorübergegangen ist, er wäre also das ‚Bacterium termo‘, das endgültige oder Urbakterium. Im Dickdarm ist es überreichlich vorhanden.“ Worauf der Junge erwiderte: „Es findet sich zu Milliarden bei den gesunden Menschen. Es ist das Urbakterium, das auf einem phosphathaltigem Boden den Staphylokokkus, das goldene Zäpfchengebilde, bilden würde. Das aber ist gerade der Urheber des Furunkels und des Karbunkels, die beide die Ränder des Fleischgewebes dem Absterben ausliefern.“ Und er fuhr fort: „Und dieser Samen ist es auch, der in dem zerfressenen Darm den Eberthbazillus hervorruft, der wiederum die Typhuspustel hervorbringt.“

Je schärfer der Name des Feindes umrissen wurde, dessen man bisher noch nicht Herr geworden war, desto feierlicher und wehevoller wurde das Antlitz des Gelehrten. Er sagte: „Es ist endlich *dieser* Samen, der sich auf einem phosphatlosen Boden zum Kochbazillus entwickeln würde.“

⊗

„Der Kochbazillus, das ist nicht nur die Tuberkulose, die sich in der Lunge, im Kehlkopf, in den Gedärmen und in den Knochen festsetzt. Landouzy weist sie auch im Brustwasser nach und Kuß in den kalten Geschwülsten.“ So erklärte noch immer der Junge.

Der alte Gelehrte, dessen Blicke gespannt und ernst

waren, mischte sich wieder ein, und er fragte: „Hat man denn übrigens ganz vollständig die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Beschädigungen aufgezählt, die tuberkulösen Ursprungs sind? Nehmen wir die Lungenschwindsucht, denn bei dem erwachsenen Patienten ist die Lunge immer angegriffen. Das Erscheinen von Lungentuberkulose ruft die Bildung von Tuberkeln hervor. Es sind das kleine Geschwülste, die aufgezehrt werden, wenn die tragenden Gefäße nicht vorhanden sind. Werden sie aber erweicht und ausgehustet, dann führen sie das Verschwinden des Organs und den Erstickungstod herbei. Das Tuberkel ist im Grunde ein neu angepflanzter Körper. Der Kochbazillus ist ein ‚neoformans‘, etwas also, das die Neupflanzung anlegt. Übrigens ist jeder Kleinkörper im Organismus ein neoformans. Es ist das mehr eine allgemeine Aussage über die allgemeine Schöpferkraft des Tuberkels als eine wissenschaftliche Festlegung seines Charakters. Diese Kraft haftet dem Tuberkel an wie ein homerisches Beiwort. Der Tuberkel vermehrt sich, aber er bleibt *klein*. Darum hat ihn Virchow ein armes ‚neoplasma‘, ein armes Neugebilde. genannt.“



„Aber bei den Stoffwechselkranken mit nervöser Niedergeschlagenheit und *niedriger Temperatur* kann der Fremdkörper die Tuberkulose *nicht* hervorrufen. — In das Säfte erzeugende Blut tritt er mit Hilfe der Nahrungstoffe ein. Das Blut wird mit Süßstoff überlastet, und die Trägheit der Blutadern setzt diesen menschlichen Zucker, der von der erhöhten Temperatur nicht mehr aufgebraucht werden kann, in übermäßiger Menge auf den anatomischen Elementen der passiven Drüsengewebe ab. Dann entsteht auf kaltem Boden, was man eine reiche ‚Neoplasie‘, eine Neuanpflanzung, nennen könnte. Anstatt mehrerer Tuberkeln bleibt nur *eine*, die ins Ungeheure wächst. Das ist der *Krebs* in allen seinen Formen und mit allen seinen Namen: Sarkom, Karzinom, Hautkrebs, harte Geschwulst und Blutwasserkrebs. Der Krebs ist also das ungeformte Erzeugnis aus der An-

häufung des Süßstoffes bei einem erwachsenen und geschwächten Stoffwechselkranken, der kein Fieber hat.“

Der alte Gelehrte sagte: „Ja, ja, das ist möglich. Aber der Beweis? Schöne Theorie, aber welche praktische Bestätigung? Denn es ist doch immerhin ein morphologischer Unterschied zwischen der Geschwulst und dem Tuberkel vorhanden.“ Er schien ironisch und feindlich zu werden und bereit, Widerstand zu leisten und seine Beweisstücke aus seiner Wissenschaft und seiner Erfahrung hervorzuholen. Doch der andere erwiderte:

„Prüfen wir eine Anzahl verschiedener Geschwülste, dann stellen wir fest, daß die Zahl der Geschwülste im geraden Verhältnis, und daß der Umfang der Geschwülste im ungeraden Verhältnis zur Körperwärme des Menschen steht, der die Geschwülste erzeugt.“

Er fand in seinem Kopfe Tatsachen und Ziffern wieder. Er schleuderte sie vor sich hin wie Waffen. Der Eifer beseelte ihn, eine vollständige und unerbittliche Erklärung zu liefern. Denn er wollte seine umfängliche Idee von der *einigenden Verschlingung* all dieser Probleme verteidigen. Wie diese Einigkeit in das Wesen der ganzen Menschheit zugleich so große, dramatische Bewegung hineinbrachte! Der junge Arzt sagte: „Bei einer Temperatur von vierundvierzig bis zu fünfundvierzig Graden entwickelt sich die fortschreitende Tuberkulose mit ihren fast mikroskopischen und zahllosen Geschwülsten. Von vierzig bis einundvierzig entwickelt sich die hirsige Tuberkulose, denn ihre Produkte haben die Größe von Hirsekörnern. Von neununddreißig bis zu vierzig Grad ist es die gewöhnliche körnige Tuberkulose. Von achtunddreißig bis zu neununddreißig Grad die linsenförmige Tuberkulose. Von siebenunddreißig bis zu achtunddreißig Grad ist es eine langsam fortschreitende Tuberkulose mit dicken Knoten an der Oberfläche. Bei siebenunddreißig Grad gehen knotige Geschwülste von sehr großem Umfang in die kalten Geschwülste über. Es gehören in diese Reihe: die Hüftlähmung, die weißen Geschwülste und die Pottgeschwülste. Bei sechsunddreißigundeinhalb Grad entstehen die umfangreichen Geschwülste der Rinder-

schwindsucht. Bei achtundzwanzig Grad entdecken wir die dunklen und gewölbten Geschwülste, die den Körper der Fische entstellen, wie Dubard gezeigt hat.“

Nachdem er derart seine Beispiele aufgehäuft hatte, hielt er ein. Dann aber fuhr er fort: „Man kann durch das Experiment den Übergang der einen Erkrankung in die andere hervorrufen. Man nimmt ein Kaninchen, dem man die Tuberkulose einimpft. Zeigt das Tier deutliche Merkmale von Ansteckung, dann verwandelt man es durch einen schleunigen Einschnitt beim letzten Gehirnwirbel und beim ersten Rückenwirbel in einen Kaltblüter. Stirbt das Tier an Lähmung, dann sieht man bald, wie sich am Unterleibe oder an den Gelenken eine Geschwulst bildet, die vollständig Natur und Erscheinung des Krebses zeigt.“

Er blickte seinem Kollegen gradaus ins Gesicht und sagte: „Ich erinnere mich an das, was Backer sagt: ‚Wir haben den Gang der Tuberkulose und des Krebses zugleich beobachtet, und wir haben gesehen, daß der Krebs keinen Nahrungsboden mehr fand und austrocknete, sobald die Tuberkeln wahrnehmbar waren und sich unter einer Temperatur von mehr als achtunddreißig Grad entwickelten.‘ Im allgemeinen,“ fügte er hinzu, „ist es die Tuberkulose, die das Feld beherrscht. Auf die Bildung und innere Verteilung des Zuckers, darauf kommt alles an. Diese Verteilung wird geregelt durch die Wärme des Organs, die den Zucker bei dem Tuberkulösen nach und nach aufbrennt. Bei dem Krebskranken fehlt die Wärme, und der Zuckerstoff sammelt sich an. Der Krebs ist zuckrig. Dr. Backer hat diesen Vorgang ins rechte Licht gesetzt, indem er aus der krebsartigen Krankheit eine Art gebundener Zuckerkrankheit macht. Man hat das Vorhandensein von Zucker in den Krebsgeschwülsten festgestellt, indem man aus den Abwässern der Krebsgebilde Kognak hergestellt hat. Ich habe dieses Experiment selbst wiederholt. Ich habe mir zehn Kilogramm von Krebsgebilden verschafft, die aus Operationen herstammten, die man an zwei Vormittagen in den Pariser Spitälern vorgenommen hatte. Diese Masse

ist ausgetrocknet und nachher zermahlen worden. Sie hat zwei Liter eines trüben und stinkenden Saftes geliefert. Das Ganze enthielt mehr Zucker als der Urin eines schwer zuckerkranken Menschen. Es wurde mit Gärstoff durchsetzt und der Saft lieferte eine heftige und sehr aromatische Gärmasse. Das Alkoholometer zeigte sechs Grad. Beim Brennkolben habe ich einen sechzigprozentigen Alkohol erzielt, aus dem ich dann nachher diesen Laboratoriumskognak bezogen habe.“

Er fuhr fort: „Die Menschen werden also von dem gleichen krankheitstragenden Samen überfallen und gebändigt, und sie entwickeln ihn je nach ihrer Blutart. Die fiebrigen Patienten, die mehr Kräfte ausgeben als sie einnehmen, erzeugen das Tuberkel, die Zwergengeschwulst. Die kaltblütigen Gichtigen, die mehr Kräfte einnehmen als sie ausgeben, erzeugen den Krebs, das Riesentuberkel. Die beiden Krankheiten wechseln manchmal ihre Kranken. Die meisten Krebskranken sind geheilte und wiedererkaltete Schwindsüchtige. Dubard hat das zum erstenmale festgestellt. Was eine Rettung für die einen ist, der Überschuß an Zuckerstoff oder an anderen Ernährungsstoffen, ist eine Drohung für die anderen.“

Der alte Arzt schwieg sich aus. Sorgfältig hörte er zu, aber sein Gesicht, das so ausdruckslos schien, zeugte von seinen Gedanken.

Der junge Arzt hielt einen Augenblick ein, und dann sagte er weiter: „Man muß die Wahrheit gradeaus und ohne Schwächeanfall ansehen. Wir sind dazu da! und geschaffen! Wir dürfen nicht davor zurückschrecken, der Heilung der Schwindsucht diese mysteriöse und schreckliche Pforte zu öffnen.“ Der alte Arzt sagte:

„Wie dem auch immer sein mag, diese Ähnlichkeit, und diese umgekehrte Beziehung zwischen den beiden Krankheiten, die Sie da entdeckt zu haben meinen, werden bis zu einem gewissen Grade von der Statistik bestätigt. Es ist offenkundig, daß ihre Ausdehnung und ihr Umfang regelmäßig zunehmen. Es kommen in Paris auf einen Krebskranken vier Schwindsüchtige. Sterben in einer

Woche zweihundertsechzig Schwindsüchtige, so sterben fünfundsechzig Krebskranke. In Frankreich entsprechen den hundertachtzigtausend Todesfällen durch Tuberkulose die alljährlich zu verzeichnenden sechsunddreißigtausend Opfer des Krebses. Auf einen fünf. Fünfhundert Franzosen sterben jeden Tag an der Schwindsucht, hundert sterben jeden Tag am Krebs.“

Der junge Arzt erhob die kalten und leuchtenden Augen. Der Ausdruck eines Wissenden, der umsonst gebetet hat, lag auf ihm, und er sprach: „Wieviel werden morgen sterben! Denn wir haben nur einen Zipfel des Schleiers gelüftet und nur einen Teil der Wahrheit eingestanden.“

„Ja,“ erwiderte der Meister, „die Wahrheit ist noch mächtiger als man denkt. Die Verwüstungen durch den Krebs werden Tag für Tag stärker. Das liegt wahrscheinlich daran, daß unser heutiges Leben die Fälle der krankhaften Aufnahmefähigkeit, die dem Leiden besonders günstig sind, täglich vermehrt. Der Allgemeinzustand befördert die Veranlagung zur Verwundbarkeit. Ich wiederhole es: Wegen des Kranken ist die Krankheit unheilbar. Wozu dient es, die Krankheit Plätzlein für Plätzlein zu heilen, indem man die schädliche Masse abträgt? Ist der Kranke sich wieder selbst überlassen, so baut er die Krankheit von neuem auf. Wir können nur dem zusehen, wie der Kranke das anstellt! Ein Schwindsüchtiger, dem man seine Tuberkel abnähme, ohne noch mehr dazu zu tun, würde ein Operierter sein, der rückfällig werden muß. Und sogar das Operationsmesser, es ist kein ausreichendes Werkzeug, keine ausreichende Waffe gegen die bösartigen Geschwülste. Die Tatsachen sind ja übrigens da: Auf hundert am Knochenkrebs Operierte kommen zweiundneunzig Rückfällige. Beim Krebs der Frauenbrust die gleiche Zahl der Rückfälligen; beim Gebärmutterkrebs sechsundneunzig! Beim Afterskrebs achtundneunzig, beim Zungenkrebs neunundneunzig!“ Der Arzt wies auf die Tür, hinter der sich der Patient befinden mußte.

Während dieser letzten Sätze hatte er vom Kamin

einen Briefbogen und eine Schere genommen, und mechanisch zerschnitt er das Papier. Plötzlich begriff er den unbestimmten Instinkt, der diese Bewegung geleitet hatte. Er warf die beiden Gegenstände fort, hochaufreckte er sich, und dann sagte er: „Der Krebs fängt an, die Jugend fortzunehmen. Ach, ich sehe, ich sehe vor mir das unerbittliche Bild eines kleinen, helläugigen Engels, der einen ungeheuren veilchenfarbenen Brustklumpen wie einen Rotkohl herumschleppt! Der Krebs breitet sich in der Menschheit aus wie in den Menschen selber!“ Er fuhr fort, und in seiner Stimme war die düstere Ironie vernehmbar, die ich eben schon wahrgenommen hatte: „Wenn man den Krebs nicht aufhält, dann braucht man sich nicht mehr die Frage vorzulegen, ob die Menschheit nur durch das Erlöschen der Sonne zugrunde gehen wird!“

Der junge Gelehrte schlug die Faust auf die Stirn, und er rief aus: „Welche andere Wesensverwandtschaft trifft noch mit dieser phantastischen Brüderschaft der beiden großen, lebendigen Menschengeißeln zusammen? Die Syphilis? Von der ich nicht mehr habe sprechen können? Welche anderen Brüderschaften noch? Wohin werden mich die Untersuchungen führen, die ich fortsetzen werde, wenn ich von hier weggehe? Wozu werden sie mich verurteilen? Ich weiß es wohl, ich sehe in einem einzigen, allumfassenden Blick all die Verfaulung des Menschengebeines, all die pestilenzialische Eigenschaft unserer Elendigkeit, all diese Ohnmacht, von der das Menschengeschlecht buchstäblich zerschmettert wird. So furchtbar ist das alles, daß man sich fragt, wie man sich noch unterstehen kann, von anderen Trauerspielen zu reden!

„Und dennoch, dennoch.“ — Er streckte die Hände aus, die gleich den Händen eines Kranken bebten, er wurde getroffen, wie von einer übermenschlichen Berührung — und er fügte hinzu: „Vielleicht, nein, zweifellos wird man die Krankheiten der Menschen heilen! Alles kann sich ändern. Man wird das Gesetz auffinden, das nützlich ist zur Vermeidung dessen, was man nicht

ausrotten kann. Und dann, dann erst wird man von der ganzen Hinschlachtung der Krankheiten reden dürfen, die heute großmächtig und unheilbar sind. Vielleicht auch wird man Krankheiten heilen, die als unheilbar gelten. Man hat noch keine Zeit gehabt, die Heilmittel vollkommen zu erproben. Man wird andere Krankheiten heilen. Das ist gewiß — aber man wird nicht *ihn* heilen, unseren Kranken dort nebenan!“

Instinktmäßig ließ er die Arme wieder sinken. Seine Stimme erlosch in einem trauerschweren Schweigen. Die Gestalt des kranken Menschen dort im Nebenzimmer nahm vor ihren Augen eine weihevollere Großartigkeit an. All die Zeit über, die sie hier gesprochen hatten, hatte der Kranke nebenan gegen ihren Willen ihre Worte beherrscht. Wenn sie die Frage verallgemeinert hatten, so war das vielleicht nur geschehen, damit sie diesen besonderen Fall überwinden könnten. ☉

„Ist er Russe, Grieche?“

„Ich weiß nicht. Ich sehe immer nur in das Innere der Menschen hinein. Darum kommen sie mir alle so ähnlich vor!“

„Die Menschen ähneln einander besonders, weil sie so gräßlich befließen sind, unähnlich untereinander und feindlich gegeneinander zu sein!“

Der Sprechende schien zu zittern, als wenn dieser Gedanke in ihm eine leidenschaftliche Aufwallung erwecke. Er sprang auf, er war voll von Zorn und verändert. „Ach,“! sagte er, „welch schändliches Schauspiel, das die Menschheit darbietet! Die Menschheit wütet gegen sich selber, trotz der entsetzlichen Wundmäler, die sie an sich herumträgt! Wir, die wir über die Wunden gebeugt sind, wir werden schlimmer als andere Menschen durch all das Übel getroffen, das die Menschen sich freiwillig untereinander zufügen. *Ich* bin kein Politiker und kein Parteimann. Es ist nicht meines Berufes, mich mit diesen Ideen zu befassen. Ich habe genug anderweitig zu tun. Aber manchmal bewegen mich Mitleidsregungen, die groß wie Traumwelten sind. Ich habe Augenblicke, da

möchte ich die Menschen mit Strafe überschütten, und dann wieder möchte ich hinschütten vor sie etwas wie ein Bittgebet!“ Das sagte der junge Arzt.

Der alte Arzt lächelte schwermütig über diesen Anfall. Dann erlosch sein Lächeln vor der Übermenge der unleugbaren Menschenschäbigkeit. Und er sagte: „Leider, leider, das ist wahr! So elendig wir auch sein mögen, wir zerreißen uns noch mit unseren eigenen Händen! Der Klassenkampf, der Krieg der Nationen gegeneinander. — Wer uns aus der Ferne und wer uns aus der Höhe ansieht, der muß glauben, daß wir Barbaren und Tollhäusler sind.“

„Warum, warum!“ rief der junge Arzt aus, dessen innere Unruhe sich steigerte. „Warum bleiben wir wahnsinnig, wo wir doch unsern Wahnsinn selbst einsehen!“

Der alte Arzt zuckte mit den Schultern. Es war die gleiche Bewegung wie eben vorhin, als es sich um die unheilbare Krankheit gehandelt hatte. Er meinte: „Die Macht der Überlieferung ist das. Wir sind nicht frei. An die Vergangenheit sind wir angekettet. Wir horchen auf das, was immer getan worden ist, wir ahmen es nach. Und es ist Krieg und Ungerechtigkeit. Vielleicht wird es der Menschheit eines Tages gelingen, sich von dem Umgang mit dem zu befreien, was einstmals gewesen ist. Hoffen wir, daß wir endlich einmal heraustreten dürfen aus diesem unermesslichen Zeitalter der Menschenelendigkeit und der Menschenschlächtereien. Was können wir mehr tun als es hoffen?“ Hier hielt der Alte ein.

Der Junge sagte: „Es wollen!“

Der Alte winkte irgendwie ab.

Der Junge aber rief aus: „An dem Geschwür des Weltalls ist nur *eine* große Grundursache schuld. Sie haben sie genannt. Es ist die Sklaverei vor der Vergangenheit. Es ist das Vorurteil, das von den Jahrhunderten geheiligt worden ist. Der Geist der Überlieferung durchseucht die Menschheit. Und der Name für diese beiden entsetzlichen Erscheinungen innerhalb der Menschheit, das ist —“

Der Alte sprang vom Stuhle auf. Schon deutete er an, daß er protestieren und dem Sprechenden zuschreien wollte: „Sprechen Sie den Namen *nicht* aus!“

Doch der Junge konnte sein Wort nicht mehr zurückhalten. Er sagte: „Der Name für die beiden Grundursachen, das ist: das Vaterland und der Wille, ein Erbe zu sein!“

8

„Hallo!“ rief der alte Meister aus. „Ich folge Ihnen *nicht* auf dieses Gebiet. Ich erkenne die Übel der Gegenwart an. Mit all meiner Wunschkraft rufe ich nach der neuen Zeit. Mehr noch, ich glaube an die neue Zeit. Aber sprechen Sie nicht derart von diesen beiden heiligen Grundgesetzen!“

„Ach, Meister,“ warf der Junge mit Bitterkeit ein. „Sie sprechen wie die anderen auch — und doch, man muß zur Quelle des Übels vordringen, *Sie* wissen es wohl!“ Und mit Heftigkeit: „Warum tun Sie so, als wenn Sie es nicht wüßten! — Will man die Menschheit von der Seelensklaverei und vom Kriege heilen, dann hat man das Vernunftrecht, mit allen nützlichen Mitteln, aber auch mit *allen*, das Grundgesetz anzugreifen, von dem das Vaterland und der Wille, ein Erbe zu sein, geschützt werden.“

Der Alte stand in großer Erregung da. Seinem Gegner schleuderte er einen harten, fast wilden Blick zu, er rief: „Nein, man hat das Vernunftrecht nicht!“

„Man *hat* es!“ schrie der andere.

Plötzlich sank das graue Haupt hinab, und der Alte sagte mit leiser Stimme: „Ja, man *hat* es.“ — Und er erzählte:

„Ich entsinne mich. — Es war eines Tages, damals, während des Krieges. Wir standen um einen Sterbenden herum. Niemand konnte ihn wiedererkennen. Er war unter den Trümmern eines fliegenden Lazarets gefunden worden, das man beschossen hatte. Freiwillig oder nicht, das kommt auf das Gleiche heraus. Das Gesicht des Sterbenden war zerstückelt worden. Man wußte nicht, wer es war. Er gehörte zu einer der beiden Armeen,

das war alles, was man sagen konnte. Er seufzte, er weinte, er heulte, er fand entsetzliche Schmerzensschreie. Man versuchte, aus seinem Todeskampf wenigstens ein Wort oder einen Ton zu entnehmen, der seine Nationalität angedeutet hätte. Man konnte es nicht. Man konnte nichts Deutliches von dieser unförmigen Gesichtsform erfahren, die dort auf dem Lazarettkissen keuchte. Wir haben ihn bespäht und belauscht, bis er still geworden ist. Da er nun tot war, und da unsere zitternde Erregung aufhörte, — da, da — da habe ich gesehen und verstanden. Verstanden habe ich in meinem innersten Inneren, daß der Mensch inniger an den Menschen angewurzelt ist als an seinen beiläufigen Landesgenossen. Verstanden habe ich, daß alle Worte des Hasses und der Revolte gegen die Armee, und daß alle Verwünschungen gegen die Fahne, und daß alle Aufrufe gegen den Patriotismus heraushallen aus dem Ideal und der Schönheit! Ja, man hat das Vernunftrecht, man hat das Recht anzugreifen! Und nach diesem Tag ist es mir mehrmals vergönnt gewesen, bis an die Wahrheit zu gelangen. Aber was wollen Sie — ich, ich bin alt, ich habe keine Kraft, bei der Wahrheit auszuharren!“

„Meister!“ flüsterte der Junge ergriffen und voller Hochachtung.

Der Alte brauste auf, eine Offenbarung der Aufrichtigkeit riß ihn hin, er berauschte sich an der Wahrhaftigkeit, und er fuhr fort: „Ja, ich weiß, ich weiß, ich sage Ihnen, daß ich weiß! Trotz der Verworrenheit alles Geredes und der Verkettung der Sonderfälle, in die man verstrickt werden kann, erschüttert *nichts* die vollkommen schlichte Großartigkeit des Satzes: ‚Das Gesetz, das die einen reich geboren sein läßt und die anderen arm, ist eine übermenschliche Ungerechtigkeit!‘ Nicht begründeter ist dieses ungesetzliche Gesetz als jenes andere, das einstmals Sklavenrassen erschuf. Der Patriotismus ist ein beengendes und kränkendes Gefühl. Solange der Patriotismus Gültigkeit hat, wird er den schrecklichen Krieg und die Erschöpfung des Weltalls befördern. Unerschütterlich ist das Gesetz, daß weder die Arbeit

noch das wirtschaftliche und geistige Wohlergehen der Menschheit, daß weder die edelzarten Betätigungen des Fortschritts noch die Wunder der Kunst einer Befee- rung durch den Haß bedürftig sind. Alles das wird im Gegenteil durch die Waffen zerschmettert. Ich weiß: Die Karte eines Landes ist aus Strichen und Namen zusammengesetzt, die kaum zusammenpassen und aus der blinden Überlieferung geborgt sind. Die ein- geborene Eigenliebe führt uns näher an den *einzelnen* Menschen heran als an all die übrigen Menschen, die zu einem geographischen Kreise gehören. Wir sind mehr Bruder zu denen, die uns verstehen und lieben, auf der gleichen Höhe unserer Seele leben oder den gleichen Schmerz wie *wir* erleiden, als zu den übrigen, denen wir auf der Straße begegnen!“

Gekrallt war er in die Leuchtkraft dieser Einsicht. Lebenssprühend waren er und sein Wort. Er sagte: „Eben- sogenau wie *Sie*, weiß ich, daß die Nachwelt die Menschen streng beurteilen wird, die den Fetischismus der Unter- drückerideen großgezogen und verbreitet haben. Ich weiß, die Unterdrückung eines Mißbrauches fängt erst an, wenn man sich gegen den Kult auflehnt, der dem Mißbrauch seine Weihe gibt. Ich weiß, es ist ein Laster, Jahre und Jahrhunderte hinzubringen und vom Fort- schritt zu sagen: ‚Ich möchte ihn, aber mir fehlt die Willenskraft.‘ Wohl, um gewisse Reformen zu verwirk- lichen, ist die Eintracht der ganzen Menschheit notwendig. Ich weiß, daß sich die Menschheit mit dieser Eintracht befruchtet! — Ja, aber ich! — Zu viel Sorgen suchen mich heim. Zu viel Arbeit wartet auf mich, und dann, ich habe es Ihnen gesagt, ich bin zu alt. Diese Ideen sind für mich zu neuartig. Die Geisteskraft eines einzelnen Menschen kann nur eine bestimmte Menge Schöpfungs- reichum und Neugeburt umfassen. Ist dieses Teil er- schöpft, dann kann man nicht mehr sehen und mit dem Fortschritt mitgehen, so sehr er auch die Mithilfe aller verlangen mag. Ich bin unfähig, in den Streit noch einen fruchtbringenden Überschwang hineinzuschleudern. Ich bin nicht mehr fähig der Verwegenheit und mich der Wahr-

heitslogik zu unterwerfen. Ich wiederhole es Ihnen, mein Sohn, ich habe keine Kraft mehr, um das Vernunftrecht aufzurichten!“

⊗

„Lieber Meister,“ sagte der junge Arzt in vorwurfsvollem Tone, der sich aber auch verschönt und aufrichtig vor dieser Aufrichtigkeit emporrichtete, „Sie haben öffentlich ihre Mißbilligung gegen diejenigen kundgegeben, die vor der Öffentlichkeit den Gedanken des Patriotismus bekämpft haben! Man hat sich gegen diese Leute Ihres gewichtigen Namens bedient.“ Der Greis wurde rot, er regte sich auf, er sagte: „Ich lasse nicht zu, daß man das Vaterland in Gefahr fallen läßt!“

Ich erkannte ihn nicht wieder. Er stürzte von seinem großen Gedanken herab. Er war schon nicht mehr *Er*. Darüber war ich entmutigt.

„Aber,“ rief der andere, „alles, was Sie soeben gesagt haben!“

„Das ist nicht das Gleiche! Die Leute, von denen Sie sprechen, haben uns herausgefordert. Sie haben sich gegen uns gestellt wie Feinde und von vornherein allen Schimpf gerechtfertigt.“

Zitternd und wie durch eine Vision gestützt, sagte der Junge: „Wer diese Aufrührerischen beschimpft, begeht aber das Verbrechen der Unkenntnis, der verkennt die höhere Logik der Tatsachen, die in der Schöpfung begriffen sind!“ Ganz nahe beugte er sich seinem Gefährten zu. Schon war er eindringlicher, und er fragte: „Wie sollte nicht revolutionär sein, was eben erst beginnt? Die als erste geschrien haben, sie stehen allein.“ Sie sind also unbekannt oder mißachtet. Aber die Nachwelt wird diese Vorhut der Geopferten wieder aufnehmen. Sie wird alle jene grüßen, die den Zweifel über den verfehmten Wortbegriff vom Vaterlande hingeworfen haben. Die Nachwelt wird sie den vorausstürmenden Aposteln gleichsetzen, denen wir eben selbst Gerechtigkeit erwiesen haben!“

„Niemals!“ rief der Alte.

Diese letzten Worte hatte er mit wütendem Blick be-

gleitet. Von einer Falte des Eigensinns und der Ungeduld war seine Stirn durchkreuzt. Seine Hände ballten sich im Haß.



Er beherrschte sich wieder. Nein, das war nicht das Gleiche. Diese Wortstreitigkeiten dienten zu nichts. Es war wichtiger, daß jeder abwartete und seine Pflicht tat, wie sie jetzt beide ihre Pflicht tun und der armen Frau die Wahrheit sagen würden.

„Wer wird sie *uns* sagen! die Wahrheit?“

Unerwartet sprühte die Frage auf. Noch hatte der Junge in Ängstlichkeit gezögert. Dann war von seinem Munde dieser große Anruf emporgestiegen, der auf jeden Gegenstand ihrer Fragen hindeutete und wies.

„Wozu dient es denn, daß man uns die Wahrheit sage! Wir, wir glauben ja doch, daß wir sie schon wissen.“ Der Junge wurde plötzlich von einem unsichtbaren Entsetzen gerüttelt, das ich nicht begriff. Mit einem Schlag schleuderte ihn das Entsetzen aus dem Gleichgewicht. Er sagte: „Ich möchte wissen, woran ich sterben werde!“

Mit einem Beben, das ich deutlich wahrnahm, setzte er hinzu: „Ich möchte es ganz genau wissen!“

Sein berühmter Kollege blickte ihn prüfend an. Er war erstaunt und fragte zögernd:

„Sie haben Anzeichen, die Sie beunruhigen?“

„Ich bin nicht sicher — es kommt mir vor — ich glaube nicht, trotzdem —“

„Ist es das, — das, wovon wir soeben gesprochen haben?“ Der Junge kehrte sich ab und antwortete: „O nein! Es ist ganz etwas anderes!“ Eben noch hatte die Glut des Eifers ihn verwandelt. Jetzt machten die Anzeichen der Hinfälligkeit aus ihm nochmals einen anderen Menschen. Er sagte: „Meister, Sie sind mein Meister gewesen. Sie waren Zeuge meiner Unwissenheit. Jetzt sind sie Zeuge meiner Schwäche.“ Er riß die Hände linkisch aneinander und errötete wie ein Kind.

„Kopf hoch!“ rief der alte Gelehrte, ohne weiter zu fragen. „Ich kenne das, ich hab' einmal auch Angst

gehabt, erst Angst vor dem Krebs und nachher vor dem Verrücktwerden.“

„Sie, Meister, vor dem Verrücktwerden!“

Der Meister sagte, und seine Stimme schlug gegen seinen Willen um: „Alles das ist Jahr für Jahr vorübergegangen. Jetzt habe ich nur noch Angst vor dem Alter.“

„Es ist gewiß, Meister,“ fragte der Schüler weiter, der sich ein wenig erholt hatte und nun glaubte, vor der Gewißheit lächeln zu dürfen. „Gewiß ist, daß Sie diese Krankheit allein zu fürchten vermögen!“

„Wie?“ rief der Alte aus, und eine Lebhaftigkeit überfiel ihn, die er nicht mehr bezwingen konnte, und die den Jungen ganz bestürzt machte. Kläglich und beschämend fand der Alte den Einwurf des Jungen. Er stammelte: „Ach, wenn Sie wüßten! Wenn Sie wüßten, was diese so einfache Krankheit ist, diese Auszehrung und diese unvermeidliche, langsame Durchseuchung! Ach, wird er kommen, bevor wir sterben, der Mann, der diesen sicheren Verfall der Lebenskräfte heilen wird!“

Der junge Arzt wußte nicht, was er diesem Manne erwidern sollte, der plötzlich entwaffnet war, wie er eben noch. Der Beginn eines Wortes trat auf seine Lippen. Dann betrachtete er den alten Gelehrten, und dieses Bild verwirrte ihn, aber es beruhigte ihn zugleich ein wenig über seine eigene Angst. Ich verfolgte diesen schnellen Austausch der Angstanwandlungen. Doch ich schaffte mir keinerlei Klarheit darüber, ob das Gefühl, das des jungen Mannes Leiden vor dem Leiden des Meisters dämpfte, ein niedriges oder ein erhabenes Gefühl sei. Endlich warf der Junge das Wort hin: „Es gibt Menschen, die behaupten, die Natur mache gut, was sie macht!“

Der Alte hatte ein Grinsen, bei dem es mich eisig durchfuhr. Er rief: „Die Natur! Die Natur ist verflucht! Die Natur ist boshaft! Auch die Krankheit ist die Natur! Da das Unnormale das Schicksal ist, ist es darum nicht, als wenn es das Normale wäre?“ Aber er war nachgiebig, weil er sich selber so schwach gezeigt hatte, und er sagte: „Die Natur macht gut, was sie macht!“

„Ach, es ist das im Grunde ein Wort der Elenden, wegen dessen man den Menschen nicht zürnen darf! Sie hoffen sich zu blenden und zu trösten, indem sie aus dem Schicksal so etwas wie ein regelndes Gesetz herausfühlen möchten. Aber sie wissen gut, daß es nicht so ist.“

Wie am Anfang blickten sich die beiden Männer an. Einer von ihnen sagte: „Wir sind zwei arme Menschen.“

„Natürlich“ sagte der andere leise.

Dann gingen sie auf die Tür des Nachbarzimmers zu. Sie sagten: „Gehen wir fort von hier. Die Frau erwartet uns. Bringen wir ihr das unaufschiebbare Todesurteil! Nicht nur die Todesgewißheit, sondern die unmittelbar bevorstehende Todesgewißheit! Das ist wie ein doppeltes Todesurteil.“

Der alte Arzt knirschte noch: „Verurteilt durch die Wissenschaft, welch blödsinniger Ausdruck! Die Menschen, die an Gott glauben, müßten die Verantwortlichkeit in weit höhere Sphären verlegen.“ Noch einmal hielten sie auf der Zimmerschwelle bei dem Worte „Gott“ an. Wiederum wurde ihre Stimme leiser. Sie war kaum vernehmbar, sie war bebend und erbittert. Der Greis rief: „Der dort oben, er ist wahnsinnig, er ist wahnsinnig!“

Mit einem gehässigen Sarkasmus murmelte der andere: „Ach, es ist besser für *ihn*, daß *Er* überhaupt nicht existiert!“

Der alte Gelehrte wandte sich aus dem Graugrunde des Zimmers dem weißlichen Fenster zu. Er reckte die Faust zum Himmel empor. Die Wirklichkeit stand vor ihm aufgereckt und groß. ☉

Der Kranke verbarg sein Gesicht hinter dem Gitter seiner langen Finger. Ein glänzender und schön umrissener Traumgedanke wanderte von seinem zerfressenen Munde aus, der die abscheuliche Krankheit nährte. All diese Gedankenreinheit überflutete die Frau, zu der die Ärzte wahrscheinlich gesprochen hatten.

Der Kranke sprach: „Die Baukunst! Was weiß *ich!*

Ein ungeheurer Platz liegt da z. B., eine Fläche und Ebene, die sich über die Höhen der angelehnten Stadtquartiere hinstreckt. Darauf unermeßliche Steinreihen. Dann beginnt ein Portikus. Säulenreihen entstehen. Sie stehen bald dichter und mannigfaltiger gesäet da. Sie stehen schwindelhoch und so weit hinaufstrebend, daß ihre großen, entfliehenden Linien ihnen das Aussehen geben, als wenn sie sich zum Gipfel hin verdünnten. Es scheint, das von den Säulen getragene Dach sei der Schatten des Abends oder der Nacht. Derartig ist ein Viertel des Platzes überdacht. Das sieht aus wie ein kolossaler, weit offenstehender Palast, an dem man eine beinahe naturgewachsene Bedeutsamkeit entdeckt. Der Palast ist würdig, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang als seine Gäste zu empfangen. Die Nacht, der ungeheure, steingraue Wald, das wirft auf den Steinboden des Palastes ein weitschichtiges und verstreutes Licht. Das ist wie ein Nordlicht, das von einem Firmament von Lampen ausstrahlt. Dort drinnen versammelt sich nun ein großer Teil des öffentlichen Lebens: Handel, Börse, Künste, Ausstellungen, öffentliche Feste. Dort wimmelt die Menge, dort wogt und strömt sie hin und her. Sie wälzt sich langsam über die Platzquadern. Das Auge verliert sich, und es steigt in die Traumwelt der steilen Linien empor. Auf der anderen Seite des Stadtgeländes fällt der Säulenwald ganz steilgerade wie eine Schlucht ab. Alles das hat keinen Stil, es hat keinen Stil *mehr*. In schlichter Großartigkeit steht die ungeheure Architektur da. Aber die Massen sind so ungeheuer, daß sie die Blicke auseinanderreißen und das Herz erdrücken.“

Ich musterte diesen Mann scharf, in dem von Stunde zu Stunde die Verwüstung des Gebeines zunahm. Und plötzlich bemerkte ich seinen Hals. Der Hals war breit und aufgebläht durch dieses Trugwesen, das sich da ausdehnte. Während er da sprach, hätte man das Krankheitsgespenst beinahe in dem Grunde, in dem schwarzen Grunde seines Mundes sehen können!

Aber der Kranke fing von neuem an: „Naht man sich aus der Ferne mit der Eisenbahn, dann sieht man, daß

der Säulenwald auf ein Gebirge hingepflanzt ist. Aber auf der Seite, wo die Eingangspforten liegen, steigt eine Treppe zur Ebene der Gärten hinunter. Diese Treppe! Sie ähnelt keinem bisher vorhandenen Steingebilde, höchstens vielleicht den Ruinen der ägyptischen Pyramiden. Die Treppe ist so breit, daß man eine Stunde braucht, um eine Stufe in ihrer ganzen Breite zu durchmessen. Die Treppe ist von Aufzügen durchbrochen, die wie kleine Ketten auf- und niedersteigen. Jeder Aufzug bildet einen beweglichen Tragplatz für Lasten- und Menschenzüge. Die Treppe ist groß wie das Gebirge. Sie ist Natur, die, auf Quadratkilometer hinaus grausam gebändigt, im Linienschwung wiederaufgerichtet und als harmonisches Gebilde wiederdargeboten worden ist. Mächtig herausgemeißelt sind die einzelnen Massen, und von der Höhe und von der Tiefe kann man mit einem einzigen Blick das Ganze umspannen. Ganze Blöcke, ganze Hügellasten auf der Treppe beherrschend. Sie regen sich in einem seltsamen Leben. Es sind Statuen. Diese hellgeäderte und blanke Aufwölbung, die sich, einer festen Bogenlinie folgend, einwärts biegt, und die man zunächst nicht deuten kann, sie stellt einen Arm dar.“

Die Stimme des Kranken war eindringlich, und sie verkündete und erzauberte wirklich die Schönheit seines Traumes. Er sprach weiter von prächtigen Dingen, während ihn nur einige Tage noch vom Sarge trennten. Und *ich*, der ich zerstreut zuhörte, ich war besonders bestürzt durch den Gegensatz, der zwischen seinem Körper und seiner Seele lebte. Ich hätte wissen mögen, ob er wußte.

Der Kranke fuhr fort: „Ein Bildhauer ist ein Kind. Ungeformte, weiße Ideen, die zunächst in weißen, steifen und ungebrochenen Linien dastehen. Es ist ein schwer zugängliches Ideal, das der Bildhauer verfolgt. Mit seinem ungeschliffenen Arbeitswerkzeug steht er fast wehrlos vor der Gewöhnlichkeit des Stofflichen. Die Bildhauer sind Kinder, und wenige Bildhauer sind Wunderkinder.“

Der Kranke suchte in seinem Traum nach bestimmten Statuen. Er sagte: „Das gemeißelte Bildwerk muß

dramatisch und theatralisch sein, selbst dann, wenn es nur das Abbild einer einzigen Persönlichkeit darstellt. Die „Büste“ die ebensowenig Seele wie Gliedmaßen hat und nur die versteinerte Übertragung eines Gemäldes ist, das mehr Lebenswahrhaftigkeit besäße, die erkenne ich nicht an. Denn das Gemälde hat wenigstens mit dem Modell etwas Gemeinsames, den Schatten.

Er schien anzuschauen und hinzusagen, was er vor sich sah. Er sagte: „Den Sündenfall in einer Marmorstatue darstellen. — In welche Welt soll sie hineinfallen, diese starre Masse des Steines? Ein großartiger Vorwurf für den Bildhauer wäre auch dieses: Das Wesen, das man angebetet und verloren hat, es hebt den Grabstein auf und zeigt sein Gesicht. Dieses Menschenantlitz ist zugleich unendlicher Sehnsucht würdig und entsetzlich; denn es hat eigene Wesenheit, und es ist verwest zugleich. Vom Erdbereich strömt es seinen Leichenatem aus, und dennoch liegt es sichtbar unter dem Himmel. Man betrachtet das Antlitz, und das Antlitz blickt den Betrachtenden an. Hinter dem Schatten des Hauptes stützt der Schatten der Hand den Grabesstein. Ich weiß nicht, ist es ein Toter oder eine tote Frau. Es ist ein geliebtes Haupt, dessen Züge für das Herz ergreifendes Leben zeigen, dessen Abbild das Wunder des Vortrefflichseins verwirklicht. Aber das Haupt ist starr und kotig wie die Erde. Es ist dir zugewendet, doch es vernimmt nichts. Der Mund lächelt, und er ist doch ein unfaßbares Gemengsel von Liebe und Entsetzen. Das Lächeln des Hauptes ist da. Aber es ist auch die Starrheit der letzten Todeskampfssekunde. Wovon ist der lächelnde Mund befeuchtet? Über welcher Welt der unendlichen Winzigkeiten, über welchem eisigen Atem der Weltgroßartigkeiten ist der Mund erschlossen? Die Augen weinen ins Leere, und es sind doch Erlösungstränen. Man denkt an die Erinnerung, die auf diesem Antlitz eingeprägt liegt, und an den Körper, der dort unten ruht. Der Körper ist allein in der Nacht. Er verschwindet, aufgesaugt und hingeschmolzen wird er in den Verstecken des Erdbodens. Und das Haupt liegt da in seiner Gleichheit. Es ist das

ewig dauernde Wrack, das heranwieg und dich anblickt und dir sein Lächeln zuwendet und seine Fratze. — Süßes, entsetzliches Ungeheuer, das den Grabesmund öffnet! Aus dem Grabe emporsteigt als Vertrauter und im Grabe doch unten bleibt als dein Feind!“



Dann sprach er von der Malerei. Er sagte, sie besäße ein Relief, das die Bildhauerei nicht habe. Er erinnerte an die wundervolle Unbeweglichkeit der Porträts und an die eifersüchtige Befehlsstrenge des gemalten Gesichts, das die Blicke mit Gewalt anzieht. Er seufzte: „Die Künstler sind unglückliche Menschen. Sie müssen alles von neuem wiederaufbauen. Alles hängt von ihnen ab. Weiß man jemals, was das Teilchen Wirklichkeit enthält, das dargeboten wird? Man braucht zu viel Hellsichtigkeit dafür. Ja, zu viel, eine Hellsichtigkeit, die in Halluzination überschlägt! Die großen Künstler stehen außerhalb der Natur. Rembrandt hat Visionen, und Beethoven hört Stimmen.“

Dieser Name brachte ihn auf die Musik: Die Musik habe eine Vollkommenheit erlangt, die ohnegleichen darstehe, seitdem der Mensch sich um die Bewältigung des unermesslichen Kunstwerkes bemüht habe; schon um des einzigen Beethoven willen. Aber die einzelnen Künste würden durch ein Ranggesetz verbunden, das sich nach dem Gedankenreichtum regele, den jegliche Kunst in sich berge. Darum sei die Literatur allen anderen Künsten überlegen. Wie groß auch die Menge der bisher vollendeten Meisterwerke sei, die Harmonie der Musik sei nicht ebenbürtig der leisen Stimme eines Buches.



Der Kranke sagte: „Anna, welches ist der größte Dichter? Ist es der Dichter, der den Wohlklang der schönen Worte in schöne Bilder überträgt, die sich, gleich der Farbenherrlichkeit am Tage, vor uns mannigfach, königlich und triumphierend aufbauen? Oder ist es der Dichter des Nordens, der mit karger Rede erweist, daß

die Gestalten sich umgestalten in dem nüchternen und traurigen Rahmen grauer Winkel und im schmutzig dunstigen Dämmerlicht, und daß die einzige Unendlichkeit auf der Welt in dem Schatten lebt, der zwei redegebundene Menschen auseinanderreißt?“

„Sie haben zweifellos alle beide recht.“

„Ich, den es von Jugend auf zu den Dichtern der Überschwenglichkeit und der Sonne hinzog, ich ziehe jetzt die anderen so stark vor, daß ich nur an *sie* glaube. Leer und aufdringlich ist die Farbe. Anna, die Seele ist ein Nachtvogel. Alles ist schön. Aber die düstere Schönheit ist herrschendmächtig und mütterlich. Im Lichte der äußere Schein; in dem Schatten *wir!* Wir ganz eigentlich! Der Schatten ist das Wunder, das die Unsichtbarkeit mit Leben ausstattet.“

Er wandte sich um und fast ganz zu mir, und er zeigte mir klar und deutlich die ausgedehnte Geschwollenheit seines Halses.

Er fuhr fort, in bescheidenem Tone, der aber etwas wie himmlische Bedeutsamkeit gewann, in bescheidenem und doch prophetisch hinaus klingendem Tone: „Ja, ja, in der Literatur gelangt man an die höchste und umfangreichste Eintracht dessen, was geschaffen ist. Die Literatur gewährt am vollkommensten, fast mit vollkommener Vollkommenheit, die Belohnung, daß einer ausdrücken kann, was er ausdrücken möchte: — Ja, wohl hat Shakespeare die Atemzüge der Innenwelt hergeschenkt, Victor Hugo hat wohl eine so große Wortpracht geschaffen, daß der Prunk der Welt seitdem verändert scheint, aber die Kunst des Schreibens hat ihren Beethoven noch nicht gefunden. Denn der Aufstieg zum höchsten Gipfel ist hier noch andersartig steil und verwehrt. In der Dichtkunst ist die Form nichts als die Form. Es handelt sich aber um die Wahrheit ganz und gar. Kunstwerke zweiter Ordnung zählen nicht. Aber man hat noch niemals in einem großen Dichtkunstwerk die Wahrheit selber verankert. Die Unwissenheit oder die Schüchternheit der großen Schriftsteller ist schuld daran, daß die Wahrheit bisher nur Gegenstand

methaphysischer Spekulationen oder des Gebetes gewesen ist. Eingeschlossen und verhüllt bleibt sie in den Schriften von wissenschaftlichem Aussehen oder in kläglichen Heiligenbüchern. Die würde niemand lesen, wenn nicht manche Menschen durch übernatürliche Ursachen veranlaßt würden, sie doch zu lesen. Auf dem Theater bemühen sich die Schriftsteller, Formeln der Zerstreuung zu finden. Im Buch sind die Schriftsteller nur so etwas wie Maler oder Karrikaturisten. Man hat niemals die Tragödie des Einzelwesens in die Tragödie der Wesensallheit eingemischt. Wann dann endlich werden sich die tiefe Wahrheit und die hohe Schönheit verbünden? Sie *müssen* sich verbünden! Denn schon verbündet eine jede von ihnen die Menschen untereinander. Weil die Herrschaft der dürftigen Wertkostbarkeiten gebietet, werden die schönen Augenblicke nicht gefaßt, in denen es keine Grenzen und kein Vaterland mehr gibt. Weil die Wahrheit einzig ist, sehen die Blinden. Die Armen sind Brüder darum, und alle Menschen werden eines Tages recht haben. Das Buch der Dichtung, die zugleich Wahrheit ist, ist die großartigste Entdeckung, die noch geleistet werden muß!“



XI.

Die beiden Frauen saßen ganz allein am Fenster, das weit offen stand. Draußen lag der hinauslockende Raum. Ich sah, bei dem vollen, förderlichen Herbstsonnenlicht, wie das Gesicht der schwangeren Frau verwelkt war.

Plötzlich nimmt dieses Gesicht einen Ausdruck der Bestürzung an. Die Frau weicht bis zur Mauer zurück. Dort stützt sie sich auf, und dann fällt sie mit einem erstickten Schrei zu Boden. Die Gefährtin ergreift sie beim Arm. Sie schleppt sie bis zur Zimmerglocke, sie läutet und läutet. Dann bleibt sie unbeweglich. Sie hält in ihren Armen diese schwere und gebrechliche Frauengestalt. Ihr Gesicht ist nahe dem anderen Gesichte, dessen Augen gebrochen sind. Ein Schrei, der erst dumpf und verhalten war, stürmt fort wie ein Geheule.

Die Tür wird aufgerissen. Man eilt herbei. Neue Gesichter erscheinen. Durch die Zimmertür spähen die Dienstboten herein. Ich sehe die Wirtin, die ihre komisch wirkende Enttäuschung schlecht verbirgt. Man hat die Frau auf dem Bette niedergelegt. Man rückt Gefäße hin und her. Man entfaltet Handtücher. Man trifft eilig Anordnungen.

Die Krise läßt nach, sie hört auf. Die Frau ist so glücklich, nicht mehr zu leiden, daß sie lacht. Ein etwas erzwungener Widerschein ihres Lachens wird auf den Gesichtern bemerkbar, die sich zu ihr beugen. Man entkleidet sie vorsichtig. Sie unterwirft sich allem wie ein Kind. Man rückt das Bett zurecht. Ihre Beine scheinen ganz schwächlich, und ihr erstarrtes Gesicht ist wie zu einem Nichts eingefallen. Mitten im Bett sieht man nur ihren ungeheuren Leib. Ihre Haare sind zerzaust, sie

liegen lose um ihr Gesicht wie eine Wasserlache. Zwei Frauenhände flechten ihr schleunigst einen Zopf.

Ihr Lachen wird gequält, es wird düster, es hält ein. Der Schmerz beginnt von neuem. Ein Geseufze, das stärker wird, ein neues Aufheulen. Die junge Frau, das junge Mädchen, die einzige Freundin, ist geblieben. Sie betrachtet die Frau, die gebären soll, sie horcht zu, voll von Gedanken. Sie denkt daran, daß auch *sie* derartige Schmerzen und derartige Schreie in sich berge.

Das hat den ganzen Tag gedauert. Stundenlang, vom Morgen bis zum Abend. Ich habe gehört, wie aus dem noch zwiefaches Leben einschließenden und mitleidswerten Geschöpf die zerreißende Klage auf und nieder wallte. Ich habe gesehen, wie ihr Fleisch zersprungen und zerborsten ist und zerspalten worden wie ein Stein.

Manchmal sinke ich zusammen und kann nicht weiter.

Ich kann nicht mehr sehen noch hören. Ich verzichte auf so viel Wahrheit. Dann klammere ich mich mit einem neuen Kräfteaufwand an die Mauer, und meine Blicke dringen hinüber.

Die Beine der Frau sind scharlachfarben. Man hält die Beine hoch und auseinander. Man möchte meinen, zwei Blutbäche ergössen sich aus ihrem Leibe, das Blut der Frauen, das so oft vergossen worden ist! Ihre Scham, ihr religiöses Mysterium, ist dem Winde preisgegeben. Ihr ganzer Leib liegt da, offen, gähnend und rot, wie auf einem Schaubrett dargeboten, entblößt bis ins Eingeweide.

Das junge Mädchen küßt die Gebärende auf die Stirn. Mutig rückt es ganz nahe an den unermesslichen Schrei heran. Dann hat dieser Schrei eine Gestalt. Er lautet: „Nein! Nein! Ich will nicht!“ Gesichter, die in wenigen Stunden fast alt geworden sind vor Ermüdung, Ernstbeschattung und innerlichem Schauer, huschen auf und nieder.

Einer hat gesagt: „Man braucht ihr nicht zu helfen. Man muß die Natur walten lassen. Die Natur macht gut, was sie tut.“

Dieser Satz hallt in mir wider. Die Natur! Ich er-

innere mich, daß der alte Gelehrte neulich die Natur verflucht hat.

Meine Lippen wiederholen überrascht die eben hingeprochene Lüge. Meine Augen betrachten die unschuldige und schwächliche Frau, die an die übermächtige, zermalmende Natur ausgeliefert ist. Die Natur wälzt die Frau in ihrem Blute, sie zieht alles aus ihr heraus, was die Frau an Leidensfähigkeit aufbieten kann.

Die Hebamme hat die Ärmel aufgeschürzt und Gummihandschuhe übergezogen. Sie handhabt wie Dreschflegel riesige, dunkelrot leuchtende Hände. Alles das wird ein Traualp, an den ich nur zur Hälfte glaube. Schwer ist mein Kopf, die Kehle ist mir von einem scharfen Blutgeruch und von dem Dunst des Karbols, das in Strömen verschüttet wird, wie zugezogen. Kübel mit rotem, rosigem und gelblichem Wasser. Ein Haufen schmutziger Wäsche und überall andere Wäschestücke, die wie weiße Flügel aufgeschlagen werden und ihren frischen Duft verbreiten. In einem Moment der Abgespanntheit habe ich den Schrei des Wesens gehört, das sich aus der Gebärenden loslöste. Es war ein Schrei, der sich nur etwa wie das Geraschel einer toten Sache oder wie ein leichtes Geknirsche anhörte. Es war das Neugeborene, das sich von der Mutter loskettete. Es war nur erst ein Fleischbündel, entnommen dem Fleische der Mutter. Es war das Herz des Neugeborenen, das man vom Herzen der Mutter lostrennte. Dieser Schrei erschütterte mich ganz und gar. Ich, der ich Zeuge sein durfte bei allem, was die Menschen erleiden, ich verspürte bei diesem ersten, schwingenden Lebenszeichen irgendein unbekanntes, väterliches Aufwallen, irgendeine brüderliche Aufwallung.

Die Gebärende lächelte, sie sagte: „Wie das schnell vorbeigegangen ist!“



Der Tag geht zur Neige. Ringsherum liegt alles in Ruhe. Ein einfaches Nachtlämpchen. Kaum regt sich das Kaminfeuer manchmal. Die Kaminuhr schlägt, diese arme, arme Seele. Um das Bett fast nichts, wie

in einem wirklichen Tempelheiligtum. Die Frau liegt in ihrem Bette, gebannt in eine ideale Unbeweglichkeit. Ihre Augen sind dem Fenster zugerichtet. Sie sieht, wie es langsam Abenddämmer wird nach dem schönsten ihrer Tage. Auf dieser durchwühlten Menschenmasse, auf diesem erschöpften Gesicht strahlt die Herrlichkeit auf, geschrien zu haben. Aufblühende Ekstase bringt dem Leiden ihre Dankbarkeit dar. Man sieht die neue Welt der Gedanken, die in der Mutter emporsteigt. Sie denkt an das Kind, das größer werden wird. Sie lächelt den Freuden und Schmerzen entgegen, die ihr das Kind verursachen wird. Sie lächelt auch der Schwester oder dem Bruder entgegen, denen die Zukunft gehören wird. Und ich denke daran zu gleicher Zeit wie sie, aber *ich* sehe besser als *sie* ihr Martyrium. Diese Zermalmung und dieses Trauerspiel des Fleisches, das ist so gewöhnlich und allen Frauen so gemeinsam, daß sie, jede von ihnen, Erinnerung und Merkmal davon in sich herumtragen. Und dennoch, niemand hat es richtig erkannt. Der Arzt, der vor soviel gleichartigen Schmerzen vorüberwandert, er kann sich deswegen nicht mehr erbarmen. Das Weib, das zu viel Erbarmensfähigkeit hat, vermag sich nicht mehr an den Schmerz zu erinnern. Gefühlsblinde Teilnahme der einen, berufliche Teilnahmslosigkeit der anderen, das Leiden verebbt und verlöscht. Aber ich, der ich lebe, um zu sehen, ich habe in seiner ganzen Entsetzlichkeit diesen Schmerz des Gebärens erkannt. Wie man es eben ausgesprochen hat, so ist es: Der Schmerz hört niemals mehr in den Eingeweiden einer Mutter auf. Ich werde niemals die große Zerschmetterung des Mutterlebens vergessen.

Das Nachtlämpchen ist derart aufgestellt, daß das Bett in den Schatten getaucht ist. Ich unterscheide die Mutter nicht mehr. Ich weiß sie nicht mehr. Ich glaube an sie.



Heute hat man die Wöchnerin mit besonderer Vorsicht in das Nachbarzimmer hinübergebracht, das sie vorher bewohnt hat. Es ist geräumiger und wohnlicher.

Man hat das Geburtszimmer von Grund auf gereinigt. Das ging nicht ohne Mühe vor sich. Rote Tücher wurden geschwenkt. Das besudelte Bettzeug, in dem sich bald die Zersetzung festnisten würde, wurde weggetragen. Das Bettgestell und der Kamin wurden abgewaschen. Das Stubenmädchen hatte Mühe, den Haufen Wäsche, die Wattestücke und die Flaschen hinauszuschaffen. Selbst die Vorhänge trugen Spuren blutiger Finger. Der Bettvorleger war schwer von Blut wie ein angefressenes Tier.



Diesmal war es Anna, die sprach: „Passen Sie auf, Philipp, Sie legen die christliche Religion nicht richtig aus. Sie wissen nicht deutlich, was sie bedeutet.“ Sie lächelte und fuhr fort: „Sie sprechen vom Christentum, wie die Frauen, wenn sie von den Männern reden, oder umgekehrt, wie die Männer, wenn sie die Frauen erklären wollen. Ihr Grundelement ist die Liebe. Das Christentum ist eine Liebesvereinbarung zwischen den Menschen, die sich instinktmäßig verachten. Sind wir jung, dann bringt die christliche Religion in unsere Seele einen Liebesreichtum, der allein hinreicht, um all unsere Sehnsucht zu befriedigen. Wie Kostbarkeit zu Kostbarkeit gesellt sich dann zu diesem Reichtum alles zärtliche Empfinden. Es herrscht da ein Gesetz der Seelenergießung, dem wir uns unterwerfen, und von dem diese Seelenergießung genährt wird. Die christliche Religion ist das Leben selbst, sie ist fast ein Kunstwerk, sie ist fast ein selbständig lebensträchtiges Geschöpf.“

„Aber, meine schönste Anna, das ist nicht die christliche Religion, das bist du selber!“



Mitten in der Nacht habe ich jenseits der Wand sprechen gehört. Ich habe die Müdigkeit besiegt und ausgespäht.

Der Mann ist allein und hingestreckt auf sein Bett. Man hat in dem Zimmer eine halbbrennende Lampe zurückgelassen. Der Kranke regt sich sachte. Er schläft. Er spricht. — Er träumt. Er hat gelächelt. In steigender

Ekstase hat er dreimal gesagt: „Nein!“ Dann ist das Lächeln weggeweht, das er an seine Vision gerichtet hatte. Sein Gesicht ist eine Weile steif und starr geblieben, als wenn es auf etwas wartete. Dann hat er die Lippen leicht gekräuselt. Darauf hat sich sein Gesicht plötzlich verzerrt. Er hat den Mund aufgerissen, der vom Schläfe geknebelt ist, und er hat ihn nicht wieder geschlossen, und dann hat er geschrien: „Anna! Ach! Ach! Ach! Ach!“ Dann ist er aufgewacht, er hat die Augen gerollt. Aufgeseufzt hat er, und ruhiger ist er geworden. Er hat sich im Bette aufgesetzt. Noch ist er betroffen und gequält von alledem, was soeben vorgegangen ist. Um sich zu beruhigen, hat er die Blicke im Kreise herumgesandt. Er will sie vollständig von dem Traumalp loslösen, in den sie gebannt gewesen sind. Das vertraute Bild des Zimmers, in dessen Mitte die winzige, artige und unbewegliche Lampe thront, beruhigt und heilt diesen Mann, der gesehen hat, was nicht ist. Eben hat er Gespenstern zugelächelt, Furcht hatte er vor ihnen, eben ist er wahn-sinnig gewesen. ☉

Wie ich heute morgen aufstehe, bin ich gebrochen vor Mattigkeit. Ich bin unruhig. Ich spüre einen dumpfen Schmerz im Gesicht. Ein Nervenreißen bedroht mich. Wie ich mich im Spiegel betrachte, sind meine Augen rot umrändert. Es ist, als wenn ich durch Blut sehe. Schwerfällig gehe ich hin und her, wie von einem Krampf gekrümmt. Nun soll ich in meinen Knochen für die langen Stunden gestraft werden, die ich, geklebt an diese Mauer und vor dem Späherloch, hingebracht habe. Und das nimmt zu. Und dann greifen mich allerhand Sorgen an, wenn ich allein bin und losgelöst von den Visionen und Bildern, denen ich mein Leben weihe. Es sind Sorgen über meine Stellung, die ich verderbe. Sorgen über die Schritte, die ich unternehmen müßte, und die ich nicht unternehme. Ich bin ja im Gegenteil wie versessen darauf, von mir alle einengenden Verpflichtungen fern-zuhalten, alles auf später zu verschieben und mit aller Kraft mein Beamtenschicksal zu vereiteln, das in das

langsame Räderwerk und in das Abschnurren einer Bureauuhr eingewickelt werden soll. Auch neue, kleine Sorgen, die so ermüdend wirken, weil sie ständig zahlreicher und mannigfaltiger werden. Ich darf kein Geräusch machen und kein Licht anzünden, wenn im Nachbarzimmer keins brennt. Ich muß mich verbergen, mich ewig verbergen! Neulich abends bin ich durch einen Hustenanfall erstickt worden, während ich dem Sprechenden nebenan zuhörte. Ich habe den Kopf eingeduckt und den Mund zugequetscht.

Es bedünkt mich, daß sich alles gegen mich verbünde. Man will irgendwelchen Racheanschlag gegen mich ausführen. Ich werde nicht mehr lange standhalten können. Ich werde trotzdem weiterspähen, solange meine Gesundheit und mein Mut ausreichen. Denn das Spähen ist schlimmer, aber es ist auch spornender als eine Pflicht.



Der Kranke ging seinem Ende entgegen. Der Tod weilte offenbar in dem Hause.

Es war ziemlich spät am Abend. Sie saßen sich wieder am Tische gegenüber.

Ich wußte, daß am Nachmittag ihre Trauung stattgefunden hatte. Sie hatten diese Einigung vollendet, die nichts mehr als eine Feierlichkeit war, die dem nahen Lebewohl vorausgehen sollte. Einige weiße Blumenkronen, Lilien und Azaleen, waren über den Tisch gestreut, über den Kamin und einen Sessel. Der Kranke war ebenso sterbend wie diese Köpfe der abgeschnittenen Blumen.

Er sagte: „Wir sind verheiratet. Du bist meine Frau, du bist meine Frau, Anna!“

Um des hochzeitlich lieblichen Rechtes willen, diese Worte aussprechen zu dürfen, hatte er so lange gehofft! Nichts weiter. Aber mit den wenigen Tagen, die ihm noch zugemessen blieben, fühlte er sich so verarmt, daß in diesen Worten all sein Glück lag. Er blickte die Gattin an, und er hob die Augen zu ihr auf. Er betete ihre schwesterliche Zärtlichkeit an. Er betete sie selber an,

die sich seiner Anbetung zugeneigt hatte. Welche unendliche Rührung in der Schweigsamkeit dieser beiden Menschenwesen, die mit einer gewissen schmiegsamen Bereitschaft beieinandersaßen! Welche Rührung in dem doppelten Schweigen dieser beiden Menschenwesen, die sich niemals berührten, selbst nicht mit den Fingerspitzen!

Die junge Frau stand auf und sagte sacht: „Es ist spät, ich werde schlafen gehen.“

Die Lampe, die sie auf den Kamin stellte, erleuchtete das Zimmer. Die Frau bebte über und über. In einem Traum schien sie zu wandeln und nicht zu wissen, wie sie diesem Traum gehorchen solle. Sie stand da, hob die Arme auf und zog die Käbme aus den Haaren. Ihre Flechten rieselten herunter. In dem Nachtdunkel schienen sie umleuchtet wie von einem Sonnenuntergang.

Er machte eine plötzliche Bewegung. Überrascht blickte er sie an. Kein Wort. Sie zog eine goldene Nadel heraus, die ihren Blusenkragen verschloß. Ein Flecklein ihrer Kehle wurde sichtbar.

„Was tust du? Anna, was tust du?“

„Aber — ich kleide mich aus.“

Sie hatte das in einem natürlichen Ton sagen wollen, sie hatte es nicht vermocht. Er antwortete mit einem unartikulierten Laut, mit einem Schrei seines Herzens, das mitten im Lebenskern getroffen wurde. — Betäubung, verzweifelte Klage und auch die Verblendung durch ein unfaßbares Hoffnungsschwingen, das hob ihn empor, das schmetterte ihn nieder.

„Du bist mein Gatte“ —

„Ach,“ sagte er, „du weißt, daß ich nichts bin!“

Er stammelte mit einer schwachen und tragikumwitterten Stimme abgehackte und abgerissene Worte: „Verheiratet der Form nach — ich wußte es — Formalität — unsere Vereinbarungen —“

Sie hielt ein, ihre Hand ruhte halbschwebend auf ihrem Hals, wie eine Blume an einem Kleid. Sie sagte: „Du bist mein Gatte, du hast das Recht, mich zu sehen.“

Er machte eine Bewegung. — Schnell fiel sie ein: „Nein, nein — es ist nicht dein Recht. Ich allein will

es.“ Jetzt begriff ich, bis zu welchem Grade sie versuchte, gütig zu sein. Sie wollte diesem Manne, dem armen Manne, der zu ihren Füßen erlosch, eine Belohnung schenken, die ihrer würdig sein sollte. Sie wollte ihm die Barmherzigkeit antun, sie wollte ihm den Anblick ihrer selbst schenken. Aber das war sehr schwierig. Es durfte nicht wie die Bezahlung einer Schuld aussehen. Er hätte nicht eingewilligt, trotz der Festlichkeit, die in seinen Augen aufstieg. Er mußte schlechthin an eine Tat glauben, die von der Gattin freiwillig erledigt wurde, und an eine unerzwungene Liebkosung, die über sein Leben hinglitt. Sie mußte ihm, einem Laster gleich, ihren Abscheu und ihr Leiden verbergen. Sie ahnte alles voraus, was sie an genialer Zartheit und an Kraft werde verschwenden müssen, um ihr Opfer in diesem Scheine zu erhalten. Sie hatte Furcht vor sich selber. Er widersetzte sich: „Nein, liebe Anna, denke doch —“

Er wollte sagen: „Denke doch an Michael!“ Aber er hatte in diesem Augenblicke nicht die Kraft, den einzig entscheidenden Grund auszudrücken, und er flüsterte nur: „Du! — du! —“

Sie wiederholte: „Ich *will* es!“

„Ich *will* es nicht, nein, nein!“

Er sagte es schon schwächer und schwächer. Überwunden wurde er durch die Liebe und durch das beherrschende Begehren, daß es doch geschehen solle. Geleitet durch einen edlen Sporn seiner Seele, hatte er die Hand vor die Augen gelegt. Doch nach und nach sank seine Hand hinab, sie sank, sie wurde gebändigt.

Die junge Gattin kleidete sich weiter aus. Sie hatte fast kein Bewußtsein mehr von ihren überstürzten Bewegungen. Manchmal hielt sie ein; dann raffte sie sich wieder auf. Sie stand ganz in Einsamkeit, prächtig in Einsamkeit. Ihr wurde nur geholfen von einem Wenig lichter Helligkeit.

Sie zog ihre schwarze Bluse aus, und ihr Busen tauchte hervor wie das Taglicht. Sie zitterte in sich hinein, da die Helligkeit sie streifte. Über der Brust kreuzte sie die blanken und untadeligen Arme. Dann neigte sie das

purpurübergossene Gesicht. Ihre Lippen waren in Anspannung zusammengepreßt, wie wenn sie sich nur gewaltsam dem hingäbe, was sie jetzt tat. Sie löste die Arme wieder und entknotete den Gürtel ihres Rockes, der an ihren Beinen herunterfiel. Sie entwand sich dem Rocke mit einem sanften Geraschel, das vergleichbar war dem Säuseln, das der Wind in einem tiefen Garten hervorruft.

Sie zog auch den schwarzen Unterrock aus, der ihre Gestalt umtrauerte und mit Laugigkeit umhüllte. Sie entklammerte das Korsett, diese Kraft, die mit Wucht auf ihr wuchtete, sie zog die Hose aus, die sich mit ihrer Form und ihren Falten ihrer Nacktheit weich anschmiegte.

Sie lehnte sich an den Kamin. Sie hatte schwellende, majestätische und schöne Bewegungen, aber jede Bewegung blieb anmutig und weiblich. Sie löste einen Strumpf und zog aus dem dünn düsteren Schleier ein blankes und üppiges Bein, das geformt war wie ein Statuenstück des Michel Angelo.

Da schauerte sie auf, dann erstarrte sie wieder. Ein Zögern hemmte sie. Sie raffte sich wieder auf und sagte, um das Beben zu erklären: „Ich friere ein wenig.“ Dann fuhr sie fort, sich auszukleiden. Gerade, indem sie ihre unermeßliche Keuschheit verletzte, legte sie ein Zeugnis ihrer Keuschheit ab. Sie legte eine Hand an die Hemdenschleife.

Der kranke Mann schrie auf, ganz leise, damit er ihr nicht mit seiner Stimme Furcht einflöße.

„Jungfrau Maria! —“

Er wartete vor ihr, verkrümmt und verschrumpft. All sein Wesen wartete in seinen Augen, er brannte in dem Schatten, er wartete mit seiner Liebe, die ebenso schön war wie die Frau selber.

Er röchelte: „Weiter! weiter —!“

Der große Augenblick, die weltumspannende Zwiesprache der Stummheit, der Tugend und des Sinnenfackelbrandes! Die schwachen und armen Augen des Sterbenden entwendeten und betasteten die Jungfrauenblüte dieser Frau. Sie wollte erhören, obwohl sie sich gegen die eigentliche Wucht dieser dringenden Gnaden-

werbung aufbäumte. Ihre Tat stellte ihr jederlei Hemmung entgegen: Ihn und sich selber.

Dennoch ließ sie mit einer sanften, spielenden, schlichten und erhabenen Lieblichkeit die Schulterbänder von dem warmen Marmor ihrer Schultern hinuntergleiten. Sie stand nackt vor ihm. ☉

Ich hatte niemals eine Frau gesehen, die so strahlend schön war. Ich hatte niemals von einer derartigen Schönheit geträumt, ihr Gesicht hatte mich vom ersten Tage an durch seine Regelmäßigkeit und seinen Glanz betroffen. Nun stand sie vor mir, sehr groß, größer als ich selber, üppig und fein zugleich. Doch niemals hätte ich an eine derartige Vollendung und Pracht ihrer Formen geglaubt.

Man hätte meinen können, sie wäre in ihrem himmlischen Gleichmaß eine Eva aus den großen religiösen Fresken. Sie war unirdisch süß und geschmeidig. Üppig war ihre Fülle. Ungetrübtes Geschimmere ging von ihr aus. Gemessen und bedeutsam waren ihre Bewegungen. Breite Schultern, schwere, aufrechte Brüste, ganz kleine Füße und Beine, die sich sacht ausbogen, rundliche Waden, wieder geformt wie zwei Brüste. Sie hatte unwillkürlich die erhabene Stellung der Venus von Medici angenommen. Ein Arm war auf ihre Brüste gebeugt, der andere hing lang herab, und die offene Hand ruhte auf dem Leibe. Dann hob sie in einem Überschwange der Opferbereitschaft beide Hände zu den Haaren empor.

Alles, was ihr Kleid vorher verborgen hatte, brachte sie den Blicken des Sterbenden entgegen. Alle diese weiße Schönheit, die sie allein bisher gesehen hatte, als Opfergabe schenkte sie alles der Aufmerksamkeit dieses Mannes hin, der bald sterben sollte, der aber noch lebte.

Alles: Ihren geschmeidigen Jungfrauenleib mit der weiten Goldflaumvergitterung, ihre feine und seidige Haut. Ihre Haut war von einer so reinen und leuchtenden Glanzfarbe, daß es mancherorts wie silberschimmernd darüber hinwehte. An der Kehle und am Bug schien ein wenig das Blaufarben der Adern durch, das auf der Färbung des Fleisches wie ein azurener Schauer ruhte. Sie

enthüllte ihm alles: die Kreuzbiegung ihres leicht zur Seite gewendeten Körpers, die, zusammen mit der losen, lebendigen Ringelung ihres Halses, das einzige Linien- geschwinge war, das man an ihr bemerkte. Alles: ihre Hüften, die breit gefügt waren wie die Welt. Endlich ihren klaren Blick, der jetzt etwas getrübt war, da sie nackt vor ihm stand.

Sie sprach; sie ging noch weiter in ihrer erhabenen Spende und sagte mit einer Stimme, voll von Gedanken: „Niemand —“ und sie legte den Ton auf dieses Wort mit einer Nachdrücklichkeit, die auf den Namen eines Menschen hindeutete: „Niemand, passe wohl auf, wird niemals erfahren, was ich an diesem Abend getan habe, was auch immer sich ereignen möge!“

Nachdem sie dem Anbeter, der vor ihr hingeschleudert lag wie ein Opfer, ein Geheimnis für die Ewigkeit anvertraut hatte, war sie es, die vor ihm niederkniete. Ihre hellen und funkelnden Knie berührten den gewöhnlichen Teppich. So war sie zum ersten Male ihres Lebens wahrhaft nackt und dem sterbenden Manne nahe. Sie errötete bis zu den Schultern hinauf. Sie war beblüht und beschmückt mit ihrer Keuschheit, und sie stammelte ungestaltete Worte der Dankbarkeit. Es war, als spüre sie, daß diese ihre Tat über ihre Pflicht hinausginge und schöner wäre. Es war, als wenn sie selber von dem Glanz geblendet würde. ☉

Da alles nun vorüber ist und die Frau angekleidet und für immer wieder verdunkelt, und da sie sich verlassen haben, ohne daß eines noch ein Wort zu sprechen gewagt hätte, werde ich von einem großen Zweifel hin und her geworfen. Hat sie recht? Hat sie unrecht? Ich habe den Mann weinen gesehen, und ich habe sein Murmeln gehört: „Jetzt werde ich *nicht* mehr sterben können!“



XII.

Jetzt bleibt der Mann immer zu Bett. Vorsichtig geht man um ihn herum. Er macht winzige Bewegungen, selten spricht er etwas. Er verlangt zu trinken, er lächelt, er schweigt unter dem Ansturm seiner Gedanken.

Heute morgen hat er nach uralter Sitte die Hände gefaltet.

Man stellte sich um ihn herum, man betrachtete ihn.

„Wollen Sie einen Priester?“ Er antwortete: „Ja — nein —.“ Man ging hinaus. Einige Augenblicke später befand sich ein Mann im düsteren Kleide neben dem Kranken, als wenn er hinter der Tür gewartet hätte. Die beiden Männer blieben allein.

Der Sterbende wandte sein Gesicht dem Neuankommenden zu. Er sagte: „Ich werde sterben.“ Der Priester fragte: „Welche Religion haben Sie?“



„Die Religion meines Landes, die griechisch-katholische.“ „Das ist eine Ketzerei, die Sie zuerst abschwören müssen. Es gibt keine andere wahre Religion als nur die römisch-katholische.“ Er fuhr fort: „Beichten Sie! — Ich werde Sie absolvieren und taufen.“

Der Sterbende antwortete nicht. Der Priester wiederholte seine Aufforderung: „Beichten Sie! Sagen Sie mir, welche Sünde Sie begangen haben, und auch welche Irrtümer Sie begangen haben. Sie werden bereuen, und alles wird verziehen sein.“

„Sünde?“

„Erinnern Sie sich! Soll ich Ihnen helfen?“

Er wies mit dem Kopf nach der Tür hin. „Diese Person, die dort ist?“

Zögernd erwiderte der Sterbende: „Ich bin mit ihr verheiratet.“ Dieses Zögern war dem Gesichte, das sich über ihn mit gespannten Ohren gebeugt hatte, nicht entgangen. Der Priester witterte etwas:

„Seit wann?“

„Seit zwei Tagen!“

„Ha, seit zwei Tagen? Da haben wir die Wahrheit. Und vorher? Haben Sie mit ihr gesündigt?“

„Nein“, erwiderte der Beichtende.

Der Priester wurde leicht aus dem Geleise gebracht: „Ich vermute, daß Sie nicht lügen. Und warum haben Sie nicht gesündigt? Das ist nicht natürlich. Denn, schließlich und endlich, Sie sind ein Mann.“ So drang er in ihn.

Und als der Kranke aufgebracht wurde, da sagte der Priester bestürzt: „Verwundern Sie sich nicht, mein Sohn, wenn meine Fragen so klar und deutlich sind, daß sie Ihnen einen Aufschrei entlocken. Ich frage Sie in aller Menschenschlichkeit und unter dem Schutz der erhabenen Schlichtheit meines geistlichen Amtes!“ Nicht ohne Menschenfreundlichkeit fügte er hinzu: „Antworten Sie mir auf die gleiche, schlichte Art, und Sie werden sich mit Gott aussöhnen.“

Der Greis erwiderte: „Sie ist ein junges Mädchen. Sie ist verlobt. Ich habe mich ihrer angenommen, als sie ganz klein war. Sie hat die Ermüdungen meines Reiselebens geteilt, sie hat mich gepflegt. Ich habe sie geheiratet, bevor ich sterben werde. Denn ich bin reich, und sie ist arm!“

„Darum nur? Es gibt keinen anderen Grund? Nichts?“ Er blickte das Gesicht des Beichtenden scharf an. Sein Auge war gebieterisch, er war ein harter Frager. Dann sagte er: „He?“ —

Er lächelte mit seinem unverstellten Munde, er zwinkerte ermunternd mit den Augen, fast als wenn er ein Spießgeselle wäre.

„Ich liebe sie“, sagte der alte Mann.

„Endlich, Sie gestehen!“ rief der Priester aus.

Er tauchte seine Augen fest in die Augen des Sterbenden. Er stieß ihn mit dem Atem seiner Worte an und fragte weiter: „Also, Sie haben diese Frau begehrt, den fleischlichen Körper dieser Frau, und Sie haben im Geist lange Zeit, he, ja, lange Zeit, die Sünde des Unflats begangen? — Sagen Sie mir, wie haben Sie sich auf Ihren gemeinsamen Reisen in bezug auf die Zimmer geeinigt? Sie hat Sie gepflegt, sagen Sie, was hatte sie dabei zu tun?“

Diese wenigen Fragen, durch die der Geistliche versuchte, in das Elend dieses hingeschleuderten Mannes einzudringen, entfernten ihn von dem Beichtenden wie richtige Kränkungen. Sie musterten sich jetzt. Sie lagen auf der Lauer voreinander. Ich sah das Mißverständnis größer werden, in das sich jeder von ihnen verbohrt.

Der Sterbende hatte sich verschlossen. Hart und ungläubig war er geworden vor diesem Fremden mit dem gewöhnlichen Gesicht, in dessen Munde die Worte „Gott“ und „Wahrheit“ ein Ansehen von ungeheurer Komik gewannen, und der trotzdem verlangte, daß man ihm sein Herz eröffne.

Indessen, der Greis machte einen Versuch. Er sagte: „Ja, ich habe im Geiste gesündigt, um wie Sie zu sprechen. Das beweist, daß ich nicht in Wirklichkeit gesündigt habe. Weshalb bereuen? Was reines und einfaches Leiden gewesen ist?“

„Oh, keine Theorie! Dazu sind wir nicht hier.“ Er fügte mit der düsteren Grausamkeit eines Henkers hinzu: „Meine Regel ist es, in den Fällen, wo man keine Zeit zu verlieren hat, auch die Theorien zu vermeiden. Ich sage Ihnen, ich, passen Sie gut auf, daß die Sünde, die im Geist begangen wird, auch im Willen begangen wird. Darum ist sie eine wirkliche Sünde, die man beichten und bereuen muß. Erzählen Sie mir, auf welche Art die Begierde Sie zu dem schuldbringenden Gedanken aufgereizt hat! Sagen Sie mir, wie oft das geschehen ist! Geben Sie mir Einzelheiten!“

„Aber ich habe widerstanden,“ seufzte der Unglückliche, „das ist alles, was ich zu sagen habe!“

„Das ist nicht genügend! Die Besudelung — Sie sind jetzt sicherlich überzeugt von der Gerechtigkeit dieses Ausdrucks — sie muß durch die Wahrheit abgewaschen werden! Trotz der lobhudelnden und verklärenden Ausflucht, die Sie unternehmen möchten, wenn ich Sie hätte gewähren lassen! Die Besudelung muß durch die Wahrheit abgewaschen werden!“

„Gut,“ sagte der Sterbende, der sich unterwarf: „Ich gestehe, daß ich diese Sünde begangen habe, und ich bereue.“

Der Priester wehrte ab: „Das ist keine Beichte, und so ist es nicht gemeint. Klipp und klar, unter welcher bestimmten Form haben Sie den Einflüsterungen des Geistes der Sünde in allem, was diese Person angeht, nachgegeben?“

Der Beichtende wurde von einem Wutanfall geschüttelt. Er richtete sich ein wenig auf, er stützte sich auf die Arme, und er blickte diesen Fremden, der auch ihn Aug' in Aug' musterte, starr an. Er fragte: „Warum habe ich den Geist der Sünde in mir?“



„Sie sind nicht der Einzige. Alle Menschen haben ihn in sich.“

„Also ist es Gott, der ihn dem Menschen gegeben hat? Denn Gott ist es, der die Menschen geschaffen hat.“

„Ha, Sie sind ein Diskutierer! Nur nach Belieben! Ich werde antworten. Der Mensch hat zugleich den Geist des Guten und den Geist des Bösen, das heißt die Möglichkeit, das eine oder das andere zu tun. Unterliegt er dem Bösen, dann ist er verflucht. Triumphiert er darüber, dann wird er belohnt. Um erlöst zu werden, muß der Mensch die Erlösung mit all seinen Kräften erkämpfen. Sonst verdient er sie nicht.“

„Mit *welchen* Kräften?“

„Mit der Tugend und mit dem Glauben!“

„Und wenn er nicht genug Tugend und Glauben besitzt? Ist das dann *seine* Schuld?“

„Ja, denn er hat zu viel Missetat und Verblendung in der Seele!“

Der Beichtende erwiderte: „*Wer* hat nun in die Seele des Menschen seinen Teil Tugend und seinen Teil Missetat hineingelegt?“

„Es ist Gott, aber er hat dem Menschen gleichzeitig den freien Willen gegeben und ihm erlaubt, nach Belieben das Gute oder das Böse zu erwählen!“

„Aber wenn der Mensch mehr schlechte Instinkte als gute und widerstandskräftige hat. Wie ist es ihm möglich, sich dem Guten zuzuwenden?“

Der Priester sagte: „Der Mensch hat den freien Willen.“ Er setzte hinzu: „Die Dinge der Welt würden ganz anders gegangen sein, wenn Luzifer nicht verflucht worden wäre, und wenn der erste Mensch nicht gesündigt hätte.“

Der Kranke wurde durch diesen Kampf etwas belebt; wahrscheinlich würde er später wieder in seine Schwäche verfallen. Jetzt aber sagte er: „Es ist nicht gerecht, daß wir die Strafe für Luzifer und für Adam tragen. Aber besonders ist es ungeheuerlich, daß Adam und Luzifer verdammt und bestraft worden sind. Sind sie unterlegen, dann ist es *Gott*, der sie doch aus dem Nichts hervorgezogen hat, wohl verstanden, dann ist es *Gott allein*, von dem ja alles in ihnen her stammt, der ihnen mehr Lasterhaftigkeit als Tugend gegeben hat! Dann hat sie Gott gestraft, daß sie dort hingefallen sind, wohin er sie selber geschleudert hat!“ Der Sterbende saß noch immer aufrecht. Er stützte das Kinn in die Hand. Mager und düster war er, und er öffnete die Augen weit auf seinen Gegner. Wie eine Sphinx lauschte er auf.

Der Priester wiederholte, als wenn er nichts anderes verstünde: „Die Menschen hätten sündenlos sein können, wenn sie es gewollt hätten. Das ist es, was man den freien Willen nennt!“

Seine Stimme war fast sanft. Er schien nicht betroffen durch die Lästerungen des Mannes, zu dessen geistlichem Schutz er hergekommen war. Er wollte ablenken von diesem Streit der Theorien und redete aus Gewohnheit

nur das Nötigste hinein. Aber vielleicht wartete er, daß der Sprechende des Sprechens überdrüssig werde.

Und da der Sterbende langsam und erschöpft atmete, sprach der Priester zu ihm, zeigte der Priester ihm diesen kahlen und kalten Satz, der wie eine Inschrift auf einem Steine dastand: „Die Bösen sind unselig. Die Guten und Reuigen sind selig im Himmel!“

„Und auf Erden?“

„Auf Erden sind die Guten glücklich, wie die anderen Menschen auch, mehr noch als die anderen. Denn je mehr man hinieden leidet, desto besser wird man oben belohnt.“

Der Sterbende richtete sich von neuem auf. Ein neuer Zorn, der ihn wie ein Fieber aufbrauchte, bemächtigte sich seiner. Er sagte: „Ach, mehr als die Erbsünde, mehr als die Vorbestimmung zur Sünde, ist das Leiden der Guten auf der Erde eine Abscheulichkeit! Nichts entschuldigt sie!“

Gleichgültig blickte der Priester auf den aufgebrauchten Mann. (Ja, ich sah es wohl, er wartete!) Dann fragte er mit einer großen Sanftmütigkeit: „Wie sonst anders das Vorhandensein der Seele beweisen?“

„Nichts entschuldigt sie, diese Abscheulichkeit! Selbst nicht die kindliche Ausflucht, daß Gott selber im unklaren über die Eigenschaften der Seele sei. Gäbe es eine Gerechtigkeit, so dürften die Guten nicht leiden. Sie dürften nicht einmal ein Fünkchen leiden, selbst nicht einen Augenblick lang in der Ewigkeit. „Man muß leiden, um selig zu werden!“ Wie kommt es, daß sich niemals jemand zum Aufschrei gegen diese Gesetzeswildheit aufgerafft hat!“ Er wurde erschöpft. Seine Stimme wurde heiser. Sein mißhandelter Körper keuchte. Seine Sätze wurden abgerissener. Er fuhr fort: „Auf die Anklage dieser Stimme würde es keine Entgegnung mehr geben. Ihr könnt wohl die göttliche Güte nach allen Richtungen drehen und wenden, sie bearbeiten und betasten, aber niemals werdet Ihr die Schmach auswetzen, die das unverdiente Leiden auf die Gottesgüte läßt!“

„Aber die Seligkeit, die mit Hilfe der Schmerzen

gewonnen wird, sie ist das weltbeherrschende Schicksal und das Gesetz, das allen Menschen gemeinsam ist!“

„Eben weil dieses Gesetz allen Menschen gemeinsam ist, läßt es an Gott zweifeln!“

„Gottes Pläne und Ratschläge sind undurchdringlich.“

Der Sterbende schleuderte seine mageren Arme vor. Die Blicke der beiden Männer kreuzten sich. Er schrie: „Sie sind ein Lügner!“

⊗

Der Priester sagte: „Nun aber genug! Ich habe geduldig Ihre Abschweifungen mitangehört, die ich beklage. Aber es handelt sich gar nicht um diese Spintisierereien. Sie müssen sich rüsten, vor diesem Gott zu erscheinen, von dem Sie offenbar so fern gelebt haben. Wenn Sie gelitten haben, dann werden Sie an seiner Brust getröstet werden. Das hat Ihnen zu genügen.“

Der Kranke war der Länge nach zurückgesunken. Wie eine Statue, die auf dem Grabmal liegt, blieb er eine Weile unbeweglich unter der weißen Bettdecke.

Seine Stimme gewann wieder Leben: „Gott kann mich nicht trösten!“

„Mein Sohn, mein Sohn, was sagst du?“

„Gott kann mich nicht trösten, weil er mir nicht geben kann, was ich ersehne!“

„Ach, mein armer Sohn, wie du versunken bist in die Blindheit! — Und die unendliche Allmacht Gottes, was beginnst du damit?“

Der Sterbende sagte: „Leider, ach leider, ich kann nichts damit beginnen!“

„Was, der Mensch schlägt sich sein Leben lang mit seiner Schmerzensmarter herum, und es sollte keine Tröstung für ihn geben! Was kannst du darauf erwidern?“

Der Sterbende sagte: „Leider, ach leider, das ist keine Frage für mich!“

„Warum hast du mich rufen lassen?“

„Ich habe gehofft, ich habe gehofft!“ —

„Was? Was hast du gehofft?“

„Ich weiß nicht. Man hofft immer nur, was man

nicht weiß!“ Seine Hände irrten durch das Leere, dann sanken Sie hinab.

Die beiden Männer blieben stumm und unnachgiebig. Ich spürte es wohl, in ihren Köpfen ging es um die Existenz Gottes selber. Ist Gott? Ist Gott nicht? Sind Vergangenheit und Zukunft tot? Trotz allem, trotz allem wurde ein wenig Annäherung, so nur für das Aufblitzen einer einzigen Sekunde, zwischen diesen beiden Männern sichtbar, die von dem gleichen Gedanken gebannt wurden, zwischen diesen beiden Schutzsuchenden, zwischen diesen beiden Brüdern der Unähnlichkeit. Der Priester mahnte: „Die Zeit verstreicht!“ Als wenn seitdem nichts geschehen wäre, nahm er das Beichtgespräch an der gleichen Stelle wieder auf, wo sie es soeben unterbrochen hatten. Er meinte: „Sagen Sie mir die Umstände, unter denen Sie die Fleischessünde begangen haben! Sagen Sie! Wenn Sie mit dieser Person allein waren und ganz nahe zusammen, was sprachen Sie dann laut, oder was sprachen Sie dann unvernnehmbar und schweigend?“ Der Sterbende erwiderte: „Ich glaube nicht an Sie!“

Der Priester runzelte die Stirn: „Bereuen Sie und sagen Sie mir, daß Sie an die katholische Religion glauben, die Sie erlösen wird!“

Aber der andere wurde von unermeßlicher Angst erfaßt. Er schüttelte mit dem Kopf und wies seine Seligkeit zurück. Er begann: „Die Religion —“

Gewaltsam schnitt ihm der Priester das Wort ab: „Sie werden nicht von neuem anfangen! Schweigen Sie! Alle Ihre Spitzfindigkeiten, ich fege sie mit einer einzigen Bewegung fort! Erst glauben Sie an die Religion, hernach werden Sie sehen, was sie ist. Sie wollen doch nicht nur glauben, weil die Religion Ihnen gefällt? Alle Ihre Worte sind nur ein Wirrwarr, und gekommen bin ich, um Sie zum Glauben zu zwingen!“ Das war ein Zweikampf und eine Verbitterung bis zum äußersten. Dort, am Rande des Grabes, blickten sich die beiden Männer an wie zwei Feinde.

„Sie müssen glauben!“

„Ich glaube nicht!“

„Sie müssen!“

„Sie wollen die Wahrheit mit Ihren Drohungen umstürzen?“

„Ja!“

Der Priester hob scharf die rohkantige Klarheit seines Befehlswortes hervor. Er rief: „Überzeugt oder nicht, glaube! Es handelt sich nicht um die Erkenntnis, es handelt sich um den Glauben! Zuerst muß man glauben, sonst läuft man Gefahr, niemals zu glauben. Gott ruht nicht, mit eigener Mühe die Ungläubigen zu überzeugen. Sie ist vorüber, die Zeit der Wunder. Das einzige Wunder, wir sind es! Und der Glaube ist es! Glaube, und der Himmel wird dir Glauben schenken! So heißt es.“

Wie Steine schleuderte er das gleiche Wort auf den Sterbenden: „Glaube!“

Der Priester sprang auf, er hob seine fette und runde Hand empor und wieder, feierlicher, begann er: „Mein Sohn, ich begehre von dir einen Akt des Glaubens!“

Der Sterbende antwortete gehässig: „Gehen Sie fort!“

Doch der Priester rührte sich nicht.

Er wurde durch die Dringlichkeit gedrängt und gestachelt, durch die Notwendigkeit, diese Seele gegen ihren Willen zu retten. Er rief: „Du wirst sterben, du wirst sterben! Du hast nur noch wenige Augenblicke zu leben. Unterwirf dich!“

„Nein!“ sagte der Sterbende.

Der Mann im schwarzen Gewande ergriff beide Hände seines Gegners: „Unterwirf dich! Kein Nachgrübeln, kein Wortstreiten, wie eben dieses, bei dem du deine kostbare Zeit verloren hast! Alles das ist ohne Bedeutsamkeit. Nur so viel Spreu wie der Wind forträgt! Wir sind allein, du und ich, mit unserem Gott!“

Er schüttelte den Kopf mit der winzigen, gewölbten Stirn. Aus dem Gesicht sprang die Kugelnase hervor, die in die feuchten und tabakschwarzen Nasenlöcher auslief. Seine gelblichen, fadendünnen Lippen beherrschten die beiden herausspringenden Zähne, die allein noch

in der schwarzen Mundhöhle saßen. Sein Gesicht war durchzogen von Furchen, die über die Stirn zwischen den Wimpern und um den Mund herumliefen, und bedeckt war es auf Kinn und Wangen mit einer grauen Schicht. Der Priester aber rief: „Ich vertrete Gott! Du stehst vor *mir*, als wenn du vor Gott stündest. Sage nur: ‚Ich glaube!‘ Und ich will dich freisprechen. ‚Ich glaube!‘ Alles kommt darauf an. Der Rest ist mir gleichgültig!“

Dichter und dichter drängte er sich an den Sterbenden. Er klebte fast am Gesicht des anderen. Wie einen Schlag wollte er seine Absolution um jeden Preis anbringen: „Bete nur mit mir: ‚Vater unser, der du bist im Himmel!‘ Ich verlange nichts anderes von dir!“

Das Gesicht des Kranken war von Abscheu gekrampft. Er machte eine Bewegung der Abweisung: „Nein, nein!“

Plötzlich sprang der Priester auf. Er triumphierte: „Endlich! Du *hast* gebetet!“

„Nein!“

„Ach!“ grollte der Priester zwischen den Zähnen.

Er rieb die Hände des Sterbenden. Man spürte, er würde ihn in seine Arme genommen haben, um ihn zu umarmen, um ihn zu ersticken. Er würde ihn ermordet haben, wenn das Röcheln des Sterbenden eine Beichte hätte sein dürfen. Derart war er von dem Wunsche gepeinigt, ihn zu überreden und das Wort zu entreißen, das er von der Lippe des Mannes fortraffen wollte.

Er warf die welken Hände rückwärts. Er durchmaß das Zimmer wie ein wildes Tier. Er pflanzte sich wieder vor das Bett hin. Er stammelte: „Denk’, daß du sterben und verfaulen mußt! Du wirst bald in der Erde sein! Sag’: ‚Vater unser —‘ Diese beiden Worte nur! Nichts weiter.“

Er war tief auf den Sterbenden gebeugt. Zusammengekrümmt und duster wie ein Dämon, der nach einer Seele ausspäht. Gebückt, wie die ganze Kirche über die ganze sterbende Menschheit, so spähte er nach dem Munde des Sterbenden.

„Sag’ es! Sag’ es! Sag’ es!“ Der andere versuchte

sich loszulösen. Er röchelte wütend und ganz leise und mit dem letzten Rest seiner Stimme: „Nein!“

„Kanaille!“ schrie ihn der Priester an. Und er schlug ihn ins Gesicht.



Er donnerte: „Du wirst wenigstens mit einem Kruzifix in den Krallen sterben!“

Er zog ein Kruzifix hervor und legte es dem Sterbenden schwer lastend auf die Brust.

Der Sterbende wälzte sich in einem dumpfen Entsetzen, als wenn die Religion eine ansteckende Krankheit wäre, und er warf das Kreuz von sich ab zur Erde.

Über ihn beugte sich der Priester und murmelte Beschimpfungen: „Aas und Auswurf, du wirst verrecken wie ein Hund! Aber ich bin da!“ Er hob das Kreuz wieder auf. Er hielt es in seiner Hand. Sein Auge funkelte. Er war sicher, daß er obsiegen und zermalmen werde, und er wartete zum allerletztenmal.

Der Sterbende war vollständig am Ende seiner Kräfte und preisgegeben, und er keuchte. Der Priester sah, daß er ihm ausgeliefert war. Er legte ihm von neuem das Kruzifix auf die Brust. Diesmal behielt es der Sterbende, obwohl er es nur noch mit Augen des Hasses und der gescheiterten Ohnmacht anblicken konnte. Aber seine Blicke konnten das Kreuz nicht mehr fortschleudern.

Als der schwarze Mann in dem Dunkel der Nacht gegangen war, und als sein Gegner sich langsam von ihm erholt und loslöste, da dachte ich, daß dieser Priester in seiner Gewalttätigkeit und Ungeschlachtheit entsetzlich recht habe. Ein schlechter Priester? Nein, ein guter Priester! Denn er hatte nicht aufgehört, nach seinem Gewissen und nach seinem Glauben zu sprechen! Er hatte einfach versucht, seine Religion anzubringen, so, wie sie war, ohne hinterlistige Ausflüchte. Unwissend, ungeschickt und unnütz — ja, aber ehrlich und folgerichtig, selbst in seiner furchtbaren Gewalttat. Während der halben Stunde, da ich ihn belauschte, hatte er es mit

allen von der Religion empfohlenen Mitteln versucht, sein Handwerk auszuüben, das bestand in dem Einsammeln von Glaubensgetreuen und in der Erteilung von Absolution. Er hatte alles gesagt, was ein Priester nicht verschweigen darf. Aus der brutalen Gewöhnlichkeit des Gottesdieners und Gottessklaven hatte sich, umschichtig und klar, das Dogma offenbart. Als die Gefahr ihm drohte, daß er abgeschlagen würde, da hatte er in wahrhaftem Wehe geseufzt: „Was willst du denn, das ich tun soll?“ Wenn der Mensch recht hatte, dann hatte der Priester auch recht. Er war der gute Priester, er war das Lasttier der Religion.



Ach, diese Sache, die nicht rückte und rührte und aufgereckt vor dem Bette stand! Diese ungeheure, hohe Sache, die eben noch nicht dagestanden und das flackernde Kerzenlicht neben dem Sterbenden noch nicht aufgefangen hatte! Aus Unachtsamkeit machte ich ein wenig Geräusch beim Aufstützen, und sehr langsam wendete mir die Sache dort ihr Gesicht zu; ein Entsetzen, das mich entsetzte. Ich kannte dieses von Trübheit tief umfangene Haupt. — War es nicht des Priesters Herr und Gebieter selber, ein Wesen mit seltsamen, abseitigen Zügen des Antlitzes, dem man wenig begegnete?

Der Priester war auf dem Flur auf und ab gegangen. Er wartete den Augenblick ab, da der Kranke bei dem allgemeinen Wirrwarr wieder allein sein würde. Er stand vor dem Manne, der eingeschlafen und vor Schwäche wehrlos war. Er streckte die Hand nach einer Tasche neben dem Bett aus. Bei dieser Bewegung spähte er nach dem Sterbenden hin, und zweimal verfehlte seine Hand den Gegenstand.

Im Oberstock hörte man ein Knacken, und wir bebten gemeinschaftlich auf. Eine Tür wurde zugeworfen. Der Priester reckte sich, um einen Schrei anzuhalten. Langsam öffnete er die Tasche. Und *ich*, ich kannte mich nicht mehr. Ich fürchtete, daß er nicht mehr die Zeit finden würde . . .

Er zog ein Bündel hervor, das leise raschelte. Und als er in seiner Hand das Bündel Banknoten betrachtete, da sah ich das ungewöhnliche Leuchten, das auf seinem Gesicht aufstrahlte. Alle Gefühle der Liebe waren auf dem Gesicht durcheinandergedrückt: Anbetung, Mysticismus und auch tierische Liebe, übernatürliche Entzücktheit und auch die grobe Freude, die schon nahe bevorstehende Genüsse umfaßte. — Ja, alle Liebesregungen prägten sich für eine Weile auf der tiefen Menschengebundenheit dieses Räubergesichtes aus . . .

Jemand hat durch die halb offene Tür hineingespäht. Ich habe ein Winken wahrgenommen.

Der Priester ist leis und überstürzt und auf den Zehenspitzen fortgeilt.

Ich bin ein ehrlicher Mensch. Und dennoch — ich habe den Atem gleichzeitig mit dem Diebe angehalten. Ich habe ihn verstanden. — Wohl mag ich mich dagegen wehren! Mit Schrecken und Freude, die bruderverwandt waren *seiner* Freude und *seinem* Schrecken, habe ich gestohlen gleich ihm.

Von der Leidenschaft wird jeder Raub begangen; selbst dieser Raub, der feig und gewöhnlich ist. Ach, des Priesters unverlöschlicher Liebesblick auf den plötzlich zusammengerafften Schatz! Alle Verbrechen, alle Vergehen sind Gewalttaten, die im Banne des Bildes unserer Begierde vollführt werden. Die Raubbegierde ist unser Wesentlichstes und die Gestalt unserer nackt aufgeblättern Seele.

Aber dann, dann müßte man die Verbrecher freisprechen? Und die Züchtigung wäre eine Ungerechtigkeit? — Nein, man muß sich gegen sie wehren. Man muß sie treffen und zur Ohnmacht lahmlegen. Man muß besonders die übrigen Menschen auf der Schwelle zur schlechten Tat aufhalten und sie durch das einschüchternde Entsetzen blenden. Aber ist die Schuld einmal da und begangen, dann darf man nicht die großartigen Entschuldigungen suchen, nur weil man immer auf Entschuldigungen versessen ist. Die Schuld muß man von vornherein verdammen. Die Herrschermacht eines kalten

Gesetzeswortes gebietet das. Gleich einer Waffe muß die Gerechtigkeit eiskalt und eishart sein. Gerechtigkeit ist nicht, wie ihr Name anzudeuten scheint, die Herrschermacht eines einzelnen. Gerechtigkeit ist ein menschlicher Bruderbund, dessen Herrschermacht in der Unempfindlichkeit begründet ist. Gerechtigkeit bedeutet nicht die Erfüllung der Buße, Gerechtigkeit hat nichts mit der Buße zu tun. Ihre Rolle besteht darin, daß sie ein Beispiel aufrichtet. Sie muß den Schuldigen in ein Schreckensbild verwandeln, das in die Gedanken des zum Verbrechen neigenden Menschen die Furcht vor der gnadenlosen Gerechtigkeit einprägt. Niemand, keine Macht, hat das Recht, Buße aufzuerlegen. Übrigens, niemand vermag das. Die Rache ist zu weit geschieden von der Tat. Sie erreicht nachher eigentlich nur einen längst veränderten Menschen. Die Buße ist also ein Wort, das keinerlei Nutzenanwendung auf Erden bezeichnet.





XIII.

Er rührte sich nicht. Er war schwach, ohnmachtschwach. Das düstere Gewicht seines Gebeines hielt ihn starr und stumm. Der Tod hatte ihm schon jede wahrnehmbare Bewegung und zitternde Regung weggeführt.

Die bewunderungswürdige Gefährtin saß da und blickte dem sterbenden Manne gradaus in das erstarrte Gesicht. Sie saß am Fuße des Bettes, Auge in Auge mit dem Sterbenden. Sie streckte die Arme gradaus zu dem Bette hin, und auf der Kante ruhten schwebend ihre schönen Hände. Ihr Kopf war leicht vorgeneigt, ihr Kopf, der so fein und zart gestaltet war und leuchtend umrissen von Ewigkeitssanftheit, die hinglitt durch die Abendgütigkeit.

Unter dem zarten Bogen der Augenbrauen firrte das große Auge, lauter und sündlos, ein Kinderhimmel. Bleich schimmerte die Feinheit der Haut auf ihren Wangen und Schläfen. Ihre reichlichen Flechten, die ich aufgelöst gesehen hatte, beherrschten mit anmutiger Umschlingung ihre Stirn, auf der die Nachdenklichkeit unsichtbar waltete, wie Gott selber.

Sie war allein mit dem Manne, der dort lag, als wenn er schon eingeschart wäre, als wenn er schon im Loch einer Grube läge. Geleitet von einem Schauer, hatte sie eingewilligt, ihm verbündet zu sein und schamhaft Witwe seines Lebens zu werden, wenn er sterben sollte. Er und ich, wir sahen nur *ihr* Gesicht, sonst nichts auf der Welt. Und in Wirklichkeit herrschte nichts weiter ringsum durch die vertieften Schatten des Abends als ihr erhabenes, enthülltes Gesicht und ihre prächtigen Hände, die sich ähnlich waren wie Herrlichkeit und Zärtlichkeit.

Eine Stimme kam von dem Bette her, ich erkannte

sie kaum. Die Stimme sagte: „Ich habe noch nicht zu Ende gesprochen.“

Um die Worte aufzuhaschen, die wahrscheinlich zum letzten Male von diesem regungslosen und fast schon gestaltlosen Körper ausgeatmet wurden, beugte sich Anna über das Bett, wie über eine Totenbahre.

„Werde ich die Zeit haben —? Werde ich die Zeit haben?“

Schwach hörte man ein Stimmengerassel, das fast in dem Munde verhallte. Dann wurde die Stimme noch einmal in die Gewohnheit des äußeren Lebens eingefügt und vernehmbarer. Der Sterbende sagte: „Anna, ich möchte dir ein Bekenntnis machen.“

Die Stimme war fast wieder belebt. Sie fuhr fort: „Ich möchte nicht, daß diese Sache mit mir hinsterbe. Ich habe Mitleid mit dieser Erinnerung, Mitleid habe ich. Ach, daß sie nicht hinstürbe! Ich habe eine andere Frau vor dir geliebt. Ja, ich habe geliebt. Trauriges und süßes Bild. Ich möchte diese Beute dem Tode entreißen. Dir vertraue ich das Bild an, weil Du mir nahe bist.“

Er sammelte sich, um das Wesen zu erschauen, von dem er gesprochen hatte. Es war fast ganz verloschen und ausgewetzt.

Der Sterbende sagte: „Sie war blond und leuchtend. Anna, du brauchst nicht eifersüchtig zu sein. Selbst wenn man nicht liebt, ist man manchmal eifersüchtig. Es war kaum einige Jahre her, daß du geboren warst. Ein kleines Kind warst du, und nur die Mütter kehrten sich erst auf der Straße nach dir um. Sie und ich, wir haben uns im Herrschaftspark ihrer Eltern verlobt. Sie hatte blonde Locken, die ganz voll von Schleifenschmuck waren. Ich sprengte auf dem Pferd vor ihr her. Sie lächelte mir zu. — Ich war damals jung und noch stark und voll Hoffnung und von Sturm. Ich glaubte noch, daß ich die Welt erobern würde, und daß ich sogar die Methode ganz nach meinem Belieben auswählen dürfe. Ach, ich bin schnell zur Wirklichkeit zurückgeschleudert worden! — Und jünger war sie, die Blonde, noch als ich. Sie war eben derart erst erschlossen, daß sich auf der

Gartenbank, wo wir saßen, nicht weit von uns auch ihre Puppe befand. Daran erinnere ich mich noch. Wir sagten uns: „Wenn wir alt sein werden, dann werden wir zusammen wieder in diesen Garten hineingehen. Willst Du?“ Wir liebten uns — du verstehst doch — Ich hab' keine Zeit, um dir alles genau auseinanderzusetzen, aber du verstehst doch, Anna, daß diese wenigen Reliquien der Erinnerung, die ich dir hier anvertraue, schön sind, daß sie schöner sind als man glaubt! — Sie ist in dem gleichen Frühling gestorben, an dem gleichen Tage — ich erinnere mich noch genau daran — wo man unseren Hochzeitstag schon offiziell festgesetzt hatte, und wir beschlossen, einander zu duzen. Eine Epidemie, die unser Land heimsuchte, warf sich auch auf uns. *Ich* allein stand wieder auf. Sie hatte nicht die Kraft, dem Ungeheuer zu entschlüpfen. Das ist jetzt fünfundzwanzig Jahre her. Anna, fünfundzwanzig Jahre liegen zwischen ihrem Tod und dem meinigen. — Und hier, das kostbarste Geheimnis: ihren Namen.“

Er murmelte ihn. Ich verstand den Namen nicht.

Er sagte: „Anna, wiederhole mir den Namen!“

Sie wiederholte unbestimmte Silben, die unbestimmt zu mir hinschwirrten, ohne daß ich sie in ein Wort zusammenfügen konnte. Man muß sehr scharf hinhören, um einen unbekanntem Eigennamen zu erfassen. Die fehlenden Teile eines Satzes ergänzen und reihen sich zündbar zusammen, doch der Eigenname bleibt immer vereinzelt.

Der Sterbende wiederholte, und seine Stimme war schwach wie das Taglicht: „Ich vertraue dir den Namen an, weil du in meiner Nähe bist. Wärest du nicht da, ich würde ihn irgendjemandem, irgendeinem anderen anvertrauen, nur damit er aus mir erlöst werde.“



Gemessen und tonlos fügte er hinzu, damit sie ihm bis zu Ende dienen könne: „Ich habe noch etwas anderes zu beichten, eine Sünde und ein Unglück —“

„Du hast nicht vor dem Priester gebeichtet?“ fragte sie erstaunt.

Er begnügte sich, ihr zu erwidern: „Ich habe ihm fast nichts gesagt.“ Und er fuhr fort mit seiner ruhigen, weithinströmenden Stimme: „Ich habe während unserer Verlobungszeit Verse gemacht, Gedichte über uns. Das Manuskript trug *ihr* Namen. Wir lasen diese Verse zusammen, wir liebten und bewunderten sie zusammen. Wenn ich ihr eine neue Dichtung mitteilte, dann schlug sie in die Hände und rief: „Das ist schön, das ist schön!“ Waren wir zusammen, dann wanderte das Buch immer mit uns. Nach unserer Meinung war es das schönste Buch, das man jemals geschrieben hatte. Sie wollte nicht, daß diese Verse veröffentlicht würden und aus unserem Geheimnis herausträten. Eines Tages hat sie mir in dem Garten ihren Willen kundgegeben. ‚Niemals, niemals!‘ rief sie. Sie schüttelte ihren zierlichen Kopf, auf dem die Flechten tanzten, und wiederholte, wie ein kleines, eigensinniges und hartnäckiges Mädchen, dieses Wort, das viel zu groß für sie schien.“

Während der Sterbende die spärlichen Züge der Vergangenheit vervollständigte und wiederaufbaute, war seine Stimme stärker und schwingender geworden. Er sagte: „Eines Tages hatte es vom Morgen an geregnet. Es war ein langweiliger ununterbrochener Regen, und wir waren im Treibhaus, und sie sagte: ‚Philipp‘ —“ Er unterbrach sich: „Sie sagte zu mir Philipp, genau so wie du.“ Er hielt ein; er war erstaunt über die allzu-einfache Einfachheit des Satzes, den er eben hingesprochen hatte. Dann fuhr er fort: „Sie sagte: ‚Kennst du die Geschichte des englischen Malers Rossetti?‘ Und sie erzählte mir diese Geschichte, die ihr so lebhaften Eindruck gemacht hatte: Rossetti hatte der Dame seiner Liebe versprochen, daß er ihr die Handschrift seines Buches, das er nur für sie geschrieben hatte, für alle Zeit zurücklassen würde. Stürbe sie, so würde er das Buch mit ihr in ihrem Sarge versenken. Sie starb, und er tat es wirklich und begrub die Handschrift mit ihr. Aber später wurde er von der Ruhmesthese gepeinigt, und er brach sein Gelübde und erbrach das Grab.

„Sie aber sagte zu mir: ‚Du wirst mir dein Buch

zurücklassen, wenn ich *vor dir* sterben soll, und du wirst es nicht wieder aus dem Grabe herausnehmen, Philipp! Und ich lachte und versprach, und sie lachte auch.

„Ich erholte mich von der Krankheit. Als ich kräftig genug war, teilte man mir mit, daß sie tot wäre. Als ich ausgehen konnte, führte man mich zu ihrem Grabgewölbe, zu dem geräumigen Grabesbau, der bei ihrem Volke üblich ist, und der irgendwo den neuen und winzigen Sarg verbarg.

„Wozu das Elend meiner Trauer erzählen! Alles erinnerte mich an sie. Ich war voll von ihr, und sie war nicht mehr! Da mein Gedächtnis nachgelassen hatte, so brachte mir jede greifbare Einzelheit eine neue Erinnerung herbei. Meine Trauer war ein entsetzliches Wiederaufleben meiner Liebe. Der Anblick der Handschrift erinnerte mich an das Gelübde. Ich schloß sie in einen Schrank, ohne die Papiere wieder zu lesen. Der Geist hatte sich bei der langsamen Gesundung des Einstmals entäußert, ich wollte die Handschrift nicht mehr kennen. Ich setzte durch, daß man den Grabstein heraus hob. Man öffnete den Sarg und legte das Buch hinein, ganz nach dem Wunsche der Toten. Ein Diener, der dabei gewesen war, sagte mir, daß man es in ihre Hände gelegt hatte.

„Ich habe gelebt, ich habe gearbeitet. Ich habe versucht, ein Werk zu schaffen. Ich habe Dramen und Gedichte geschrieben, aber nichts hat mich befriedigt. Nach und nach spürte ich, daß ich unser Buch wieder brauchte.“



„Ich wußte, das Buch war aufrichtig und schön und ganz beseelt vom Schwung der beiden Herzen, die es sich geschenkt hatten. Und dann, drei Jahre später, zerfiel ich in Feigheit und machte mich daran, es wiederaufzubauen, um es den Menschen darzubringen. Anna, man muß Mitleid mit uns allen haben! — Doch ich darf sagen, es war nicht nur, wie bei dem englischen Künstler, die Begierde nach Ruhm und Ehre, die mich antrieb, das Ohr der sanften, so ohnmächtig mahnenden Stimme

der Vergangenheit zu verschließen, die mir zurief: „Du wirst das Buch nicht wieder aus dem Grabe herausnehmen, Philipp!“

„Es geschah nicht nur, um mich vor den Menschen mit einem Werke zu brüsten, das seine unwiderstehliche Schönheit in dem Gewesenen schöpfen sollte. Es geschah nur, um mich besser zu erinnern, denn alle unsere Liebe war in dem Buche geborgen. — Es gelang mir nicht, die Reihenfolge der Gedichte wiederherzustellen. Da sie nun wieder aufgeschrieben werden sollten, hatte alles, die Schwächung meines Geistes und die drei vergangenen Jahre, in denen ich mich bemüht hatte, vor den Gedanken nicht mehr diese zum Tode verurteilten Gedichte aufzuwecken, das Werk wirklich ausgelöscht. Kaum konnte ich, und höchstens nur zufällig, die Titel der Gedichte und einige Versreihen wiederfinden. Kaum kam mir manchmal wieder ein wirrer Widerhall in den Sinn oder ein märchenhaftes Nachschallen. Ich brauchte die Handschrift selber, die in dem Grabe lag. — Und eines Nachts spürte ich, daß ich zu dem Grabe hinging.

„Nach Zögerungen und inneren Kämpfen, deren Beschreibung nutzlos ist, da ja die Kämpfe nutzlos waren, spürte ich, wie ich zu dem Grabe hinging. Und während ich an der Kirchhofmauer entlangschlich, und während der eisige Wind um mich wehte, dachte ich an den anderen, an den Engländer, an meinen Bruder, der mir gleich war an Elendigkeit und Verbrecherlust. Ich wiederholte vor mir: ‚Das ist nicht das Gleiche!‘ Und dieses wahn-sinnige Wort genügte mir, um meinen Weg fortzusetzen. — Ich hatte mich gefragt, ob ich Licht mitnehmen sollte. Mit einem Licht wäre es schnell getan gewesen. Ich würde sofort die Truhe sehen, und ich würde nichts als den Behälter berühren. Aber ich würde auch das Übrige sehen! Und ich zog das Getaste vor. Ich hatte über das Gesicht ein wohlduftdurchdränktes Taschentuch gelegt, und ich werde niemals die Lügenhaftigkeit dieses Duftes vergessen. In der Befangenheit des Entsetzens erkannte ich zuerst nicht den ersten Gegenstand, den ich berührte. — Ihr Halsband, das feingestochene Halsband —

Die Truhe! Ich sah sie lebendig vor mir. Der Leichnam gab sie mir mit einem schlüpfrigem Geräusche zurück. Etwas streifte mich, schwach —

„Anna, ich wollte dir nur einige Worte hinstreuen. Ich glaubte, ich würde keine Zeit mehr haben, um dir zu erzählen, wie alles weiter gegangen ist. Doch es ist besser für mich, daß du alles weißt. Das Leben, das für mich so grausam gewesen ist, es ist sanfter für mich in diesem Augenblicke, wo du mir zuhörst. Du wirst leben. Gleich einer Wohltat, die von mir zu dir und von dir zu mir hinströmt, spüre ich jetzt den Wunsch, das auszudrücken, was ich damals empfand. Neu aufleben soll die Vergangenheit, die aus mir einen Verdammten gemacht hat in den Tagen, von denen ich dir jetzt spreche.“

Und in hingebender Achtsamkeit neigte sich die junge Frau dem Sprechenden zu. Sie blieb bewegungslos und wortlos. Was hätte sie Sanfteres tun können, als sich in Achtsamkeit hinzugeben. ☉

„Während der ganzen Nacht noch las ich die geraubte Handschrift. War sie nicht meine einzige Hilfsquelle, um den Tod der Geliebten zu vergessen und an ihr Leben zu denken?

„Ich merkte sehr bald, daß diese Verse nicht das waren, was ich geglaubt hatte. Die Gedichte kamen mir großsprecherisch, verworren und übermäßig lang vor. Das Buch, das ich solange angebetet hatte, es war nicht mehr wert als alles Übrige, das ich seitdem gemacht hatte. Ich erinnerte mich nach und nach an die Umgebung und die verschwundenen Ereignisse, die meinen Versen zugrunde gelegen hatten. Trotz dieser Wiedererweckung fand ich sie unleugbar alltäglich oder übermäßig überschwenglich. Ich senkte das Haupt vor diesen Überbleibseln des Gesinges. Eisige Verzweiflung befahl mich. Der Aufenthalt in dem Grabe schien meine Dichtungen entstellt und entseelt zu haben. Sie waren ebenso elendig wie die verdorrte Hand, der ich sie entrissen hatte. Und sie waren doch so lieblich gewesen! Sie hatte doch die Hände bewunderungswürdig gefaltet, und ihr glückliches

Stimmlein hatte so viele Male ausgerufen: „Das ist schön, das ist schön!“ — Aber damals waren die Stimmen und die Gedichte noch lebendig. Die Glut und der Rausch der Liebe hatten meine Reime mit all ihren Gaben geschmückt. Alles das gehörte der Vergangenheit an. In Wirklichkeit lebte meine Liebe nicht mehr. Während ich mein Buch las, las ich nur das Vergessene wieder. — Ja, es geht eine Ansteckung von dem Tode aus. — Ja, meine Verse waren zu lange in dem Schweigen und Schatten geblieben. Ach, zu lange war auch sie dort unten in dem Grabe geblieben, sie, die in ihrer entsetzlichen Ruhe schlief. Niemals wieder hätte ich dort eindringen sollen, selbst wenn sie lebendig hätte werden können durch meine Liebe. Sie war wirklich tot. — Und ich habe gedacht, daß meine Tat eine unnütze Schändung gewesen ist. Alles, was man hienieden gelobt und schwört, ist eine unnütze Schändung.

„Sie war wirklich verstorben. Ach, wie ich sie beweinte in jener Nacht! Das ist meine wirkliche Trauernacht gewesen — Hat man ein geliebtes Wesen verloren, dann kommt nach dem ersten grausamen Schlag ein armer Augenblick, in dem man erst ganz und gar begreift, daß es zu Ende ist; und dann enthüllt sich die Verzweiflung vollkommen. Überall nistet sie sich ein, unermesslich wird sie. Solches geschah in dieser Nacht. Ich wurde beherrscht von dem Schrecken meines Verbrechens und von der Enttäuschung über die Gedichte. Aber diese Enttäuschung war größer als das Verbrechen, größer war sie als alles Übrige.

„Ich sah die Geliebte im Geiste wieder. Wie schön sie war mit ihren lebhaften und leuchtenden Bewegungen! Wieder sah ich die beseelte Anmut, in der sie sich vielfältig erschloß und das Lachen, das unaufhörlich an ihr strahlte, und die Unerschöpflichkeit der Fragen, die sie immer zu stellen wußte. — Ich sah auf einem hellgrünen, sonnenbestrahlten Rasenplatz das samtene, seidige Faltenspiel ihres Kleides wieder (alte, sehr helle rosa Seide). Es war ein Tag, an dem sie sich niederbückte und diesen Rock mit den Händen an sich drückte, um

ihre Füßlein zu betrachten. Und nicht weit davon stand die weiße Form eines Statuenpedestals. Einstmals hatte es mich vergnügt, von ganz nahe ihre Haut zu studieren, um darauf ein Fehlerlein zu entdecken. Und auf dieser Stirn, dieser Wange und diesem Kinn und diesem zarten, blanken Gesicht, das sich in seiner ewigen Bereitschaft meiner absuchenden Neugier ein Weilchen darbot, hatte ich nichts entdeckt. Und ich war dem Weinen nah vor Rührung und stammelte: „Das ist zuviel, das ist zuviel!“ Sie war die Prinzessin für alle Menschen, die ihr begegneten. In den Straßen des Dorfes schätzten sich die Krämer glücklich, wenn sie beim Vorübergehen auf ihrer Schwelle halt machte, und alle, selbst die Alten, nahten sich ihr mit Respekt. Gleich sie nicht einer Königin, wenn sie, halb hingestreckt oder an die breite Rückwand gelehnt, auf der steinernen Parkbank saß, dieser Steinbank saß, die jetzt eine Art leeren Grabmales war!—Ich habe einige Gegenstände aufbewahrt, die ihr gehörten: einen Fächer, und ich schlug diesen toten Fächer auf, und ich fächelte ihn ein wenig vor meinen Augen. Aufbewahrt hatte ich auch ihren kleinen erkalteten Handschuh und die Briefe, die sie geschrieben hatte, und in denen sie sich ohne Rückhalt zu zeigen pflegte. —

„O, einen Augenblick in dieser hinfliegenden Zeit habe ich gewußt, wie sehr ich sie geliebt hatte, sie, die lebendig gewesen war, und die jetzt nicht mehr lebte! Sie, die einst Sonne und Lebensschrei gewesen war, und die jetzt unter der Erde wie eine Dürsterkeitsquelle kauerte. — Und ich habe auch über das Menschenherz geweint. In dieser Nacht, da ich auf der Höhe alles dessen stand, was ich fühlen durfte, habe ich alles verstanden. Dann ist das Vergessen gekommen, wie es hat kommen müssen. Sie sind gekommen, die Augenblicke, in denen es mich nicht mehr gequält hat, daran zu denken, daß ich geweint habe.“



„Anna, das ist die Beichte, die ich dir anvertrauen wollte. Ich wollte, daß diese Liebesgeschichte, die ein Vierteljahrhundert alt ist, noch nicht zu Ende sei. Das

war so schwingend und so bewegt, das war etwas so Bedeutsames, daß ich es in aller Schlichtheit dir erzähle, dir, die von uns übrigbleiben wird. Seitdem habe ich dich geliebt, und ich liebe dich! Dir, als der Herrscherin und der Einsamkeitsbeherrschten, biete ich das Bildnis des lieblichen Geschöpfes dar, das immer siebzehn Jahre nur behalten wird.“ — Er seufzte, und er ließ diesen Satz hingleiten, der mir wieder und stärker die Armut der Religion im menschlichen Herzen erwies: „Einzig und allein bete ich *dich* an, ich, der ich *sie* angebetet habe, ich, den *sie* angebetet hat. Ach, wie ist es möglich, daß es ein Paradies gibt, in dem man die Seligkeit wieder findet!“

Seine Stimme erhebt sich, seine hilflosen Arme zittern, aus der tiefen Erstarrung tritt er eine Weile heraus, und er sagt: „*Du* bist es, *du* bist es! *Du* allein!“ Und er hat noch einen grenzenlosen, gewaltsam losgelösten Einwand vorzubringen: „Ach, Anna, Anna, wenn ich wirklich mit dir verheiratet gewesen wäre, wenn wir wie zwei Gatten gelebt hätten, wenn wir Kinder gehabt hätten, wenn du neben mir hingelebt hättest wie jetzt, aber wirklich neben mir!“

Er sank zurück. Er hatte so stark geschrien, daß ich ihn auch in meinem Zimmer gehört hätte, selbst wenn dieser Spalt in der Mauer nicht gewesen wäre. Er sagte seinen ungeminderten Traum hin, er verstreute und verstreute ihn um sich ohne Schranken. Diese Aufrichtigkeit, die vor nichts mehr Halt machte, barg eine entscheidende Lebensbedeutsamkeit in sich, die mir das Herz zerbrach.

„Verzeih mir, verzeih mir! Es ist fast eine Lästerung! Ich habe mich nicht enthalten können —“

Seine Worte stockten. Man spürte seinen Willen, der das Antlitz besänftigte, und seine Seele, die ihn schweigen hieß. Aber seine Augen schienen zu seufzen.

Leiser, wie für sich selber, wiederholte er: „Du! Du!“
Er entschlummerte mit dem Worte: „Du —!“

In dieser Nacht ist er gestorben. Ich habe ihn sterben sehen. Durch einen seltsamen Zufall war er im Augenblicke seines Verschwindens allein.

Kein Röcheln, kein eigentlicher Todeskampf. Er hat die Finger nicht in die Bettdecken gekrampft, er hat weder gesprochen, noch geschrien. Kein letzter Seufzer, keine Halluzination. Nichts weiter.

Er bat Anna, daß sie ihm zu trinken gäbe. Da kein Wasser mehr dastand, und die Wärterin gerade hinausgegangen war, war Anna fortgeeilt, um Wasser zu holen. Sie hatte nicht einmal die Türe zugeschlossen. Das Lampenlicht füllte das Zimmer an. Ich sah auf das Gesicht des Sterbenden, und ich spürte an einem geheimnisvollen Merkmal, daß ihn das große Schweigen in diesem Augenblick überflutete. Da habe ich ihm instinktmäßig zugeschrien; ja, ich konnte mich nicht enthalten, ihm zuzuschreien, damit er nicht allein sei: „Ich sehe dich!“

Meine Stimme, die weltenfern klang und nicht mehr an das Sprechen gewöhnt war, ist in das Zimmer eingedrungen. Aber er starb in dem gleichen Augenblicke, da ich ihm dieses Almosen meines Wahnsinns hinwarf. Sein Kopf war erstarrt und leicht zurückgesunken, seine Pupillen waren erloschen.

Anna kam wieder. Sie hatte mich doch irgendwie hören müssen, denn sie war schleunigst zurückgekehrt.

Sie sah den Toten. Mit aller Kraft und mit aller Macht ihres gesunden Körpers stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus. Es war ein lauterer und wahrhafter Witwenschrei. Sie kniete vor dem Bett nieder. Sofort kam auch die Wärterin zurück. Sie hob die Arme zum Himmel empor. Schweigen herrschte. Es herrschte das Aufblitzen unglaublicher Wehmut, in die man vor einem Totenbette verfällt, wo das Totenbett auch stehen mag, wer der Tote auch gewesen sein mag. Die kniende Frau und die aufrechtstehende Frau sahen den Mann an, der regungslos dalag, als wenn er niemals gewesen wäre. Auch sie waren beinahe vollkommen tot.

Dann weinte Anna wie ein Kind. Sie stand auf. Die Wärterin rief Leute herbei. Anna, die eine helle Bluse

trug, griff instinktmäßig nach dem schwarzen Tuch, das die alte Frau auf einem Sessel zurückgelassen hatte, und sie verhüllte sich damit.



Das Zimmer, das in diesen letzten Zeiten trübeinsam dagelegen hatte, füllte sich mit Leben und Bewegung. Man entzündete überall Kerzen. Die Sterne, die man sonst durch das Fenster erblickte, verschwanden.

Man kniete nieder, man weinte, man betete vor dem Toten. „Er“ sagte man nur, wenn man von ihm sprach. Köpfe von Dienern tauchten auf, die ich noch nicht gesehen hatte. Aber „Er“ war *ihnen* bekannt. Es schien, daß all diese Leute rings um ihn bettelten, daß sie litten, daß sie Sterbensweh hatten, und daß er noch lebendig wäre. Halbblaut sagte der Arzt, als er sich gerade in meiner Nähe befand, zur Wärterin: „Er hat viel beim Sterben leiden müssen.“

„Er war so schwach, der Ärmste!“

Der Arzt erwiderte: „Aber die Schwäche verhindert nur nach der Meinung der übrigen Leute, daß der Sterbende leidet.“



Am Morgen umrahmt ein fahles Dämmern diese gequälten Gesichter und Lichter. Kalt und spürbar beginnt der Tag.

Die Nähe des Tages, der kalt und deutlich beginnt, erfüllt die Luft des Zimmers mit Fadheit. Schwüler und schwerer wird die Luft.

Eine leise und schüchterne Stimme hat plötzlich die Stille gestört, die schon stundenlang währte:

„Man darf das Fenster nicht öffnen. Er würde schneller verwesen.“

Man murmelt: „Aber es ist kalt draußen.“ Jemand hat sich einen Pelzkragen umgelegt. Jemand ist aufgestanden, dann hat er sich wieder hingesetzt. Ein anderer hat sich umgedreht. Ein Seufzer weht durch das Zimmer.

Es ist, als wenn einige von den spärlichen, eben gesprochenen Worten Nutzen gezogen hätten, um dieses

eisige Schweigen von sich abzuschütteln. Dann wirft man von neuem einen Blick auf den Toten, der in seiner hier errichteten Totenkapelle unbeweglich daliegt, unerbittlich, unbeweglich wie das gekreuzigte Heiligenbild, das in den Heiligtümern ruht. Ich glaube, daß ich eben auf meinem Bett eingeschlummert bin. Aber es muß noch sehr früh sein. Plötzlich klingt vom grauen Himmel ein Kirchengeläute hernieder.

Eine Art Abspannung macht sich nach dieser aufreibenden, in leichenstarrer Sinnenanspannung hingebachten Nacht trotz allem bemerkbar. Ich weiß nicht, welche sanfte Gewalt mich mit diesen Glockentönen zu Kindererinnerungen zurückführt. Ich denke an ein Landgebirge, das mich engumschlungen behütet. Glockenstimmen überdachen es mit einem zarten, engumzirkten Himmelsstrich. Ich denke an ein ruhiges Heimatland, in dem alles gut ist, in dem der Schnee Weihnachten bedeutet, in dem die Sonne einer wärmeumspinnenen Scheibe gleicht, zu der man hinaufblicken darf, zu der man hinaufblicken muß. — Und mitten in alledem, immer mitten in alledem die Kirche.

Das Kirchengeläute ist verhallt. Sacht ver klingt das helle Nachklingen und der Widerhall des Widerhalls. — Da wird ein anderes Kirchengeläute hörbar: das Stunden geläute. Acht Uhr, acht volltönende Schläge, die in schrecklicher Regelmäßigkeit, in unbesieglcher Besonnenheit und einfach, einfach aufeinander folgen. Man zählt die Schläge. Und haben sie aufgehört, das Luftschwingen zu schlagen, dann kann man sie nur von neuem wieder zählen. Die Zeit, die vorüberstreicht. — Die ungestaltete Zeit, und des Menschen Bemühung gibt ihr Ordnung und Regelmäßigkeit; sie macht aus der Zeit ein Meisterwerk des Schicksals.

Und ich denke an das große Zusammenklingen dieser beiden Himmelsklänge.

Die hellen Töne säen das Licht aus. Üppiger tönen sie ineinander, und man sieht, wie das besternte Firmament sich in den Morgenhimmel verwandelt. Die Kirche strahlt von dem umspannenden, feinen Geschwinde wieder, das selbst die Mauern durchdringt. Das vertraute

Wesen der Wohnungen erscheint reicher an Zärtlichkeit. Verschönerter erscheint die Natur. Auf dem Laube perlt der Regen. Am Himmel liegt es wie ein Flor. Der Reif zieht über die Scheiben ein Spitzenwerk, das von Frauenhänden gewirkt scheint. Das Glockenläuten dämpft und erleichtert die Stunden und die Tage. Jedem Tage genügt seine Plage. Wenn die Jahre abwechseln und hingehen, dann weckt das Glockengeläute Gedanken an die mannigfache Güte, die von jeglicher Jahreszeit geschenkt wird. Sicherheit gewährt das Glockengeläute aller Träumerei über Künftiges und Werdendes. Jeder ist zufrieden seines Lebens, jeglicher ist getröstet von vorn herein.

Aber es ist ein *einzig* Herzschlag, der aufschallt und tönt, nachdem das vielfarbige Geschwirre verhallt ist, mit dem der Äthertanz der Glocken alles menschliche Festesgehabeherrscht und regelt. Dieser Ton ist von einheitlicher Fügung. Doch man spürt, daß er weder Ausklang noch Schranke haben wird. Und daß er im Grunde gestaltet ist wie der Azur. Dieser Schlag schmilzt zusammen mit dem Schall der göttlichen Stimme. Jedesmal, wenn sich die himmlische Stimme mit ihren drei schweren Flügelschlägen entfaltet, jedesmal auch, wenn sie aufblüht im unzählbar schwirrenden Gespiele des leichteren Glöckleingeläutes, jedesmal schlägt dann auch dieser einheitlich gefügte Ton an.

Etwas ist da, das man vergaß, etwas, das mächtiger ist als die Freude. Mit dumpfen Schlägen prägt es sein festgewurzelt Vorhandensein ein. Man ahnte es schon, man hört es, man fühlt es. Der *Stundenschlag* wird die Träume zerhämmern. Seinen beengenden Raum wird er suchen zwischen den Hoffnungsgespinnsten. Abgehärtet wird er sein gegen alles Zärtlichkeitsgehabeherrscht. Und jeder Schlag schlägt durchdringend ein wie ein Nagel.

Wie groß auch immer die Pracht des Angelusgesinges sein möge, das gewaltigere Wort der Stunden gebietet ihm Schweigen. Die Stunde wächst sich aus zu Tagen, zu Jahren, zu Geschlechtern. Das Stundengeläute beherrscht das Weltall, wie das Kirchengeläute das Dorf

beherrscht hat. Dieser Stundenherzschlag, der allein ist, er wird von Leidenschaft getragen und er dauert. Der fromme Gesang wurde nicht vom Himmel gestützt, aber der Sang der Zeit wurde vom Schatten gestützt. Das Stundengeläute ist ein mächtiger, eintöniger Rhythmus. Jegliche seiner tönenden Weisungen zerschlägt die unermüdliche Hoffnung, die immer wieder hinaufschnellt. Aber die Hoffnung verwirrt keineswegs die unsterbliche Musik und die unerschütterliche Getragenheit, die von der Stundenuhr verrinnen. — Und die zerschmetterte Melodie des anderen Geläutes kann nur ihre Traurigkeit in Schönheit verwandeln.



XIV.

Ich bin allein in dieser Nacht. Ich sitze am Tische und bleibe wach. Die Lampe summt wie der Sommer über den Feldern. Ich hebe die Augen auf. Über mir tragen die Gestirne weit weit oben das Himmelsgewölbe. Zu meinen Füßen liegt die Stadt gebreitet. Vor mir ist der Horizont entrückt nach ewigen Gesetzen. Schatten und Lichter gestalten ein unendliches Weltenrund. Dem allen bin ich eingeschmiegt.

An diesem Abend bin ich nicht ruhig. Ungeheure Angst hat sich meiner bemächtigt. Ich sitze da, als wenn ich hingeschmettert wäre. Wie am ersten Tage, wende ich den Blick dem Spiegel zu; von meinem eigenen Bilde werde ich angezogen. Über und über prüfe ich mein Bild, in Gründen und Tiefen, und, wie am ersten Tage, habe ich nur *einen* Schrei: „Ich! Ich möchte das Geheimnis des Lebens erkennen. Ich habe Menschen gesehen in Einsamkeit, Menschen, die verbündet waren, alles, was sich regte an ihnen, Menschengesichter. Vor mir haben in der Dämmerung der Menschengeschöpfe Augen gezuckt, die abgründig waren wie tiefe Schächte. Ich habe den Mund erblickt, der in einem Aufblühen von Herrlichkeit sagte: „*Ich* bin mit feineren Sinnen begabt als die übrige Menschheit, ich!“ Zugesehen habe ich, wie gerungen wurde, um Liebe zu gewinnen und Seelenverständnis. Vor mir lebte das Aufbäumen von Mensch zu Mensch und das Getümmel der beiden Kreaturen, die sich lieben wollten. Liebende sind sie mit einem Lächeln, das einem ansteckenden Gifte gleicht. Liebende sind sie nur dem Namen nach. Sie küssen sich Schrammen und Schründe mit ihren Küssen ein. Damit sie hernach wieder Heilung suchen aneinander, schlagen sie sich Wunde bei Wunde.

Nichts anderes kettet ihre Seelen zusammen. Trotz ihrem strahlenden Aufschwung, der aus dem Schatten heraussprüht, sind sie einander so fremd, wie Sonne und Mond. Ich habe die Menschen gehört, die nur in der Beichte ihres demütigen Leides ein wenig Friedlichkeit finden. Gesehen habe ich die Gesichter, die bleich und tränenüberschüttet waren. Entzündet wie rote Rosen lagerten die Augen in den Augenhöhlen.

Ich möchte alles das zugleich umfassen. Alle Wahrheiten bilden nur eine einzige Wahrheit. Ich habe bis zu diesem Tage gelangen müssen, um diese Sache zu begreifen, die so einfach ist.

Es ist *diese* Wahrheit der Wahrheiten, die ich brauche.



Ich brauche sie nicht, weil ich die Menschen liebe. Es ist nicht wahr, daß man die Menschen liebt. Niemand hat die Menschen geliebt, niemand liebt sie, niemand wird sie lieben. Es geschieht nur um *meinetwillen*, einzig und allein nur um *meinetwillen*, daß ich dieser unverminderten Wahrheit zusteure und zustrebe, die, gleich einer Totenerscheinung, überragender ist als das alltägliche Gefühl, bedeutsamer denn gewöhnliche Friedseligkeit, wichtiger selbst als das Leben. Aus dem Schachte der Wahrheit will ich einen Glauben schöpfen und eine Leitung meines Lebens. Deren will ich mich bedienen als meiner Heilsbegnadigung.

Ich überschau die Erinnerungen, die ich eingeheimst habe, seitdem ich hier bin. Sie sind so zahlreich, daß ich ein Fremder geworden bin vor mir selber. Fast bin ich schon ein Namenloser geworden. Ich horche, horche auf die Erinnerungen. Ich bin über das Schauspielgewimmel mit der Menschenwelt gebeugt, wie Gott bin ich und fülle mich an mit diesen Bildern. Ich rufe die Erscheinung meines eigenen, einstigen Wesens zurück. Ach, und in einer übermenschlichen Anstrengung jeglichen Sinnes versuche ich zu sehen und zu hören, was ich bin. Es würde so schön sein, zu wissen, was ich bin!

Ich denke an alle Menschen, die bis auf mich gesucht

haben, an die Gelehrten, an die Dichter und Künstler. Ich denke an alle Menschen, die in Pein gesucht und in Weinen geseufzt und der Wirklichkeit entgegengelächelt haben. Sei es nun geschehen im Schutze der gequadrerten Tempel oder in den Heiligtümern mit gebogenen Gewölben oder in den nächtlichen Gärten, deren Erdboden nur noch wie ein schwarzes Staubgestäube anzusehen ist. Ich denke an den lateinischen Dichter, der die Menschen hat trösten und aufrichten wollen, indem er vor ihnen die wolkenlose Wahrheit gleich einer Statue aufstellte. Ein Bruchstück seines Präludiums kommt mir wieder in den Sinn. Einstmals habe ich es gelernt, dann verworfen und verloren, wie fast alles, das ich mir bis heute mühselig angeeignet habe. Der Dichter sagt in seiner fernklingenden und barbarisch in meine Alltagsrede hineinschallenden Sprache, daß er in den heiteren Nächten wache, um das Wort und das Wortgebilde der Dichtung zu suchen, mit dem er den Menschen die Gedanken der Erlösung bringen möchte. Seit zweitausend Jahren sind die Menschen ständig damit beschäftigt, Aufrichtung und Tröstung zu suchen. Seit zweitausend Jahren, und auch *ich* harre immer noch auf die Erlösung. Nichts hat das Antlitz der Dinge verändert. Selbst Christi Lehre würde dies Antlitz nicht verwandelt haben, auch wenn diese Lehre nicht von den Menschen derartig mißhandelt worden wäre, daß sie sich ihrer nicht mehr in Ehrlichkeit bedienen können. Wird er kommen, der große Dichter, der dem Glauben Grenzen setzen wird und Ewigkeit schenken, der Dichter, der nicht ein Toller sein wird, nicht ein zungenredender Prophet des Unzulänglichen, sondern ein Weiser, der große, unerbittliche Dichter? Ich weiß es nicht, obwohl die hochmütigen Worte des Menschen, der hier Halt gemacht hat, mir die geringe Hoffnung und das Recht schenken, seine Ankunft zu erwarten und ihm schon anbetend zu hören.

Aber ich, ich! Ich, der ich nichts anderes bin als ein Zwinkern des Geschickes, wie ich selber deren mancherlei aufgehascht habe! Ich sitze hier, und rückwärts geht

meine Erinnerung. Ich gleiche trotzdem einem Dichter, der an der Schwelle eines neuen Werkes steht. Ich bin ein Verdammter und unfruchtbarer Dichter, der keine Ruhmesspur hinterlassen hat. Aber der Zufall hat mir die Wahrheit geborgt, die mir die Eingebung hätte gewähren sollen. Schwächliches Werk, sterblich und unzugänglich der übrigen Menschheit wie ich selber, vergehen wird es mit mir! Aber doch erhabenes Werk, das die wesentlichen Linien des Lebens hinzeichnet und das Trauerspiel aller Trauerspiele erzählt!

⊗

Was bin ich? Ich bin die Sehnsucht, nicht zu sterben. Immer hat die Sehnsucht in mir gewaltet, nicht nur an diesem Abend, da der Wunsch mich treibt, den mächtigen und starken Traum zu gestalten, den ich nicht mehr aufgeben werde. Wir sind alle und immer die Sehnsucht, nicht sterben zu müssen. Unmeßbar und bunt ist die Sehnsucht, wie die Wirrnis des Lebens, aber sie ist im Grunde nur dieses: Weiterleben, weiter, mehr sein und mehr, aufblühen und dauern. Alle Kraft, die man besitzt, alle Gewalt und innere Erleuchtung dienen nur diesem Aufschwunge, welcher Art er auch sei. Aufschwingen darf man mit neuen Eindrücken, mit neuen Empfindungen, mit neuen Gedanken. Man rackert sich ab, um das zu erwerben, was man *nicht* hat, denn man möchte es seinem Besitze zufügen. Die Menschheit, das ist die Sehnsucht nach dem Neuen, die siegen will über die Todesfurcht. *Das* allein ist es. Ich, *ich* habe das gesehen. Die Regungen des Instinktes und der Sehnsuchtschrei, der freiem Willen entsprang, sie waren alle nach der gleichen Richtung gerichtet, wie die gleichen Merzeichen. Im Grunde waren die unähnlichsten Worte ganz einander gleich.

⊗

Aber hernach — wo sind die Worte, die Licht hinschütten auf die Wegstrecke? Wenn die Menschheit so beschaffen ist, was ist denn ihr Walten auf der Welt? Was ist denn die Welt selber?

Ich erinnere mich, ich tauche in die Erinnerung, wie ein Mensch, der nach Hilfe ausschreit. — Einen Eckstein und eine Schranke, an denen sich die heilige Unrast rastend verankern könnte! Erkenntnis von der Bedeutung dessen, was ein Mensch im Kreise der Dinge ist, diese Erkenntnis, die ich mit Aufgebot meines ganzen Lebens gesucht habe!

Unermeßlichkeit eines Jeglichen von uns! Erstes großes Merkzeichen in dem Duster: Wahrheit ist es, daß auch vor der Einsicht des dürftigsten Betrachters das Menschenherz seine Trauerfinsternis und seine Festesfeierlichkeit entfaltet, wie Natur sich entfaltet, jegliche Natur. Es ist wahr, daß die Sterne am Himmel der Provence erbleicht sind, als Mireille an ihrem Fensterlein erschien.

Ich stehe mitten in dem Weltenall. Mein Haupt überkronen die Gestirne. Die Erde trägt mich und hält mich aufrecht. Ich raste auf dem Gipfel der Jahrhunderte. Alles schürfe ich heran zu mir, die umfänglichen und nicht minder die belanglosen Dinge des Geistes und des Herzens. Mit der Hand beschatte ich das Auge am Tag, und ich mache Nachtschatten um mich, und zur Nachtzeit halte ich den Nachtschatten ferne von mir. Schließe ich die Augen, dann kann der nächtliche Azur des Himmels nicht mehr bestehen. Alle großen Dinge werden gering, sie können von *mir* nur Leben empfangen.



Ich sitze, das Haupt in die Hand gestützt.

Dann fühlen meine Finger die Knochen des Schädels: die Augenhöhlen und das Abfallen der Schläfen, den Kiefer. Ein Schädel —

Ein Schädel! Aber ich kenne das! Mein Schädel gleicht den übrigen Schädeln. Ach, diese Brüderschaft zwischen mir und den übrigen Menschen, daran hatte ich niemals gedacht! Ich sehe sie. Ich sehe in einer Schattenwolke meine Knochen und mein Gebein. Ich erkenne in mir selber mein ewiges Staubgespenst wieder und mein Skelett, so, wie man einen Bekannten wieder-

erkennt. Ich berühre und betaste das trübselige und bleiche Ungeheuer, das ich im Grunde bin. — Meine Träume voller Großartigkeit sind zerronnen. Denn mein Schädel ist gleich den übrigen Schädeln, gleich allen denen, die gewesen sind.

Wieviel Schädel hat es je gegeben? Seit hunderttausend Jahren gibt es eine Menschheit, und das bleibt wahrscheinlich noch hinter der Wahrheit zurück. Leben nun auf der Erde anderthalb Milliarden Menschen, die sich alle dreißig Jahre erneuern, so macht das vierhundertfünfzig Milliarden Menschenschädel aus, die seit Menschengedenken in Staub zerfallen sind.



Ich werde in die Erde eingehen. Ich werde eine Krankheit haben oder eine Wunde, die ein Flecklein meines Körpers schneller zur Fäulnis bringen werden. Zweifellos werde ich an einer Krankheit sterben, an irgendeinem entarteten, gebrochenen oder gehemmten Organ, oder auch wohl im Wahnsinn, der alles übrige zerbricht. Ich werde an einer Krankheit sterben und all mein Blut mit mir. (Ich möchte doch wohl lieber im Purpurglanz einer Wunde dahingehen.)

Und auch *mich*, man wird auch *mich* in die Erde hineinsenken, obwohl das seltsam erscheinen mag. Schon verspüre ich als warnende Spur des Erdstaubes diese Bestäubung, die mich alle Tage überfällt, und die ich abwaschen muß von mir und abstreifen und abschaben. Der düstere Engel des Erdreiches ist mit mir. O die Worte des Dichters kommen mir wieder ins Gedächtnis, sie drücken mich zu Boden!

In dem verweslichen Sarg würde mein Leib eine Beute der Würmer werden und des unwiderstehlichen Gewimmels ihrer Larven. Überfall der Unzähligen, die sich ständig vermehren! Linné hat behaupten dürfen, daß drei Fliegen einen Leichnam ebenso schnell verschlingen wie ein Löwe.

Ich habe ein Buch aufgeschlagen, das vor mir liegt. Ich vertiefe mich in die Einzelheiten. Nun erfahre ich,

was mich erwartet! Nun erfahre ich die Geschichte meiner Zukunft.

Die Tiere der Totenfelder folgen sich Geschlecht für Geschlecht aufeinander. Jede Gattung kommt zu ihrer Zeit. So erkennt man das Alter eines Leichnams an der Menge des Gewürmes, das sich daran weidet. So sind an den hingeworfenen Menschenleibern acht Zeiten der Würmereinwanderung sichtbar, die nacheinander gekommen sind. Die Einwanderungen entsprechen den acht Zeiten der faulenden Zersetzung, durch die nach und nach das Innere des Leichnams nach außen getrieben wird.

Ich will die Gezeiten kennen. Ich will im Vorhinein kennen, was ich nicht sehen werde, und betasten, was ich nicht spüren werde.

Kleine Fliegen, die Kurzflügler, suchen den Körper einige Augenblicke vor dem Tode heim. — Ich werde sie hören. Gewisse Ausdünstungen deuten ihnen das Bevorstehen eines Ereignisses an, das ihnen für ihre Larven und trächtigen Eier überschwenglich reichliche Nahrung verschaffen wird. Schon brennen sie darauf, in den Nasenlöchern, in der Mundhöhle und in den Augenwinkeln die Eier abzulegen.

Kaum hat das Leben aufgehört, als schon andere Fliegen herbeiströmen. Sobald der armselige Atem der Zersetzung spürbar wird, noch andere: die blaue Fliege, die grüne Fliege, deren wissenschaftlicher Name *Luzilia Cäsar* ist, und die große Fliege mit dem schwarzweiß gestreiften Brustpanzer, die man das große Sarkophagion, den großen Fleischfresser, nennt. Allein die erste Generation dieser Fliegen, die bei dem entsetzlichen Todeszeichen herbeieilen, kann in dem Leichnam sieben bis acht Generationen bilden, die sich in drei bis sechs Monaten fortpflanzen und vermehren. Megnin sagt: „Jeden Tag vermehren sich die Larven der blauen Fliege um das Zweihundertfache ihres Gewichtes!“ Die Haut des Leichnams ist dann von gelblicher Farbe, die leicht ins Rosafarbene übergeht. Der Bauch ist hellgrün und der Rücken dunkelgrün. So würden wenigstens die Farben

sein, wenn das nicht in der Grabfinsternis vor sich ginge.

Dann nimmt die Zersetzung einen anderen Charakter an. Es setzt die buttrige Zersetzung ein, sie erzeugt die fetten Säuren, die man schlechtweg die Leichenfette nennt. Die Zeit der Speckfliegen kommt. Es sind das fleischfressende Würmer, die langhaarige Larven erzeugen und Fliegetiere, die sogenannten Schmalzzünzler. Die Larven der Speckfliegen und die Raupen der Schmalzzünzler zeigen diese Besonderheit, daß sie in den Fettschichten leben können, und die Fettschichten lagern wie Talglager auf dem Boden der Särge. Einige dieser Fettschichten werden sich kristallisieren und nachher in dem endgültig zerfallenen Menschenstaub wie Flitterkörnchen funkeln.

Dann kommt das vierte Geschwader. Es befördert die käsigte Zersetzung. Diese Heerschar ist gebildet aus den Stinkfliegen, die auch dem Käse ihre Würmer liefern. Diese Fliegen sind erkenntlich an ihren charakteristischen Sprüngen, und sie arbeiten zusammen mit all den übrigen Arten von Rüsselfliegen und Hornfliegen.

Die Amoniakzersetzung und die schwarze Auflösung des Fleisches locken den fünften Überfall herbei. Es kommen allerhand Buckelfliegen, die so zahlreich auf den ausgegrabenen Leichen nisten, daß die schwärzlichen Spuren ihrer Puppen nach dem Ausdruck eines Arztes wie Schimmel auf dem Schweinefleisch aussehen. Ganze Fliegenwolken entschlüpfen dem Sarg, wenn man ihn zu dieser Zeit heraufholt und öffnet.

Der Leichnam in der flüssigkeitbildenden schwarzen Zersetzung wird auch von den Rüsselfliegen, den Aasfliegen und den neuen Arten der „Totengräber“ gern zur Wohnung genommen.

Jetzt hat die Verfaulung beiläufig ihr Werk vollendet. Die Periode, die jetzt anhebt, ist die Zeit der Austrocknung und Mumifizierung des Leichnams. Sie geht unter den Leichentüchern und Kleidungsstücken vor sich, die von den gallertartigen Säften der vorigen Periode durchtränkt sind. Alles, was von der weichen Materie und von dem

organischen Teige, der mehlartigen, klumpigen Masse und den seifenartigen Säften übrig bleibt, wird von einer anderen Tierart aufgezehrt. Es stellen sich runde und gekrümmte Milben ein, die mit bloßem Auge kaum sichtbar sind. Alle vierzehn Tage verzehnfacht sich ihre Menge. Zu Beginn gab es nur zwanzig. Nach zwei Monaten gibt es schon zwei Millionen.

Den Milben folgt eine siebente Heerschar. Es sind das die madenartigen Tiere von der Gattung der Schmalzzünzler, die schon bei der Bildung der Fettsäuren aufgetaucht und wieder verschwunden waren. Diese Tiere zernagen, zersägen und zerbröckeln die pergamentartigen Gewebe, die Bänder und Gelenke, die in eine harte, harzige Masse, gleich den Haaren und den ihnen verwandten hornigen Stoffen, verwandelt worden waren. Der Körper ist von goldener oder bronzener Farbe, und er verbreitet einen starken Wachsgeruch.

Endlich, nach drei Jahren, stellt sich die letzte Arbeiterschar ein. Was verzehrt sie? Alles, was übrig bleibt, alles, sogar die Überreste der Würmer, die sich im Larvenzustande auf dem Leichnam angesiedelt hatten. Der letzte Vernichter ist eine kleine, schwärzliche Rüsselfliege, deren wissenschaftlicher Name *Tenebrio obscurus* lautet.

Darnach bleibt nichts mehr, höchstens noch einige Überreste der Überreste an dem weißlichen Knochengewölbe und ein geringfügiges Häuflein in dem Schädelgewölbe. Diese braune und körnige Erdmasse, die den steingewordenen Menschen bestäubt und wie ein letztes Überbleibsel des Fleisches aussieht, ist nicht einmal das. Sie ist die Anhäufung von Puppen, Raupen und Exkrementen der letzten, zerfressenden Würmergeschlechter.

Drei Jahre sind vorübergegangen. Alles ist zu Ende. Die Kreatur, die angebetet worden ist und selber angebetet hat, ist in drei Jahren vollständig zu dem Steinreich zurückgekehrt. Der Verwesungsgestank ist verschwunden. Er war das letzte Merkzeichen des Lebens. Ach, er verweht in das Nichts, und nicht einmal getrauert wird um ihn!

Alle Bewohner der Erde werden in einigen Jahren dahin gelangt sein. In dieser Viertelstunde, in der ich

mein Nachdenken begonnen habe, sind tausend und abertausend Menschenwesen auf der Erde gestorben. Ihre Körper, die Aufschichtungen von Zellen gewesen sind, ihre Zellen, die Aufschichtungen von Atomen gewesen sind, ihre Atome, die unteilbare Bruchstücke des Weltstoffes selber sind, alles das ist zerstreut, vielleicht aufgehoben zu einer neuen Gestaltung. Die Zelle! Diese organische Einheit hat einen Durchmesser, der zwischen einem tausendstel und einem zehntausendstel Millimeter schwankt. Das Atom! Es ist ein unbekanntes und nur in der Vermutung lebendes Element. Nimmt man für das Atom eine Ausdehnung an, die beiläufig seiner Wahrscheinlichkeit entspricht, und stützt man sich auf das kleinste Maß anatomischer Elemente, dann entdeckt man, daß auf einer faßbaren Kugel vom Durchmesser eines Stecknadelknopfes eine achtstellige Ziffer enthalten ist, der noch einundzwanzig Nullen zugezählt werden müssen. Wollte man nun all die Grundatome, die zur Bildung des Stecknadelknopfes nötig sind, jedes für sich nachzählen, und würde jeglicher Mensch eine Sekunde dabei mithelfen, dann würde die ganze Menschheit ohne Unterbrechung zweihunderttausend Jahre auf diese Arbeit verwenden.

Von diesem Staube ist die Erdkugel gemacht. Und die Erdkugel selbst ist ein Nichts in dem Weltall. Ich öffne ein Buch an einer eingezeichneten Seite. Die Stelle hat mich schon früher stutzig gemacht.

Auf einem Briefbogen steht ein dünner, kaum sichtbarer Punkt. Um den Punkt zieht man einen Kreis, der die ganze Blattseite einnehmen muß. Der Punkt ist die Erde. Der Kreis stellt die Sonne dar. Das ist ungefähr das Verhältnis. Nehmen wir einen anderen Bogen. Ein Punkt, mit der spitzen Feder aufgetragen, stellt die Sonne dar, die auf dem beiseitegelegten Blatt so umfangreich gewesen war. Eine ungeheure Kugel wird durch einen Kreis eingezeichnet, der von einem Rand des neuen Blattes zum anderen geht. Er stellt das Gestirn Kanopus dar. Die Sonne ist im Verhältnis zu dem Gestirn Kanopus ebenso winzig wie die Erde im Verhältnis zur Sonne.

Jetzt bedeckt man einen Papierbogen mit einer grauen Schicht. Man prüft ihn ganz aus der Nähe, und man sieht, es ist nicht eine graue Schicht, es sind vielmehr lauter aneinandergedrängte Pünktlein. Jedes Pünktlein ist ein Gestirn, wie die Sonne auch oder wie Kanopus oder wie ein anderes noch größeres Gestirn. — Es stellt ein Bruchstück der Himmelskarte dar. Es ist ein unendlich kleines Bruchstück, denn man schätzt die Zahl der Gestirne, deren Bildnis man wahrgenommen hat, auf hundert Millionen ein. Auf diesem Blatt gibt es aber etwa nur dreitausend Pünktlein. Man nimmt nur hundert Millionen Gestirne wahr, weil die Ferngläser nur ein Gesichtsfeld bis zur Wahrnehmung der Sterne einundzwanzigster Ordnung einräumen und weil man so nur siebzehntausendmal mehr Sterne auffinden kann als mit dem bloßen Auge. Aber wer wollte behaupten, daß die zu äußerst liegenden Sterne, die wir wahrnehmen, das Weltall wirklich begrenzen? So ungeheuer auch die Größe der Gestirne sein mag, sie ist nichts im Vergleich zu den leeren Räumen, die zwischen den Gestirnen liegen. Der Stern, der nächst der Sonne uns am nächsten liegt, das Alphagestirn von der Gruppe des Centauren, liegt zehntausend Milliarden Meilen von uns entfernt. Ein Schnellzug, der hundertzwanzig Kilometer in der Stunde fährt, würde achtunddreißig Millionen Jahre brauchen, um bei dem Alphagestirn anzulangen. Der Stern Arkturus ist dreihundertzwanzigtausend Milliarden Kilometer von uns entfernt. Arkturus bewegt sich im Raume um eine jährliche Strecke von zweitausendsechshundertvierzig Millionen Kilometer vorwärts. Aber seit den dreitausend Jahren, da man ihn beobachtet und auf den astronomischen Karten festgelegt hat, scheint er nicht vom Platze gerückt. Der Stern Achtzehnhundertunddreißig aus dem Groombridgekatalog ist achthunderttausend Milliarden Kilometer von uns entfernt. — Derart kennen wir nur die Entfernung einiger Gestirne, die anderen sind uns so weit entrückt, daß uns vollständig die Rechnungselemente fehlen, um ihre Entfernung auszumessen.



Sieh diesen Stern an! Deine Betrachtung sondert ihn ganz aus dem Raume heraus. Alle übrigen Gestirne scheinen nur seine mitleuchtende Geleitschaft zu sein. Fielest du nun von der Erde bis zu diesem Stern, dein von den Jahren und Jahrhunderten zerriebener Staub würde in die kalten Weltenräume hinausgesät werden, ehe du ein wahrnehmbares Stücklein deines Sturzes vollendest hättest, ehe du selbst wirklich gefallen wärest.

Es gibt ein anderes Mittel, um eine Vorstellung von dem Weltenall zu gewinnen, die in eine Formel gefaßt werden könnte. Mit Hilfe des Lichtes ist das möglich. Mit seiner ungeheuren Geschwindigkeit kann das Licht den Wert der Ziffern ins Tolle hinabsetzen und uns trotzdem ihre Unermeßlichkeit noch fühlbarer machen. Das Licht durchläuft den Äther mit einer Geschwindigkeit von dreihundertdreißigtausend Kilometern in der Sekunde. Das Licht braucht ein wenig mehr als acht Minuten, um von der Sonne zu uns zu gelangen. So entspricht unsere Vorstellung von der Sonne dem Sternbilde, wie es acht Minuten vor unserer Wahrnehmung gewesen ist. Das Licht braucht vier Jahre und vier Monate, um von einem anderen Stern, der uns am nächsten läge, auf die Erde zu gelangen. Es kommt in sechsunddreißig Jahren vom Polarstern bis zu uns. Es braucht mehrere Jahrhunderte, bis es von gewissen Sternen zu uns gelangt. Uns erscheinen diese Sterne nur so, wie sie Jahrhunderte früher gewesen sind. Und sehen diese Sterne uns an, so sehen sie uns mit der gleichen, ins Schwindelhafte gehenden Verspätung. — Wir wissen nicht, was diese Sternengruppe ist, die mit einer traurigen Strahlenkrone die lebendige und hinsterbende Stadt überkrönt, denn zu ausgedehnt ist der Kranz. Höchstens ahnen wir, daß jeder dieser leuchtenden Punkte irgendeine Verwandtschaft mit der brennenden Sonne hat, mit diesem Feuerball, den Flammen umzingeln, so mächtig wie die Entfernung der Erde bis zum Monde sind. Sind die Augen eines dieser Gestirne durchdringender als die unsrigen, was würde es in diesem Augenblick sehen, da ich spreche? Es erblickt unter den irdischen Ge-

staltungen, die noch von einer großen geologischen Krise durcheinandergewälzt werden, auf irgendeiner Anhöhe ein einsames Wesen. Das Wesen löst sich von der Erde los, die seine vier Gliedmaßen hinunterzieht. Das Wesen will sich aufwärtsstrecken und strauchelt noch. Das Gestirn sieht, wie ein noch tierisches und schattenentsetztes Gesicht die Augen dunkelleuchtend emporhebt. Das Gestirn begreift, daß aus der allweltlichen Tierlichkeit ein Bewußtsein erweckt worden ist, und daß dieses Höhlenwesen dort auf dem Bergesrückten mit Gedanken begabt wird. — Und zwischen einem anderen Gestirne und dem unsrigen ist der Austausch des Lichtes noch gar nicht vollzogen worden. Werden die beiden Welten sich begegnen, dann werden sie vielleicht schon seit Ewigkeit zerstört sein.

Und diese Ewigkeiten lassen mich an die Zeit denken. Wie lange ist es her, daß die Welt existiert? Wieviel Milliarden von Jahrhunderten sind hingegangen, seitdem sich die brodelnde Weltmasse von dem Äquator des Sonnenkreises losgelöst hat? Man weiß es nicht. Man vermutet nur, daß dreihundertfünfzig Milliarden Jahre verflossen sind, seitdem sich die zweite Phase, die viel kürzere, vollzogen hat, in der die Sonne vom flüssigen in den festen Zustand übergang.

Eben sprach ich von dem festen Atom, dem kleinsten Element der Materie. Nun sei von dem größten, uns bekannten Element, von der Sternenwelt, die Rede; nicht von der wirklichen Einheit oder auch nur von dem sichtbaren Firmamente, das unausmeßlich ist, sondern von demjenigen Abschnitt, den die Wissenschaft ausgemessen hat. Die wissenschaftliche Forschung beschränkt sich auf ein Gebiet, das achthunderttausend Milliarden Kilometer, von der Erde aus gerechnet, umspannt. Jenseits dieses Gebietes, das nur die nächsten Sterne umfaßt, sind die Welten in ihrer Bewegung zur Erde nicht sichtbar. Nur ein offenes Weiterwandern der sichtbaren Welten gestattet uns, ihre Entfernung abzuschätzen. Aber wir haben gar keine Handhabe mehr, um etwas über die Sternennräume auszusagen. Das Weltall, das mit Hilfe

von Berechnungen erforscht worden ist, wird also durch eine Kugel umschrieben, deren Radius achthunderttausend Milliarden Kilometer mißt. Die Zahlen, die diese Kugeln umschreiben, sind die größten Zahlen, die man im Zusammenhange mit der Wirklichkeit nennen kann. Sie ergeben also einen Formumfang von zweitausendhundertfünfundvierzigsexdezillionen Kubikmeter. Da nun andererseits die Atomzahl, die in einem Kubikmeter enthalten ist, bei Beziehung auf die vermutliche Ausdehnung des Atoms, eine Dezillion beträgt, so wird das Verhältnis zwischen dem größten Element und dem kleinsten durch eine Ziffer umschrieben, für deren Bezeichnung die Wissenschaft kein Ausdrucksmittel hat. Niemals hat man es noch auszudrücken versucht. Ich bin vielleicht der erste Mensch, der es tut. So sehr treibt mich an diesem Abend der Wille, von einer ungeheuren Genauigkeit zu sein. Nach dem lateinischen Sprachgebrauch für Ziffern würde diese jungfräuliche Zahl, die eine Formel für das liefert, was das Weltall an Atomen enthalten kann, so beginnen: *Zweiocavigentillionen*. — Die Zahl ist zusammengesetzt aus einer Zwei hinter der noch siebenundachtzig andere Ziffern folgen. Nichts kann eine Idee von der Unermeßlichkeit dieser Ziffer liefern, die die Natur ausdrückt von ihren Gründen an bis zu ihrer äußersten, erreichbaren Grenze.

Und dennoch, man muß die Ziffer noch mit fünfzig Trillionen multiplizieren, man muß sie in hundert Duotrigentillionen, das heißt in eine Zahl von hundertzwei Ziffern verwandeln, wenn man die Newcombsche Theorie anerkennt, die sich auf die Bewegungen und Geschwindigkeiten der Gestirne nach dem unwandelbaren Schwerkraftsgesetze stützt und unser ganzes Sternensystem mit einer Kugel umschreibt, die einen Raum von sechzig Quintillionen Kilometern im Durchmesser einspannt. In diesen Raum aber fällt die Harmonie von hundertfünfundzwanzig Millionen Sternen hinein.

Was kann man gegen alles das ausrichten?

Was kann *ich* ausrichten, ich, der ich geblendet vor meinen Papieren sitze und beleuchtet von der Tisch-

lampe, deren achteckiger Schatten mein Tintenfaß streift? Dieses geringe Lichtlein erleuchtet mir kaum die Zimmerdecke und das Fenster, das unter den leichten Vorhängen dunkel herausschimmert. Dieses winzige Lichtlein führt mich fast nicht aus der Nacht dieser Zimmerwände heraus. Ich bin aufgestanden. Ich irre im Zimmer herum. Was bin ich? Nochmals: Was bin ich? Ach, ich muß, nochmals, ich *muß* die Antwort auf diese Frage haben! Denn eine andere Frage ist, einer Drohung gleich, innig mit ihr verquickt: Was wird aus mir werden?

In dem großen Spiegel, der über dem Kamine hängt, starre ich mein Bild an. Ich suche in mir, was ich auf meine Winzigkeit zu erwidern habe. Kann ich meiner Winzigkeit nicht ent schlüpfen, dann bin ich verloren. — Bin ich das Winzige, das ich zu sein scheine? Bin ich erstarrt und erstickt in diesem Zimmer, wie in einem Sarge, der mich zu sehr zerquetscht?

Instinktmäßig wirkt eine beruhigende Eingebung, an Einfachheit meinem Wesen verwandt, das heranstürmende Entsetzen zu Boden. Ich gestehe mir, das alles kann nicht möglich sein, es muß da überall ein Irrtum herrschen.



Was hat mir eben diesen Gedanken über meine unendliche Schwäche einge flüstert? Ich bilde mir ein, daß es so sei, aber was hat eben gesprochen? Welcher Macht habe ich gehorcht?

Einer Art Glaubensinnigkeit, die der Verstand, die Religion und die Wissenschaft in mir aufgehäuft haben.

Der Verstand, er trichtert mir mit seiner groben, allzu deutlich klingenden Stimme ein, daß die Dinge nur sind, so wie wir sie sehen. Aber ich weiß im Grunde wohl, daß dem nicht so ist. Man muß sich zuerst aus dieser groben Schale des gewöhnlichen Lebens heraus schälen.

Die Widersprüche, auf die uns eine blindselige Verwirklichung des Scheines bringt, die unzählbaren Irrtümer unserer Sinne und die phantastischen Schöpfungen des Traumes und des Wahnsinnes, gestatten uns nicht,

dieser kläglichen Lehre zu folgen. Der gute Menschenverstand ist ein blindes Tier. Er erkennt die Wahrheit nicht. Die Wahrheit entzieht sich dem ersten Zublicken des Auges. Die Wahrheit liegt nach dem prächtigen Worte eines alten Weisen „in einem Abgrunde“.

Die Wissenschaft. — Was ist sie? Die reine Wissenschaft ist eine Gründung und Erfindung der Vernunft, die sich ihre eigenen Gesetze erschuf. Die praktische Wissenschaft ist eine Gründung und Erfindung, die nur dem Scheine dient. Die wissenschaftliche „Wahrheit“ ist fast eine vollkommene Leugnung der guten Vernunft. Es gibt kaum aus einem bündigen Schluß geschöpfte Einzelerkenntnisse, die nicht durch eine andere wissenschaftliche Versicherung widerlegt worden wären. Die Wissenschaft sagt, daß Ton und Licht Schwingungen sind, und daß die Materie ein Zusammengesetztes aus vielen Kräften ist. Sie lehrt einen abstrakten Materialismus, sie ersetzt den groben Schein durch Formeln. Oder sie erkennt die Formeln ohne Prüfung an. Die Wissenschaft stützt mit den gleichen Widersprüchen, was in der Lösung noch schwieriger und unzugänglicher ist. Selbst in dem Gebiet des Experimentes oder der Logik bleibt sie gezwungen, Vermutungen und Scheingesetze zu gebrauchen. Will man mit ihr an die Größe des Weltalls oder an die Winzigkeit des Weltenstäubleins gelangen, sie versagt gleichermaßen. Nach unten hin hält sie sich bei der Frage der Teilbarkeit des Raumes auf. Nach oben hin bleibt sie vor dem verrammelten Weg des Lösungslosen stehen. Sie sagt: „Der Weltenraum hat nirgends seine Grenzen“, oder sie sagt: „Der Weltenraum *muß* irgendwo seine Grenzen haben“.

Die Wissenschaft sieht die Wahrheit ebensowenig wie der gesunde Verstand. Sie ist übrigens nur da, um ein greifbares oder ungreifbares System der Elemente aufzustellen, deren tiefere Wirklichkeit sie nicht erörtert.

Die Religion: — Sie sagt mit Recht: „In den Dingen der Wahrheit *lügt* der gesunde Menschenverstand, und die Wissenschaft bindet sich nirgends.“ Die Religion fügt hinzu: „Wir würden keines Dinges gewiß sein, wenn

Gott nicht Gewähr dafür leistete.“ Und derart hat die Religion Pascal aufgehalten, der seinen zwiefachen Satz zwischen der Wahrheit und Gott eingeschaltet hat. Gott ist nur eine Antwort, die ganz aus dem Mysterium und der Hoffnung her stammt. Es gibt keine andere Ursache für die Wirklichkeit Gottes als die Sehnsucht, die wir nach Gott haben.

Diese grenzenlose Welt, die sich vor meinen Augen aufrichtet, sie hat also keinerlei Stütze? Was ist also stärker, was ist also gewisser?



Und um mir zu helfen, beschwöre ich noch einmal die lebenden Wesen herauf, in die ich Glauben haben darf, die Wesen, deren Auge und Antlitz vor mir blühend entfaltet und aus dem Verließ entkettet worden sind. Aus meinem *De profundis* hier in der Abenddämmerung tauchen sie wie die letzten Sieggestalten hervor. Die eine trug die Vergangenheit mit sich. Die andere wurde vom Nachtblau eingehüllt, da sie all ihre Aufmerksamkeit zum Fenster hinlenkte. Eine andere Erscheinung war in die feuchte Nebeldüsterkeit eingesenkt, und sie träumte von der Sonne. Noch eine andere Gestalt war nachdenklich, langsam schlich sie, und sie war überfüllt von dem Gedanken an den Tod, der sie hinraffen würde. Und sie alle waren umgeben von einer Einsamkeit, die in diesem Zimmer begann, die aber gar kein Ende nahm.

Und *ich*, der ich bin wie *sie* und im Inneren meines Gedankens die unversöhnliche Vergangenheit, die erträumte Zukunft und die Größe der übrigen Menschen hege, *ich*, ich sollte von meinem eben erloschenen Sternentraum in Staub verwandelt werden, *ich*, der ich die Menschen beklage und voll bin des Nachdenkens und immer nach allem unheilbar spähe und suche?

Ist es möglich, daß ich nichts sei, wo es mich doch in manchen Augenblicken bedünkt, daß ich *alles* sei? Bin ich alles? Bin ich nichts?

Dann dämmert mir das Verständnis auf. — Ich habe bei dieser Erzauberung all der heraufströmenden Dinge

nicht mit der Kraft des Gedankens gerechnet. Ich hatte gemeint, der Gedanke wäre in den Körper eingesperrt, er überwinde ihn nicht, er füge nichts zu dem Wesen des Weltalls bei. Unsere Seele wäre in uns nur ein Atemholen wie der Lebensatem, ein Organ etwa? Wir würden am gleichen Platze stehen, ob wir noch lebten oder schon gestorben seien?

Nein! Und nun lege ich den Finger auf den Irrtum.

Der Gedanke ist die Quelle für alles. Mit den Gedanken muß man zu aller Zeit beginnen. Nur auf dieser Grundlage ruht die Wahrheit. Und jetzt lese ich die Zeichen des Wahnes von meinen eben erdachten Grübeleien ab. Diese Grübeleien war das gleiche Wesen wie ich. Sie erwies die Größe der Gedankenkraft, die den Grübeleien ihren Sporn gab. Und dennoch behauptete sie, das denkende Wesen sei nichts. Der Gedanke vernichtete mich, und ich hatte ihn doch geschaffen! Aber bin ich nicht die Beute einer Einbildung? Ich höre, wie man mir entgegenhält: Was in mir ist, das ist ein Abbild und ein Widerhall. Das ist die Idee des Weltalls. Der Gedanke, das ist nur der Gespensterschatten des Weltalls, der einem jeden von uns geborgt wird. Das Weltall hat Wesenheit außerhalb von uns und aus eigener Kraft und unabhängig von mir. So unermesslich ist das Weltall, daß ich vor ihm ein Nichts bin und schon wie vom Tode getroffen. Ob ich nun nicht bin oder die Augen zuschließe, das Weltall würde trotzdem weiterdauern . . .

Eine Angst und ein beginnender Wundschmerz quälen mich im Innersten. — Und dann springt in mir, gleich einem erhabenen Akkord aus aller Musikschönheit, ein Schrei auf, ein leuchtender, unvergeßlicher und vom Bewußtsein gelenkter Schrei: „Nein!“

Nein, das ist nicht so. Ich weiß nicht, ob das Weltall, das außerhalb meines Wesens vorhanden ist, irgendwelche Wirklichkeit besitzt. Was ich weiß, das ist nur, diese Wirklichkeit kann allein Leben haben durch die Vermittlung meines Gedankens. Ureigentlich lebt das Weltall nur durch die Vorstellung, die ich von ihm hege. Ich bin das Wesen, das Sterne und Jahrhunderte zur Auf-

erweckung gebracht und das Firmament in seinem Kopfe herumgedreht hat. Ich kann nicht aus meinem Gedanken heraustreten. Ich habe kein Recht, es zu tun, es sei denn, ich sündigte und löge. Ich kann es nicht. Unnützlich, daß ich mich herumschlage mit mir, um mir selber zu entgleiten. Ich kann dem Weltall keine andere Wirklichkeit gewähren als die aus meiner Einbildung herstammende. Ich glaube an mich, und ich bin ein einigeeinzig geschlossenes Wesen, da ich ja nicht aus mir heraustreten kann. Wie ohne Wahnsinn ausdenken, daß ich aus mir selbst heraustreten könnte? Wie ohne Wahnsinn der Einbildung nachgehen, daß ich nicht ein einigeeinziges Wesen sei? Was könnte mir beweisen, daß zu der Welt, die etwa jenseits des unerreichbaren Gedankens liegt, ein losgelöstes Eigenleben gehöre!

Ich höre auf die Metaphysik. Sie ist keine Wissenschaft. Sie ist jenseits gerückt von allen wissenschaftlichen Entwürfen. Sie ist vielmehr der Kunst vergleichbar. Gleich der Kunst ist sie an die wahrhaftige Wahrheit gekettet. Denn ist ein Gemälde mächtig und ist ein schöner Vers schön, so sind sie es kraft der ihnen einwohnenden Wahrheit. Ich durchstößere die Bücher, ich hole mir bei den Gelehrten und Denkern Rates, ich trage die ganze Waffenkammer der Gewißheiten zusammen, die der Menscheng Geist aufgestapelt hat. Ich höre auf die gewaltige Stimme des Mannes, der durch das Sieb seiner furchtbaren Vernunft alle Glaubensbekenntnisse und alle Wissenschaftssysteme durchsiebt hat. Und ich lese nur *diese* Wahrheit, die sich mir aufdrängt: „Man kann den *Gedanken*, den man über das Weltall hegt, *nicht leugnen*, aber man kann nicht mit Bestimmtheit versichern, das Weltall sei selbständig außerhalb des Menschengedankens vorhanden!“

Und jetzt, da ich diese Versicherung rund und tatsächlich in Worte gefaßt habe, jetzt, da ich diesen erhabenen Reichtum festhalte, kann ich nicht mehr des umfassenden Wunders dieser Gewißheit verlustig gehen.

Nein, es ist nicht bestimmt, daß die Wahrheit, die in uns ihren Ursprung hat, anderweitig weiterlebe. Wenn

der Philosoph den Satz schrieb: „Ich denke, also bin ich“, den niemand nach ihm noch zu leugnen vermochte, und wenn er später versuchte, Gedankenglied für Gedankenglied zusammenreichend, auf irgendeine Wirklichkeit außerhalb des denkenden Wesens zu schließen, so hat er sich Schritt für Schritt von der Gewißheit zurückgezogen. Von aller schon durchdachten Philosophie bleibt nur dieses sonnenklare Gebot, das in jeglichen Menschen den Urgrund alles Seins hineinlegt. Von der menschlichen Forschung bleibt nur diese große Neuigkeit, die ich schon, wie aus einem Buche, aus der ewigen Wiedererneuerung und Welteneinsamkeit jeglichen Menschengesichtes abgelesen habe. Das Weltall, so wie es uns zu scheinen scheint, beweist *nur uns*, wie wir das Weltall zu sehen vermeinen. Die äußere Welt, das heißt die Erdenkugel mit ihren Raumwanderungen, ihren Horizonten und ihrem Meeresgewoge, ihren tausend Milliarden von Kubikmetern, ihren hundertzwanzigtausend Pflanzengattungen, ihren dreihunderttausend Tiergattungen, allen Sonnenwelten und Sternenwelten, mit ihren Verwandlungen und ihrer Geschichte, mit ihren Uranfängen endlich und Milchstraßen, alles das ist nur ein Trug und eine Halluzination.

Und trotz der Stimmen, die sogar aus meinem eigenen Inneren gegen diesen neuen Gedanken aufschreien, wie etwa eine Menge gegen die Schönheit aufschrie, behaupte ich, Unendlichkeit und Ewigkeit des Weltalls sind zwei falsche Götter. Das behaupte ich dem Weisen zum Trotz, der zwar zugab, daß die Welt eine Halluzination sei, der aber sogleich und ohne Beweis hinzufügte: „Sie ist eine wahrheitsgebietende Halluzination.“ *Ich* allein bin es, der dem Weltall diese unermesslichen Kräfte geschenkt hat, die ich in mir hege. Es ist bestimmt, daß *ich* ihm diese Kräfte übertragen habe. Hätte das Weltall sie an sich, ich würde das Unfaßbare nicht ohne weiteres fassen können. Ich würde nur aus eigenem Reichtum meinem beschränkten Weltenbilde alle diese Kräfte zuschreiben dürfen. Nichts vermag gegen die Vollkommenheit des Satzes, daß ich ein geschlossenes Wesen bin und nicht

aus mir heraustreten kann. Alles, Raum, Zeit, Gedanken-
errechnung, es ist nur Abbildung meiner Wirklichkeits-
einbildung und der Umfang der Geisteskräfte, über die
ich verfüge.

Erschauernd habe ich in einem strengen Buche diese
Verdeutlichung der Menschenschreie gefunden, die bis
zu mir gedrungen sind. Durch die kalten und wohlge-
setzten Zeilen des deutschen Schriftstellers blutete und
entfaltete sich ein Menschenherz. Vielleicht ist eine
gewisse Ernsthaftigkeit nötig, damit man sich erlöse aus
der Scheinwelt und die großartigen Formeln der derart
geläuterten Wahrheit begreife. *Ich* aber sage, diese
Worte sind die prächtigsten, die jemals einem Menschen
eingegeben worden sind. Sie machen das Buch des
Königsberger Philosophen zu dem Werke, das sich am
meisten der biblischen Wahrheit nähert. Christi Worte
wurden erschaffen, um die Menschheit nach edlen Ge-
setzen zu regieren. Doch neben diesem Buche erscheinen
sie kärglich und nur zu kleinlicher Nützlichkeit erfunden.
Bedeutsam, feierlich und hauptsächlich ist es, dem
Schweigen die wahrheitsträchtigen Worte zu entreißen,
die Vernunft in ihr Recht einzusetzen und der Wahrheit
ihren richtigen Platz zu gewähren. Es geht nicht um
eine überflüssige Erörterung von Formeln, sondern um
eine entsetzlich persönliche Frage, die mich ganz und gar
angeht. Für mich ist es eine Frage auf Leben und Tod.
Ausgesprochen werden soll ein Urteil, gegen das es keine
Berufung gibt. *Ich*, ich stehe mitten im Kern von alledem!



Alles ruht in mir. Es gibt keine Richter, es gibt keine
Schranken, und es gibt keine Grenzen vor mir. Das
De profundis, das Aufbäumen gegen den Tod und der
Sündenfall mit seinem aufsprühenden Schrei, alles das
ist keineswegs gehemmt. In unermesslicher Freiheit
wickelt sich der unaufhörliche Mechanismus des Menschen-
herzens ab. (Immer ist es ein anderes, immer ein anderes
Geschöpf!) Herz und Geist erlangen so umspannende
Gewalt, daß der Tod selber vor ihnen ausgelöscht ist.

Denn wie könnte ich meinen Tod einbilden, wenn ich nicht aus mir selber herausträte und mich betrachtete, als wenn ich *nicht* ich selber, sondern ein anderes Geschöpf wäre.

Man stirbt nicht. — Jedes Geschöpf ist ein einigeinziges, in sich geschlossenes Wesen auf der Welt! Es scheint abgeschmackt und widerspruchsvoll, einen derartigen Satz auszusprechen. Und dennoch, es ist so. — Aber es gibt doch mehrere Geschöpfe, die gleich mir beschaffen sind? Nein, man kann das nicht behaupten. Um das zu behaupten, muß man sich schon einer dünnen Verallgemeinerung hingeben und außerhalb der Wahrheit stellen. Man kann nur *Eines* behaupten: „Ich bin ein einigeinziges, in mir geschlossenes Wesen!“

Darum stirbt man nicht.

Der Mann, der vor *mir*, in den Abend gebeugt, gesessen hatte, er hatte gesprochen: „Nach meinem Tode wird das Leben weitergehen. Alle wirkenden Dinge im Weltall werden an ihrem Platze friedlich weiterwirken. Alle Spuren meiner Lebenswanderung werden nach und nach ausgerottet werden. Schließen wird sich die Lücke wieder, die ich gelassen habe.“

Der Mann hat sich geirrt, da er so sprach. Mit *sich* hat er die Gesamtsumme der Wahrheit fortgetragen. Dennoch haben *wir* gesehen, wie er gestorben ist. Für *uns* ist er wohl gestorben. Aber soweit es *ihn* angeht, ist er *nicht* gestorben! Ich spüre es, eine furchtbar unzugängliche Wahrheit liegt da vor uns, ein entsetzlicher Widerspruch. Aber ich halte die beiden Enden in der Hand, und tastend suche ich das noch ungestaltete Gestammel, das diesen Satz zur Deutlichkeit gestalten könnte. Der Satz müßte etwa so heißen: „Jegliches Menschenwesen ist ganz und gar jegliche Wahrheit.“ — Ich komme auf den eben hingeschriebenen Satz zurück: „Man stirbt nicht, da man ein einigeinziges, in sich geschlossenes Wesen ist“. Es sind die übrigen, die im Tode verschwinden. Und dieser Satz, der sich, finster zugleich und strahlend, frischbebend zu meinen Lippen emporhebt, er verkündet, daß der Tod ein falscher Gott ist.

Aber das übrige? Indem ich zugebe, daß ich die allmächtige Weisheit besitze, um mich von dem Gedankenumgange mit meinem eigenen Tode loszulösen, wird noch der Tod der übrigen Menschen und der Tod so vieler Gefühle und Lebenslieblichkeit übrigbleiben. Es ist *nicht* unsere *Anschauung* von der Wahrheit, die den Schmerz verwandeln wird. Denn der Schmerz ist ein Absolutes, wie die Freude.

Und dennoch. — Die unendliche Größe unseres Lebensleidens schmilzt mit der Herrlichkeit und fast mit der Seligkeit zusammen, mit der hochmütigen und eisigen Seligkeit. — Geschieht es aus Stolz oder aus Freude, daß ich bei dem allerersten Auftauchen der Dämmerung zu lächeln beginne, bei der Lampe sitzend und noch umhüllt vom nächtlichen Azur, dieweil ich meine Welteinsamkeit betrachte?





XV.

Zum ersten Male erscheint die junge Frau in Trauer. In diesem schwarzen Kleid leuchtet ihre Jugend stärker als jemals. Die Abreise steht nahe bevor. Sie blickt sich um, ob sie nichts in dem Zimmer vergessen hat, das schon für andere zurechtgemacht worden ist und nun bereits leer und verlassen daliegt.

Die Tür steht offen, und da die junge Frau nun in ihrer leichten Beschäftigung angehalten und aufgeblickt hat, ist ein junger Mann in der besonnenen Türöffnung erschienen.

Sie schreit auf: „Michael, Michael!“

Sie breitet die Arme aus, sie starrt ihn an, sie ist einige Augenblicke starr geblieben wie starrende Helligkeit. Dann zittern ihre jungfräulichen Beine, und sie will ihm verfallen, trotz des Ortes, an dem sie sich befindet, trotz der Keuschheit ihres Herzens und trotz der Schamhaftigkeit, die sie ihr Leben lang gepflegt hat.



Mit einer ausholenden, romantischen Bewegung hat er den Hut aufs Bett geschleudert. Er erfüllt das Zimmer mit seiner Wucht und Gegenwart. Unter seinen Schritten kreischt der Boden auf. Schon hat er sich auf sie gestürzt, und er hält sie. So hochgewachsen sie sein mag, er beherrscht sie fast ganz mit seinem Haupte. Seine Züge sind scharf und hart und bewunderungswürdig. Sein Kopf mit der schweren, schwarzen Haarwelle ist scharf und hell und wie eben erst gemeißelt. Ein Schnurrbart von tiefem Schwarz, der ein wenig herabfällt, umschattet den lebhaft roten Mund. Sein Mund ist prächtig, wie eine schöne, natürliche Wunde. Der Jüngling legt

die Hände auf die Schultern der jungen Frau. Er betrachtet sie, er eröffnet und bereitet die Umarmung vor, nach der er ausgehungert ist.

8

Schwankend schmiegen sie sich aneinander. Sie haben zu gleicher Zeit das gleiche Wort „Endlich!“ ausgesprochen. Das ist alles, was sie gesagt haben. Eine Weile lang haben sie das Wort halblaut wiederholt, sie haben es gesungen. Ihre Augen sagen sich den süßen Schrei, ihre Herzen teilen sich ihn mit. Man möchte glauben, sie ketten sich mit diesem Worte aneinander, sie durchdringen sich damit. „Endlich!“ Vorüber ist ihre lange Trennung. Siegreich ist ihre Liebe. Endlich sind sie beieinander! — Sie zittert vom Scheitel bis zur Sohle. Ich sehe, wie ihr ganzer Körper ihn empfangen möchte, während sich ihre Augen über ihm öffnen und wieder schließen.

Mit großer Mühe versuchen sie, miteinander zu reden, denn man muß ja wohl reden. Noch bewahren sie eine Weile Haltung bei den abgerissenen Worten, die zwischen ihnen gewechselt werden.

Stürmisch stammelt er: „Welche Wartezeit, welche Hoffnungszeit! Ich habe immer an dich gedacht, ich habe dich immer gesehen! Dein Lächeln war überall.“

Leiser und wärmer fügt er hinzu: „Manchmal ergriff es mich bis ins tiefste Herz hinein, wenn mitten in einem alltäglichen Gespräch dein Name plötzlich ausgesprochen wurde.“

Seine dumpfe Stimme keucht. Unerwartet helle Töne hallen aus ihm. Es scheint, daß er nicht leise sprechen kann. Er sagt: „Wie oft habe ich auf der Terrasse gesessen, gelehnt an das Steingeländer und das Gesicht in die Hände grabend! Ich wußte nicht einmal, in welchem Weltwinkel du dich befandest. So weit war ich von dir entfernt, und dennoch, ich konnte dich sehr wohl sehen!“

Sie neigte sich zu ihm und sagte: „Oft habe ich an den heißen Abenden deinetwegen am offenen Fenster ge-

sessen. Manchmal war die Luft von einer erstickenden Süßigkeit, wie etwa vor zwei Monaten in der Rosenvilla. Ich hatte heiße Tränen in den Augen.“

„Du hast geweint?“

„Ja,“ sagt sie leise, „ich habe aus Freude geweint.“



Sie halten sich umschlossen, Mund auf Mund. Ihre beiden Münder, die klein und purpurn sind und genau vom gleichen Farbenschimmer. Die Gestalten der Liebenden sind fast nicht zu sehen. Hingegeben sind sie der Schöpferstille des Kusses. Das schweiß ihr Inneres zusammen. Das macht aus ihnen ein einziges und düsteres Gewoge des Körperlichen.

Dann ist er ein wenig von ihr zurückgetreten, um sie besser zu betrachten. Mit dem einen Arm hält er sie noch umschlungen, und er wendet ihr sein Antlitz zu. Dann legt er seine freie Hand auf ihren Leib. Man sieht die Gestalt ihrer Beine und ihres Leibes. Man sieht sie ganz und gar unter der rücksichtslosen, aber prächtigen Bewegung, mit der er ihre Form herausmeißelt.

Seine Worte fallen, hammerhart und schwer, auf sie nieder. Er sagt: „Manchmal war ich dort unten in den zahllosen Gärten der Riviera wie berauscht von dem Duft des Saftes und der Blumen, und ich wollte meine Finger in das düstere und glühende Erdreich einbohren. Ich irrte herum, ich versuchte mir deine Gestalt vorzustellen, und ich suchte den Duft deines Körpers. Und ich streckte die Arme in den weiten Raum hinein, um von deiner Sonne zu berühren, was ich vielleicht erreichen könnte.“

Wohlklingend, aber auch tiefer und sanfter sagte sie: „Ich wußte, daß du auf mich wartest, und daß du mich liebst! In deinem Fernesein spürte ich dein Nahesein. Und oft, wenn ein Dämmerstrahl in mein Zimmer fiel und mich streifte, dachte ich, daß ich deiner Liebe hingepflegt würde. Es bedünkte mich, ich biete meine Kehle dem verwundenden Sonnenlichte dar.“

Dann sagte sie: „Wenn ich am Abend in meinem Zimmer an dich gedacht habe, dann habe ich mich manchmal selber und über und über bewundert —“

Er schauerte, er lächelte.

Er wiederholte immer die gleiche Gedankenreihe. Kaum wechselte er die Worte, als wenn er nichts anderes mehr wüßte. Hinter seiner vollkommen geformten Stirn und den großen schwarzen Augen, in denen deutlich das weiße Spiegelbildgesicht der Frau, einem Schwane gleich, schwebte, lebten knabenhafte Gedanken und ein beschränkter Geist.

Sie neigte den Kopf leicht hintenüber. Von Aufmerksamkeit gespannt war ihr Mund. Mit Andacht horchte sie ihm zu. Würde er sie nicht gehalten haben, sie würde vor diesem Gott in die Knie gesunken sein, der ebenso schön war, wie sie selber. Schon schloß sie, hingegeben seiner starken Gegenwart, die Augen.

„Die Erinnerung an *dich* hat meine Freuden betrübt. Aber sie hat auch meine Trübsal getröset.“ Ich wußte nicht, wer von ihnen das geflüstert hatte. — Mit Leidenschaft umarmten sie sich, wie ein Wirbel war es in ihnen. Vermeint hätte man, zwei Flammen schössen in die Höh’.

Sein Gesicht brannte das ihrige. Er sagte: „Ich liebe dich! Ich will dich! Ach, wie meine Einsamkeit gekreuzigt war, wenn ich in meinen Nächten, voll von Unrast und Begierde, die Arme weit nach deinem Bilde ausstreckte!“

„Anna, gehöre mir!“

Sie wollte es, sie wollte es! Sie war ganz und gar strahlende Einwilligung. Doch ihr Blick wurde mutlos, und sie betrachtete das Zimmer. Der Atem ihrer Stimme flüsterte: „Achten wir dieses Zimmer!“

Dann schämte sie sich ihrer Weigerung. Sie stammelte sofort: „Verzeih’ mir!“

Ihre Flechten und ihr Kleid, alles war durcheinander und aufgelöst, und es rauschte und glitt um sie zu Boden. Der Jüngling ist in dem überstürzten Schwung seiner Begierde gehemmt worden. Er hat das Zimmer be-

trachtet. Über seine Stirn zieht sich eine Falte des verschattenden und wilden Mißtrauens. In seinem Auge ist der Aberglaube seiner Rasse aufgeleuchtet.

„Hier — der Tod?“

„Nein“, erwiderte sie, indem sie sich auf ihm wiegte.

Es war wohl das erstemal, daß in dem einfachen Spiel ihrer Annäherung von dem Toten gesprochen wurde. Der Liebende, den seine Liebe fortriß, hatte bisher nur von sich selber gesprochen.

Sie gibt nicht nur nach, sondern sie versucht, ihre Bewegungen den seinigen anzupassen. Tun will sie, was er will. Sie schwankt, sie sinkt mit ihm hin, sie ist hingegeben seiner Mannesbegierde. Nichts anderes weiß sie, als nur sich zu eilen und ihn anzulocken. Dieses stille Spiel ist stärkerer Leidenschaft voll als die armen Worte, die sie einander gesendet haben. Plötzlich sieht sie ihn halb entkleidet. Seine Gestalt ist verändert. So heftig rot ist sein Gesicht übergossen, daß er eine Weile ganz von Blut bedeckt scheint. Doch ihre Augen lächeln in unterworfener Hoffnung, sie gewähren. Sie betet ihn an, sie bewundert ihn ganz und gar, sie will ihn. Ihre Hände streicheln die Arme des Jünglings. Alle dunkle Macht der Versuchung sprüht aus ihr heraus, dem Lichte entgegen. Sie gesteht, was ihre jungfräuliche Schweigsamkeit verschwiegen hatte. Sie zeigt ihre rücksichtslose Verliebtheit. Dann erbleicht sie, und einen Augenblick bleibt sie unbeweglich, wie eine verkrampfte Totengestalt. Sie ist einer überlegenen Kraft ausgeliefert, die sie bald eisig, bald glühend verspürt. — Ihr Gesicht, eines der schönsten Schmuckstücke auf Erden und so umleuchtet, daß es sonst dem betrachtenden Blick entgegenzuleuchten schien, zuckt in Krampf und Entstellung. Eine Grimasse verbirgt das Gesicht. Das reichliche und gemächliche Wohlmaß ihrer Bewegungen wird gebrochen und entangelt.

Er hat das große und süße junge Weib zum Bette hingetragen. Die Beine klaffen auseinander und enthüllen die zarte, bebende Nacktheit ihres Frauentumes.

Er hat sich auf sie gestürzt. Er hat sich grollend an

sie gekettet. Er sucht sie zu verwunden, sie aber wartet, und sie wirft sich ihm hin mit all ihrer Wucht.

Er will sie zerreißen. Er stützt sich auf sie. Duster rasend strahlt sein Haupt über ihrem bleichen Haupte. Sie hält die Augen geschlossen. Sie hat den Mund über der Zahnreihe hochgezogen wie über der Zackenrandung einer Knochenwand. Man möchte meinen, zwei Verdammte sind da in einer keuchenden Stille beschäftigt, einander entsetzliches Leiden anzutun, und nun wird ein Schrei aufspringen.

Sie seufzt ganz leise: „Ich liebe dich!“ Das klingt wie ein ganzer Hochgesang von Gnadentat und Gnadengeschenk. *Er* sieht sie nicht, aber *ich* allein sehe nun, wie ihre weiße und reine Hand den Jüngling zum lebendigen Mittelpunkt ihres Körpers hingeleitet.

Endlich sprüht der Schrei aus dieser Vergewaltigungsfron auf, die allen Widerstand des sonst verschlossenen und jungfräulichen Weibes hinmordet.

In triumphierender und toller Freude hat er aufgeheult: „Ich liebe dich!“ Und auch *sie* hat so stark aufgeheult, daß die Wände davon widerhallten: „Ich liebe dich!“

Sie bohren sich eins in das andere hinein. Der Jüngling stürzt seiner Lust zu. Wie Wellengewoge wallen sie auf. Leben, Blutleben nur in ihnen. Sie sind gleichgültig gegen alle Dinge der Welt. Sie sind gleichgültig gegen das Schamgefühl und gegen die Sittsamkeit und gegen die quälende Erinnerung an den Verschwundenen. Sie zermalmen alles, sie zerschmettern alles. Ich habe das vielfältige, ungeheuerliche Menschenwesen wahrgenommen, das sie nun bilden. Es scheint, sie wollten alles Schöne in ihrer Natur demütigen und hinopfern. Ihre Münder sind krampfespannt und heischen nach der Bißwunde. Ihre Stirnen sind von den schwarzen Linien der Wut und der ungezähmten Rücksichtslosigkeit durchfurcht. Eins der prächtigen Frauenbeine hängt vom Lager hinunter. Der Fuß ist verkrampft und ihr Strumpf auf dem schöngoldigen Marmor des Fleisches hinuntergeglitten. Mit Schaum und Blut ist der

Schenkel besudelt. Das junge Weib hat ganz und gar das Ansehen einer Statue, die von ihrem Sockel hinuntergestürzt und verstümmelt worden ist. Und das Gesicht des Mannes, in dem das Auge glüht, gleicht dem Gesicht eines wahnsinnigen Verbrechers, dessen Hand gierig in Blut gewühlt hat. Sie sind einander so nahe, wie man nur sein kann. Sie umfassen sich mit den Händen, mit dem Mund und mit dem Leibe. Sie pressen ihre Gesichter aufeinander, die nicht mehr sehen können, denn von zu großer Nähe sind ihre Augen geblendet. Dann verrenken sie den Hals. Sie wenden ihre Blicke in der Sekunde ab, wo eins dem anderen am meisten untertänig wird.

Zufällig gelangen sie zu gleicher Zeit an das Ziel ihrer Seligkeit, und sachte verebbt das Zusammenklingen ihrer Ekstase. Der ganze Mund des Weibes ist feucht und funkelnd, als wenn ihre Küsse herausströmten und in Helligkeit aufstrahlten.

Sie girrt, sie geifert, sie singt: „Ach, ich liebe dich! ich liebe dich!“ Dann lacht sie auf, und es sind unklare Laute, die sie hervorstoßt. Sie sagt: „Herz, Herz, kleines Herz!“ Sie stammelt wimmernd, wie im Weinen: „Deinen Körper, Deinen Körper!“ Und dann eine Reihenfolge derart unzusammenhängender Sätze, daß ich mich ihrer nicht mehr zu entsinnen vermag.



Und hernach tun sie, wie die anderen Menschen auch getan haben, wie sie selbst oft noch in der seltsamen Zukunft tun werden, sie erheben sich schwerfällig und sagen: „Was haben wir getan?“ Sie wissen nicht, was sie getan haben. Halb sind ihre Augen geschlossen, sie wenden sich wieder in ihr Eigenstes zurück, als wenn sie noch über sich selber verfügten. Der Schweiß rinnt wie Tränen und zieht seine Furche. Ich erkenne die Frau nicht. Sie ähnelt sich nicht mehr. Ihr Gesicht ist verwelkt und zerstört. Sie wissen nicht mehr, wie sie noch weiter von der Liebe sprechen sollen. Und doch haben sich ihre Augen gesucht, und doch waren sie beide gleicherweise erfüllt von Stolz und von Unterwürfigkeit. Obwohl

sie jetzt ganz einzig und gleichklingend geworden sind, ist an dem Weibe mehr Unruhe verspürbar als an dem Manne. *Sie* ist endgültig gezeichnet, und das, was *sie* getan hat, ist größer als das, was *er* getan hat. Sie umschließt und beherbergt den Gast ihres Körpers, während der Brodem ihres Atems und ihrer Wärme die Liebenden umgibt.



Die Liebe! *Diesmal* war kein zweideutiges Reizmittel nötig gewesen, um diese beiden Wesen zusammenzuheften. Für *sie* gibt es keine Hülle, keine Nacht und keine schuldverwirrende Geistigkeit! Zwei junge Menschenkörper, die schön waren wie zwei prächtige Tiere, haben sich nur mit den schlichten Schreien und den ewig endgültigen Bewegungen umschlungen. Wenn sie Erinnerungen und Sittsamkeit verletzt, so geschah es nur durch die Kraft ihrer Liebe. Ihre Glut hat alles, wie ein Scheiterhaufen, geläutert. Sie waren unschuldig in dem Verbrechen und in der Verwerfung. Diese Geliebten verspüren keine Reue und keine Gewissensbisse. Sie leben weiter in ihrem Triumph. Sie wissen nicht, was sie getan haben. Sie glauben nur, daß sie sich vereinigt haben.



Sie sitzen auf dem Bettrand. Gegen meinen Willen zucke ich in Angst zurück, da ich sie so nahe und erschreckend vor mir sehe. Ich habe Furcht vor dieser ungeheuren, rücksichtslosen Wesenheit, die mich zermalmen würde, wenn sie wüßte, daß wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber sind.

Seine Gedanken sind noch mit der eben vollzogenen Tat beschäftigt. Unter den noch halb geöffneten Kleidern ist seine breite Marmorbrust sichtbar. Mit seiner dunklen Hand hat er ihre liebliche, friedliche, erschlaffte Hand umfangen. Er sagt: „Jetzt gehörst du mir für immer. Du hast mich die göttliche Ekstase gelehrt, du hast *mein* Herz und *ich* habe das deinige! Für alle Ewigkeit bist du meine Gattin!“

Sie sagt: „*Du* bist alles!“

Stärker stützen sie sich eins auf das andere. Belastet sind sie vom steigenden und verlangenden Willen, sich anzubeten.

Wie sie nicht gewußt haben, was sie taten, so wissen sie auch nicht, was sie sprechen. Der Mund des einen ist feucht von dem Munde des anderen. Ihre starren und geblendeten Augen dienen nur, damit sie zur Umarmung finden. Ihre Gedanken sind voll von Worten der Liebe. Sie brechen zum Leben auf wie ein Märchenpaar, von Eingebung getragen, von Wundern begünstigt. Er ist der Ritter, an dem allein die schwarze Wand der Haare finster ist, und der an seiner Stirn Eisenflügel oder eine Löwenmähne schüttelt. Sie ist die Priesterin aller Zeit, Tochter heidnischer Götter und Engel der Natur.

Sie werden in der Sonne schimmern. Von ihrem Tag werden sie geblindet sein und nichts rings um sich sehen. Nur *den* Kampf werden sie kämpfen, den ihre Körper im herrlich wallenden Zorne der Leidenschaft oder im Auflauern der Eifersucht gebieten werden. Denn zwei Liebende sind viel mehr zwei Feinde als zwei Freunde. Ihr Leiden wird nur der stachelnde Sporn ihrer Begierde sein. Wenn der Abend ihre Körper mit einer Laufigkeit bestürmen wird, die eben so heftig ist wie die Laufigkeit eines Bettes.

Es bedünkt mich, meine Augen folgten, über Schein und Zeit hinaus, dem Weiterwandern ihres Lebens, das für *sie* nur aus Ebenen, Hügeln und Waldtriften geschaffen sein wird. Ich sehe, daß sie wie von einer Lichtwolke verhüllt sind, geschützt gegen die entsetzlichen Verzauberungen der Erinnerung und des Gedankens und bewahrt gegen die Bedeutsamkeit der Finsternis und die unendlichen Gefahren des großen Herzens, das sie trotz allem in sich tragen.

Und diese Vorspiele ihres Schicksals, ich lese sie ab, beginnend mit ihrer ersten Umschlingung. Meine hohe Betrachtung hat jede einzelne ihrer Taten beachtet. Gesehen habe ich jegliche ihrer Taten in ihrer Großartigkeit und auch in ihrer Kleinheit, und ich habe gut getan, sie derartig zu sehen.

Eine Weibesgestalt weilt im Grunde des grauen Zimmers. Eine andere Frau? Mich bedünkt, daß es immer die gleiche sei. — Sie steht im Halbschatten und ist halb entkleidet. Bleich, weiß, und blutige Binden liegen neben ihr. — Ihr Rücken ist gekrümmt, ihr Haupt ist gebeugt, sie blutet. — Aufmerksam und tief betrübt sieht sie ihrer Schwäche zu. Sie sieht zu, wie sie blutet gleich einer geneigten Urne.

Niemals habe ich so stark das Bild der gesalbten Arm-seligkeit des Menschengeschlechtes vor mir gehabt. Diese Winzigkeit ist keine Krankheit, sie ist eine Wunde, sie ist eine Opferwunde. Diese Ohnmacht ist *ebensowenig* ein siechtumverfallenes Lebensstück wie des Weibes Herz. Das Weib ist von seiner Wunde ganz purpur-übergossen, wie eine Kaiserin.

Zum ersten Male, seitdem ich hier bin, leitet mich eine fromme Regung, daß ich die Augen abwende. Das dunkle Reich des Gläubigen birgt seine Belohnungen. Man bewundert alles, zu dessen Tiefe man mit ernster Mühe vordringt. Für Jeglichen von uns ist unsere Mutter nur das Weib, das wir gründlicher begriffen haben.



Ich schaue nicht mehr. Ich setze mich und stütze den Kopf auf. Ich denke an mich. Wohin bin ich jetzt gelangt? Ich bin recht allein. Meine Lebenslage ist verspielt. Bald werde ich kein Geld mehr haben. Was werde ich im Leben anfangen? Ich weiß nicht. Ich werde suchen. Ich muß doch etwas finden!

Und ruhig und langsam hoffe ich.

Keine Traurigkeit, keine Angst und kein Fieber mehr. Nur weg, fort von all diesen ernsthaften und schrecklichen Dingen, deren Anblick entsetzlich zu ertragen ist! Wenn der Rest meines Lebens nur in Ruhe und Frieden hinginge! Ich werde irgendwo eine ordentliche und arbeitsreiche Existenz haben. Ich werde regelmäßig Geld verdienen . . .

Und *du*, du wirst da sein, meine Schwester, mein Kind, meine Frau. Du wirst arm sein, um mehr allen übrigen

Frauen zu ähneln. Damit wir leben können, werde ich den ganzen Tag arbeiten und dein Diener sein. Und auch *du* wirst liebevoll für uns in diesem Zimmer arbeiten, wenn ich auswärts bin. Um dich wird nur die schlichte und makellose Gesellschaft deiner Nähmaschine sein. So gute Ordnung wirst du halten, nichts vergessen, langmütig sein wie das Leben und auch die Mutterschaft auf dich nehmen, die schwer wie die Welt ist.

Ich werde heimkehren und im Dunkeln die Tür aufmachen. Du wirst aus dem Nachbarzimmer kommen und die Lampe bringen. Ein Dämmerchein wird dich ankündigen. Du wirst mir friedlich und rückhaltlos von deinem Leben berichten, und ich werde Teilnahme haben für alles, was du getan hast, als ich noch nicht zu dir gehörte. Du wirst mir deine Kindheitserinnerungen erzählen. Ich werde sie kaum verstehen, denn du kannst mir natürlich nur ungenügende Einzelheiten geben. Ich werde sie nicht wissen, ich werde sie nicht wissen können, aber ich werde diese sanfte, fremde Sprache lieben, die du redest. Wir werden von dem künftigen Kinde sprechen. Bei dieser Vision wirst du die Stirn und den schneeweißen Hals neigen, und dann hören wir schon das Wiegen der Wiege; wie ein Flügelrauschen klingt es. Müde und selbst gealtert werden wir sein, aber frische Träume mit der Jugend unseres Kindes aufbauen. Nach dieser Träumerei werden wir nicht mehr weit hinaus, aber desto inniger denken. Am Abend werden wir an die Nacht denken. Du wirst voll von glücklicher Nachdenklichkeit sein. Hell und fröhlich wird dein Inneres nicht durch das Bild vor deinen Augen, sondern durch dein Herz. Du wirst von innen aufstrahlen wie eine Blinde. Vereint werden wir alt. Je mehr die Stunde vorrückt, desto seltener, desto hallender werden die Worte. Der Schlaf blättert deine Seele auf. Du sitzt am Tische und schläfst ein. Du spürst, wie auch *ich* älter und älter werde.

Die Innigkeit ist größer als die Liebe. Ich bewundere die leibliche Liebe nicht, wenn sie nur allein und nackt

vorhanden ist. Ich bewundere nicht ihre ordnungslose und selbstsüchtige Ausbündigkeit, die so grob ist und nur so kurz währt. Und dennoch, ohne leibliche Liebe ist die Zuneigung zweier Menschenwesen immer schwächlich. Die Liebe muß sich zur Neigung gesellen. Nötig ist, was einem Bündnis Schlichtheit, Ausschließlichkeit und zusammentreibende Kräfte gewährt.



XVI.

Ich, der gewöhnliche Mensch, der so sehr, der viel zu viel allen übrigen Menschen gleicht, ich bin wie ein Verbannter durch die Straßen herumgeirrt. Ich habe die Straßen durchwandert, Plätze gekreuzt und immer die Augen nach *dem* ausgeschickt, was mir entgleiten möchte. Es scheint, daß ich gehe, aber *mir* scheint, daß ich von Traum zu Traum und von Begierde zu Begierde sinke. — Eine halboffene Tür, ein offenes Fenster, andere Fenster, die sich im Abendlicht sanftgelblich von den gestrichenen Häuserfassaden abheben, alles das macht mir Angst. — Eine Frau geht vorüber, und sie streift mich. Es ist eine Frau, die mir nichts von dem sagt, was sie mir zu sagen hätte. — Ich grübele um ihr Lebens- trauerspiel und um mein eigenes. Sie ist in ein Haus eingetreten. Sie ist verschwunden; sie ist tot.

Gebannt bin ich von einem anderen Duft, der schnell vorüberstreift. Tausend Gedanken stürmen auf mich ein. Ich erstickte unter der Hülle des Abends.

Vor einer Haustür bleibe ich stehen. Unten dringt durch das geschlossene Fenster eine Harmonie. Ich höre, als wenn ich menschliche Stimmen genau vernähme, die Schönheit einer Sonate in ihrer rührenden Bewegung. Und einen Augenblick horche ich nach dem, was dieses Klavier dem Menschen dort im Hausinneren vorsingt. Dann setze ich mich auf eine Bank nieder. Auf der anderen Seite der vom Sonnenuntergang überschienenen Avenue steht eine andere Bank, auf der zwei Männer Platz genommen haben. Ich sehe sie. Sie scheinen alle beide vom gleichen Schicksal betroffen. Die gleiche Zärtlichkeit scheint sie zu verbünden. Man sieht, daß sie sich lieben. Der eine spricht, der andere horcht zu.

Ich stelle mir eine geheime Tragödie vor, die an den Tag kommen soll. In ihrer ganzen Jugendzeit haben sie sich unendlich geliebt. Sie hatten sich ihre gleichartigen Gedanken rückhaltlos anvertraut. Der eine ist verheiratet. Es ist der Sprechende, von dem die allgemeine Traurigkeit auszugehen scheint. Der andere hat artig und unaufdringlich im Hause seines Freundes verkehrt. Vielleicht begehrt er irgendwie die junge Frau des Hauses, aber er achtet noch ihren Frieden und ihr Glück. Nun erzählt ihm der Freund, daß seine Gattin ihn nicht mehr liebt, aber er betet sie immer noch mit gleicher Innigkeit an. Sie wendet sich von ihm ab, sie will nicht mehr zu ihm gehören; sie lacht und lächelt nur noch, wenn sie nicht allein sind. Er gesteht diese Zerrüttung und diese Wunde ein, die man seiner Liebe und seinem Rechte, jawohl seinem Rechte, beigebracht hat. Er glaubte ein Recht auf sie zu haben, blindlings lebte er in dieser Meinung. Dann hat er richtig hingesehen und bemerkt, daß dem nicht so sei. — Und nun denkt der Freund an irgendein erlesenes Wort, das sie ihm gesagt, an ein Lächeln, das sie ihm geschenkt hat. Obwohl er gut und ohne Hinterhalt und noch vollkommen makellos ist, setzt sich in ihm eine zarte, einschläfernde und unwiderstehliche Hoffnung fest. Während er das verzweifelte Geständnis mit anhört, hebt er die Augen auf und lächelt dieser Frau zu. — Und nichts kann nun verhindern, daß dieses die beiden Männer einhüllende Abendgrau zugleich ein Schicksalsende und zugleich einen Schicksalsanfang bedeutet.

Ein anderes Bild: Ein Paar, Mann und Frau, die armen Wesen sind immer zu zweien gesellt, kommt näher. Es geht vorbei, es ist verschwunden. Man sieht die Leere, die zwischen ihnen aufgähnt. In der Tragödie des Lebens ist die Leere die einzige Sache, die man wahrnimmt. Glücklich sind sie gewesen, jetzt sind sie es nicht mehr. Sie sind schon fast alte Leute. Er hängt *nicht* an ihr, und dennoch, sie wird alt. Wovon sprechen sie? Die Friedenslauigkeit, die zwischen ihnen herrscht, macht ihn mutig, und in einem Augenblicke der Ver-

lassenheit gesteht er ihr den einstigen Betrug und Verrat, den er sorgfältig und getreulich bis jetzt verborgen gehalten hat. Ach, seine Worte fallen auf eine Zerrüttung, die nicht mehr gutzumachen ist! Die Vergangenheit, die schon sachte eingeschlafen war, bringt nur neues Leiden herauf. Das einstige Glück ist zerstört. Die Tage der Vergangenheit, die man glücklich glaubte, sind traurig geworden. Es herrscht Trauer überall.

Verlöscht wird dieses Paar durch zwei andere, ganz junge Menschenkinder, deren Gespräch ich mir gleicherweise vorstelle. Sie stehen am Anfang. Sie werden sich lieben. So schüchtern sind ihre Herzen noch, da sie sich erkennen wollen. Er sagt: „Soll ich diese Reise antreten? — Soll ich dies, soll ich jenes tun?“ Sie antwortet: „Nein.“ Ein unaussprechliches Schamgefühl verwandelt das erste, so demütig umworbene Liebesgeständnis in eine Abweisung. Aber schon erfreut sich der Gedanke heimlich und kühn der Liebe, die in den Kleidern eingeschlossen ist.

Und andere, und andere — diese hier. Sie schweigt. Er spricht. Kaum und schmerzlich ist er Herr seiner selbst. Er fleht sie an, sie solle ihm ihre Gedanken mitteilen. Sie antwortet. Er hört zu. Er sagt nichts. Dann bittet er von neuem und stärker. Er ist im Ungewissen. Zwischen Tag und Nacht strauchelt er umher. Sie brauchte nur ein Wort auszusprechen, damit er ihr glaube. Man sieht, wie er in dieser ungeheuren Stadt an dieses einzige Wesen geklammert ist.

Einige Augenblicke später bin ich von diesen Liebenden getrennt, die so viel nachdenken und sich ständig bespähen und verfolgen.

Von allen Seiten tauchen Mann und Weib auf. Überall bäumen sich Mann und Weib auf gegeneinander. Hundertmal liebt der Mann, das Weib hat nur die Kraft, so innig zu lieben und so viel zu vergessen.

Ich mache mich wieder auf den Weg. Ich schreite hin und her durch den Kern der nackten Wahrheit. Ich bin nicht der Mann der Sonderlichkeiten und Ausnahmen. Selber bin ich ein Begehrender, ein Schreien-

der, ein Hilfesuchender, und ich erkenne mich in allem wieder. Mit Hilfe alles Menschentums baue ich die Wahrheit von neuem auf, die ich in dem ausgekundschafteten Nachbarzimmer herausgeschält habe. Die Wahrheit aber ist diese: „Ich bin allein und begehre, was ich nicht habe, und was ich nicht *mehr* habe.“ Man stirbt und man lebt allein, angetrieben von dieser Not.

Ich gehe bei einem Kramladen vorbei. Ich höre schreien und heulen: „Ja! Nein!“ Ich bleibe stehen und bin erstaunt über die Macht dieses Tones. In einem Käfig bemerke ich ein wenig Schatten, der sehr aufgeregt ist. Es ist ein Papagei, und dieser Schrei ist nur ein blindlings hingeschleudertes Geräusch. Er ist nur der Ton, den ein seelenloses Wesen von sich gegeben hat.

Obwohl nun dieser Schrei mit der Menschengestalt außerhalb des Menschengeschlechtes beheimatet ist, erinnert er mich wieder an die Bedeutsamkeit jeglichen Menschenschreies. Niemals habe ich mit so viel Kraft an alles das gedacht, was eine Bejahung oder eine Verneinung enthalten könne, wofern sie aus einem denkenden Munde kommen. Und wieder erinnere ich mich an die Gewährung und Versagung des Menschenwesens, dessen finsterverhülltes Herz mich unaufhörlich anblickt, anzieht und entgegenleitet dem Lichte, dessen äußeres Antlitz aber stets treibt nach der Richtung des Schattens.

Aber alles sei jetzt ausgeschaltet. Ermattet bin ich jetzt, weil ich zu viel begehrt habe. Gealtert fühle ich mich plötzlich. Ich werde niemals diese Wunde heilen die ich in der Brust herumtrage. Mein Friedenstraum, der eben noch lebendig war, hat mich nur angezogen und versucht, weil die Erfüllung so ferne von mir lag. Lebte ich den Traum wirklich, ich würde *nur* einen anderen Traum träumen! Denn mein Herz ist ja ein Traum.



Jetzt forsche ich nach einem Wort. Was sagen diese Menschen, die meine Wahrheit leben, wenn sie von sich selber etwas aussagen? Kommt aus ihrem Munde der Widerhall dessen, was *ich* denke, oder ist es nur Irrtum

und Lüge? Die Nacht ist gekommen. Ich suche ein Wort, das verwandt wäre dem meinigen, um mich darauf zu stützen, um mich daran zu halten. Es bedünkt mich, ich gehe tastend vorwärts, und an irgendeiner Straßenecke würde nun jemand auftauchen, um mir alles auszu-deuten!

Heute abend will ich nicht in mein Zimmer zurückkehren. Heute abend will ich nicht den Schwarm der Menschen verlassen. Ich suche nach einem lebenswimmelnden Orte.

Ich trete in ein großes Restaurant ein, um Stimmen um mich zu haben. Kaum habe ich die große Spiegelscheibentür, die eine Uniform ständig schloß und öffnete, hinter mir, als ich von tausend Farben, Düften und schwirrenden Worten erfaßt werde. Untadelige, gutgeschnittene Fracks, glänzende Mannigfaltigkeit, die dem freudigbunten Anblick der Damenkleider angepaßt ist. Es scheint, alles das diene einer kostbaren Festlichkeit in diesem hohen, rot ausgeschlagenen Treibhaus des Luxus. Lampen überall, in silbernen Gewinden, in goldenen Knäufen und in orangefarbenen Schirmen, die kleine Dämmerinseln um jegliche Gruppe der Speisenden erzaubern. —

Es waren nur wenige Plätze frei. Neben einem Tisch mit drei Personen setzte ich mich in einen Winkel. Ich war von all dem schreienden Lichte wie betäubt. Meine Seele, die sich geduldig den großen Dingen der Nacht hingeeben und geweiht hatte, war wie eine Eule, die aus dem schwarzblauen Lichte herausgerissen und zum Hohn in ein Feuerwerk hineingeschleudert worden ist.

Mit einer Stimme, der ich erst einigen Nachdruck geben mußte, bestellte ich mein Essen. Dann wollte ich mich mit den Personen ringsherum beschäftigen. Aber es war schwierig, all die Gesichter ringsherum aufzufassen. Die Spiegel vervielfältigten alles, auch die Ausstattung des Raumes. Ich sah die gleiche, funkelnde Menschenreihe von vorn und von der Seite. Paare und Gruppen richteten sich ein. Die Kellner hielten befüllte Pelze oder leichte Mäntel, die kompliziert

wie ihre Trägerinnen waren. Neue Ankömmlinge. Ich bemerkte, daß die Frauen beim ersten Anblick anbetungswürdig schön waren. Mit ihren weißen Gesichtern und ihrem herzförmigen Mund sahen sie sich fast alle ähnlich. Doch wenn sie näher kamen, wurden einer oder mehrere Fehler sichtbar, die dieses Wunder verlöschten, mit dem sie der erste Blick geschmückt hatte. Die meisten Herren waren nach der Mode ihrer Zeit glatt rasiert. Sie trugen flachrandige Hüte und Paletots mit herabhängenden Schultern.

Während mein Auge mechanisch der weißbehaarten Hand folgte, die mir aus einem Silberschüsselchen die Suppe einschüttete, horchte ich nach dem Durcheinander der Unterhaltungen ringsherum.

Ich hörte nur, was meine drei Nachbarn sagten. Sie sprachen von Personen, die sie hier im Saale kannten, dann von mehreren Freunden. Alles in einem ironischen und höhnischen Ton, der mich überraschte.

Ich fand nichts für mich in dem, was sie sprachen. Dieser Abend würde auch nutzlos sein wie all die übrigen. Dann legte mir der Kellner auf einer langen Metallplatte den Fisch vor, der in einer dicken Rosasauce schwamm. Hierauf wies er mit einem Kopfnicken und Augenzwinkern auf einen der Gäste. Er flüsterte mir mit Stolz zu: „Das ist Herr Villiers, der bekannte Schriftsteller.“

Er war es wirklich. Er glich ziemlich seinen Bildern und trug seinen jungen Ruhm mit Anmut. Ich beneidete diesen Mann, der schreiben und sagen konnte, was er dachte. Ich betrachtete mit einiger Bewunderung die Vornehmheit seiner mondänen Gestalt, den hübschen modernen und zarten Schnitt seines etwas verträumten Gesichtes, in dem der feinsidige Schnurrbart hing, die vollkommene Wölbung seiner Schultern und den Schmetterlingsflügel seiner weißen Krawatte. Ich hob das Glas an die Lippen. Es war so gebrechlich, daß ein scharfer Wind es von seinem Stiele abgebrochen hätte. Dann hielt ich plötzlich ein und spürte, daß all mein Blut zum Herzen hinströmte.

Ich habe folgendes gehört:

„Wovon handelt dein nächster Roman?“

Pierre Villiers antwortete: „Von der Wahrheit“.

„So-o-?“ sagte der Freund.

Der Dichter: „Ein Vorbeimarsch von Menschen, die genau so überrascht werden sollen wie sie sind.“

„Was für ein Stoff?“ fragte man.

Man hörte zu. Zwei junge Leute an einem Nachbarisch unterbrachen ihr Gespräch. Ihr Gesicht schien teilnahmslos, aber ihr Ohr war gespannt. In einem üppigen Purpurwinkel rauchte ein Herr eine dicke Zigarre. Seine Augen waren eingesunken, seine Züge waren verzerrt, all seine Lebenskraft war auf dieses duftende Tabakstück vereinigt. Seine Gefährtin stützte den Ellenbogen auf. Sie war von Wohlduft eingehüllt und funkelte von Brillanten. Sie war überlastet mit dem schweren, künstlichen Königtum des Luxus und wandte dem Sprechenden ihr Gesicht zu, das mehr der Natur und dem Monde verwandt schien.

Pierre Villiers aber sagte: „Also folgendes gestattet mir, meinen Stoff zugleich unterhaltsam und wahr zu gestalten: Jemand bohrt ein Loch in die Wand eines Hotelzimmers und erblickt, was in dem Nachbarzimmer vor sich geht!“



Ich mußte in diesem Augenblick die Sprechenden mit einem verwirrten und mitleidsvollen Blicke ansehen. — Dann senkte ich schnell den Kopf zur Erde, nach der naiven Art von Kindern, die Furcht haben, daß man sie sieht. —

Die hatten ja alle nur für mich ringsherum gesprochen, und ich spürte irgendwelchen seltsamen Polizeihinterhalt. Dann verschwand plötzlich dieser Eindruck, von dem mein gesunder Menschenverstand ganz und gar verwirrt wurde. Natürlich, bloßes Zusammentreffen! Doch mir blieb die ungewisse Furcht, man könnte bemerken, daß ich „wußte“. man könnte mich wiedererkennen.

Sie fuhren fort, von der Romanidee zu sprechen. Ich war unempfindlich gegen alles übrige. All meine Aufmerksamkeit ging auf das Lauschen aus, aber man sollte

nicht merken, daß ich lauschte. Ich kettete mich an ihre Unterhaltung wie ein Schmarotzertier.

Ein Freund des Dichters bat um weitere Einzelheiten. Villiers willigte ein. — Er sollte alles vor mir erzählen!



Er hat sein Buch erzählt. Mit einer bewunderungswürdigen Wortekunst. Mit geistreicher und lebendiger Anmut und Schauspielerei und mit einem ansteckenden Lachen hat er vor den Augen seiner Zuhörer eine Reihenfolge unerwarteter, glänzender und betäubender Auftritte heraufbeschworen. Zur Beleuchtung seines seltsamen Stoffes, der allen Bildern soviel Plastik und Deutlichkeit verlieh, hat er Lächerlichkeiten und komische Zufälle hingezeichnet. Er hat bunte und scharf gewürzte Einzelheiten gehäuft, witzige und auffallende Eigennamen erfunden und geistvoll allerhand Begegnungen zusammengeschachtelt. Alles übt unwiderstehliche Wirkung aus. Man rief Ach und Oh und riß die Augen weit auf.

„Bravos! Riesiger Erfolg sicher! Der Gegenstand ist famos drollig!“

„All diese Biedermänner, die da vor dem Zuschauer vorüberwandeln, sind sehr komisch, sogar der Selbstmörder!“

„Nichts vergessen! Die ganze Menschheit liegt in dem Roman!“

Aber *ich* hatte in dem, was der Schriftsteller erzählte, nichts von alledem wiedererkannt. Während ich diesem Mann zuhörte, der nur einige Spielerei aus meinem nun schon einen Monat andauernden Marterabenteuer zu ziehen suchte, schmetterten mich Bestürzung und Beschämung nieder.

Ich erinnerte mich an die große, jetzt erloschene Stimme, die mit einem so endgültigen und starken Ton verkündet hatte, daß die heutigen Schriftsteller nur die Karikaturisten nachahmen. Ich, der ich in den Kern der Menschheit eingedrungen war und von dorten zurückkehrte, ich konnte nichts Menschliches in dieser tanzwirbelnden Karikatur entdecken. Das war so oberflächlich, daß es einer Lüge glich.

Der Dichter sagte vor mir, seinem entsetzlichen Zeugen:
„Der Mensch wird seines oberflächlichen Scheines entkleidet. Das soll man in meinem Buche sehen! Andere Bücher sind nur Einbildung und Erfindung, *ich* allein bin die Wahrheit!“

Jemand warf ein: „Das hat selbst eine philosophische Bedeutsamkeit.“ Der Dichter erwiderte: „Vielleicht. — Jedenfalls habe ich es *nicht* gesucht! Gott sei Dank bin ich ein Schriftsteller, ich bin kein Denker!“

Und er fuhr fort, die Wahrheit zu maskieren und zu entstellen, ohne daß er etwas dafür konnte, die Wahrheit, diese urabgründige Sache, deren Stimme ich in den Ohren, deren Schatten ich den Augen, deren Geschmack ich im Munde trage.

⊗

Bin ich in solchem Maße verlassen? Wird sich *niemand* meiner erbarmen?

Ich habe die Spiegelglastüre des Restaurants hinter mir geschlossen. Ich trete in ein Theater ein. Man spielt dort ein Stück, dessen Erscheinen vor acht Tagen wie ein bedeutsames Ereignis begrüßt worden ist. Von diesem Erfolg bleibt mir noch ein Echo im Gedächtnis. Der Titel, „Das Recht des Herzens“, versucht und verlockt mich.

Ich nehme einen Platz, und dann sitze ich in dem großen Theatersaal, und um mich der heiße und helle Menschenschwarm. Der Vorhang geht hoch, er entsendet eine breite und frische Atemwelle in den Zuschauerraum hinunter. Jeder ist von Erwartung gebannt, er wartet auf die Menschen, die dort oben aufleben sollen.

Ich sehe zu dieser Bühne hinauf, genau so, wie ich in das Zimmer hineingesehen habe. Ich horche, ich zerlege alles Wort für Wort und präge es mir ein. — Und man spielt:

Der junge Bildhauer Jean Darcy, der von Rom mit seinen Marmorräumen zurückkehrt, befindet sich in Abendgesellschaft beim Bankier Loewis. In den prächtigen Salons drängt sich eine glänzende Gesellschaft. Mit-

glieder des Instituts mit Kommandantenkrawatten der Ehrenlegion sitzen neben sehr reichen Leuten. Alle Berühmtheiten der Kunst, der Beamtschaft, der Politik und der Finanz machen sich die Palme des Witzes und das Lächeln der hübschen Frauen streitig.

Ein kleines Grüpplein von Eingeladenen, die absichtlich etwas leiser sprechen, plaudert. Man redet von dem Hausherrn:

„Wissen Sie schon, er soll geadelt werden. Graf Loewis!“

„Er hat dem Papst in diesen harten und unruhigen Zeiten große Dienste erwiesen. Der heilige Vater ist ihm sehr zugetan.“

„Es scheint,“ sagt eine junge naive Dame, „daß er ihn auf italienisch nur ‚Papa‘ nennt.“

„Und was wird die Devise seines Wappens sein? Ich schlage vor: ‚Kein Dienst ohne Verdienst‘.“

„Und ich: ‚Selig sind die Reichen, denn ihrer ist das Himmelreich‘.“

Witzpause. Dann:

„Wissen Sie schon? Eine sehr vertrauliche Nachricht: Der künftige Graf gründet eine Zeitung.“

„Nein, ich wußte es nicht.“

„Ich auch nicht. Merkwürdig, wie wenig das für eine vertrauliche Nachricht bekannt ist.“

„Man versichert, daß er ganz gemein bummelt?“

„Bloß in der Theorie. Er ist ein Ehrgeiziger, aber ein wenig verbraucht. Er hat Kopf und Magen, aber bei dem übrigen da hapert's. Wissen Sie, wie man ihn nennt? Den Wüstling — ohne Folgen.“

„Hat man nicht von einer Geschichte mit Miss Lemmon gesprochen, mit der er sehr gut stand?“

„Ich glaube, daß sie mit dem Himmel verheiratet ist. Man sagt doch allgemein, sie sei eine Himmelsbraut.“

„Natürlich, und er war der Bräutigam.“

„Wenn man wenigstens noch gut bei ihm äße! Was für ein Diner! Haben Sie die kleinen Erbsen geschmeckt? Die färben ja ab. Und der Kaffee! Er war so schwach, daß man beinahe umgefallen wäre.“

„Nein, wirklich nicht, man hat gar nicht so schlecht gegessen. Im Gegenteil, das Essen söhnt mich mit ihm aus. Die Sauce macht den Hausherrn ganz verdaulich.“

„Ich hab' das Essen ganz ausgezeichnet gefunden. Ich könnte gleich wieder von vorn anfangen.“

„Er bestellt seine Diners immer in lauter Beizen. Es scheint, daß er neulich aufs Menu gesetzt hat: Hors d'oeuvres nach Belieben. Es ist sein Herr Sohn, der junge Herr Paul, der ihm gesagt hat: ‚Aber nein, Papa, diesmal ist's zu viel!‘“

„Ja der Herr Paul, er macht Verse, Dichter, moderner Dichter, schwere Dichteritis, erst Börse, dann Vörse.“

„Man nennt ihn auch wegen seines eleganten Stiles Octave Schmirböl!“

„Und er subventioniert kleine Frauenzeitschriften für Jungfrauen von zwanzig Jahren oder für Halbjungfrauen von vierzig Jahren.“

„Es scheint, daß er mit der dicken Frau X etwas hat.“

„Die immer mit dem traurigen Z — den Cid spielt?“

„Stolz wie eine Tanne —“

„Mehr Tonne als Tanne —“

„Übrigens ist ihm die ganze Verbindung gar nicht angenehm.“

„Weil sie eine Dame von Welt ist?“

„Nein, nur weil sie eine Dame ist!“

„Ach so! Es scheint, daß er ganz pervers ist und besondere Sitten hat!“

„Wissen Sie, er schreibt fürs Theater. Er hat ein Stück in einem Akt gemacht.“

„Er einen Akt?“

„Jawohl, einen Akt gegen die Natur.“

„Was wird er bei der Zeitung seines Papas tun?“

„Für die Beilagen sorgen.“

„Nur für die Frauenbeilage?“

„Übrigens ist die ganze Familie unseres Amphytrion von einer ausgesuchten Gemeinheit. Ich bin zu lange ein Freund des Hauses, um es nicht schon längst gemerkt zu haben.“

„Die Nichte ist es, die allem die Krone aufsetzt. Sie ist so gemalt, daß man nie weiß, ob sie es ist oder ihr Bild.“

„Sie macht Geschäfte auf ihre eigene Rechnung?“

„Die Devise der Dame ist: Nichts oder alles!“

„Oder vielmehr: Nichts oder alle!“

„Sie hat aber manchmal ganz richtige Anwandlungen von Keuschheit. Doch man kann nicht ohne weiteres wieder eine — Halbjungfrau werden.“ —

Dieses Wort von der Halbjungfrau erregte zum erstenmal ein leichtes Gemurmel in dem Zuschauerraume. Aber es war ein rein formaler Protest, der eigentlich einer Liebenswürdigkeit ähnelte. Das übrige würde man mit einer lebhaften und steigenden Freude hinnehmen, dieweil die unsauberer Scherze weitergingen und diese Herren im Frack und diese ausgeschnittenen Damen leibhaftig berührten. Nach dem ersten Akt, in dem die Liebesbeziehungen Jean Darcys mit der schönen Jeanne de Floranges behandelt wurden, konnte man in den Theatergängen die fieberhafte Bewegung feststellen, die den Erfolg begleitet.

Man sagte, und man war entzückt:

„Worte, Worte! Nichts als Worte!“

Der zweite Akt glich dem ersten. Obgleich er bewegt und bunt war, war er nach dem gleichen Muster aufgebaut. Leichte und künstliche Verknüpfungen und Gespräche, die nicht auf die Wahrheit, sondern auf die Wirkung hinzielten. Übrigens war diese Wirkung manchmal rücksichtslos und quälend. Denn sie ging auf die heftige Täuschung aus, die unserer Empfindlichkeit begegnet, wenn lebendige Menschen unseres Schlages nur wenige Schritte von uns entfernt auf der Bühne herumwandeln. Aber die Nichtigkeit der Geschehnisse leuchtete überall durch. Ja, es waren nur Worte und Sätze, die dort hinausgestreut wurden. Ja, diese Leute „spielten“ und ahmten schlecht nach, damit uns irgendwelche ernsthafte Wahrheit auseinandergesetzt werde. Aber sie führten mich nicht irre.

Der zweite Akt ist zu Ende. Der dritte beginnt. Jeanne

de Floranges fragt sich, ob sie das Recht hat, ihr Schicksal an dasjenige des jungen Künstlers zu ketten, der sie ebensowohl liebt, wie sie ihn liebt. Aber er ist sehr arm, und die Lebensnöte drängen, und er würde ihr durch die Heirat sein Genie und seinen künftigen Ruhm opfern. Die He'din ist eine überlegene Frau. Nach einem Gewissenskampfe, der noch durch eine Eifersuchtsintrigue erschwert wird, ist sie der Meinung, daß sie dieses Recht *nicht* habe. Auf immer entfernt sie den Bildhauer Jean Darcy von sich, indem sie ihn glauben macht, daß sie auf die Laune des glänzenden Klubmanns Jaques de Linières eingehe. Jean wird die Frau verachten, die er für seinen Engel und seine Muse hielt, aber er wird gesunden. Er wird Rachel Loewis heiraten, die, trotz ihrer Erziehung in der reichen und verdorbenen Umgebung, ein junges und vollkommenes Mädchen geblieben ist. In Bescheidenheit liebt sie den Künstler. Er wird sein Werk vollenden. Das Recht des Herzens ist besiegt durch das Recht auf die Zukunft.

Im Saale herrscht Begeisterung. Der Satz von der Opferpflicht der Frau ist erörtert und bejahend gelöst worden. Der heroische Verrat ist in einem beengenden und unerwarteten Sprunge, wie ein Schlag, sichtbar geworden. Der Liebende auf der Bühne und die Zuhörerschaft wurden gleicherweise davon betroffen. Wie nach dem letzten Akt der Vorhang hochgeht, klatscht man sich vor Begeisterung die Hände wund. Man trampelt gegen die Logenwände. Die Stöcke trommeln auf den Boden. Man stampft mit den Füßen, man heult.

Die Menge verläuft sich, und der geringfügige Erfolg verliert sich in den Gruppen der Damen und Herren im Pelz, die langsam dem Ausgange zudrängen.

Jemand sagt: „Es ist immer ein wenig dieselbe Geschichte, all diese Stücke. Am Ende bleibt nichts im Gedächtnis.“

Und ein anderer: „Was weiter? Desto besser! Ich gehe ins Theater, um mich zu zerstreuen, und nicht, um mir den Kopf vollzupacken.“

Ein Dritter: „Ich weiß nicht, ob das Stück bis zum

hundertsten Jubiläum kommen wird. Jedenfalls hat man den Stoff schon hundertmal gesehen.“

Man nennt den Herrn, der das gesagt hat. Es ist Herr Pierre Corbière, der Verfasser des Stückes „Zickzack“, das in einem benachbarten Theater gespielt wird. Man sagt, die drei Akte seines Stückes wimmeln von Anspielungen auf lebende Persönlichkeiten.

Man erkennt den Schriftsteller wieder. Um ihn ein Kreisen von Hüten, als wenn sich die Hüte im Winde von selber aufhoben. Die begünstigten Hände strecken sich vor, um die Ehre zu haben, die Hand des Dichters zu schütteln. Triumphierend und verhätschelt geht er einher. Auch er ist nur wie der andere Dichter. Geld und Ruhm, er hat das verdient mit Hilfe des reichen Pöbels, der die Theater füllt. Er brauchte sein leichtes Talent, um seine Forscheit im Auftischen Pariser Mode- dinge spielen zu lassen. Ich finde ihn verächtlich und hasse ihn.



Jetzt wandle ich wieder unter den Himmelsstrichen, zu denen so viel leere Worte aufgestiegen sind.

Alle diese Dinge, die ich gesehen habe, werden bald verfaulen. Alles das ist zu sehr nach der Mode, um nicht morgen aus der Mode zu kommen. Wo sind sie, all die glänzenden Stückevertiger dieser letzten Jahre? Ihre Namen schwimmen irgendwo herum.

Die Berührung mit der Wahrheit hat mich zugleich den Irrtum und die Ungerechtigkeit gelehrt. Sie zwingt mich, diese leichtfertigen Augenblickszerstreuungen zu verachten. Denn sie sind nur eine Nachäfferei des Kunstwerkes. Gewiß, ihr Erfolg ist nicht ernsthaft. Die künstliche Begeisterung bei einer Uraufführung ist meistens nur ein unbedeutendes Ereignis. Alle diese Stücke, ihre Titel, ihre Stoffe und Schauspieler verlöschen bald, sie werden, eins nach dem andern, begraben. Aber derweile machen sie sich an einigen Abenden breit. Sie benutzen und genießen einen wirklichen Triumph. Ich möchte, sie würden beseitigt, ehe sie ans Tageslicht kämen.



Durch das Nachbarzimmer rieselten Mondstrahlen, die durch das Fenster hineinfielen. In dem prächtigen Rahmen saß ein düsterbleiches Menschenpaar. Es waren zwei stille Menschenwesen mit ihren marmornen Gesichtern. Das Kaminfeuer war erloschen. Die Uhr war am Ende ihrer Arbeit angelangt und schwieg. Auch sie hörte mit ihrem Herzen zu. Das Gesicht des Mannes herrschte. Die Frau kniete vor ihm. Sie taten nichts. Sie waren nur zärtlich vereinigt. Sie blickten den Mond an, regungslos wie zwei Standbilder.

Er sprach. Ich erkannte diese Stimme, die plötzlich vor mir das eben noch begrabene Gesicht des Mannes erhellte. Er war es, der namenlose Geliebte und Dichter, den ich dort schon zweimal gesehen hatte.

Er erzählte seiner Gefährtin, daß er am Abend beim Nachhausegehen ein armes Weib getroffen habe, das ein Kind in den Armen hielt.

„Sie ging, gestoßen und getragen von der rückflutenden Menschenmenge. Denn gewisse, volkerfüllte Straßen laufen am Abend immer in der gleichen Richtung hin. Sie hatte sich kauern unter einem steinernen Tor auf einen Block, der einem Felsenriffe glich, niedergelassen. Ich habe mich ihr genähert und gesehen, daß sie lächelte.“



„Wem lächelte sie zu? Dem Leben, das in ihrem Kinde vor ihr war. Sie saß gekauert vor dem Sonnenuntergang und dem unsicheren Schutze dieses Unterschlupfes und dachte an das blühende Wachstum, das in künftigen Tagen ihrem Kinde geschenkt werden mußte. So entsetzlich diese Zukunft auch sein möge, sie würde dem Kinde zuliebe und in dem Kinde ihr Werk verrichten. Die Zukunft würde die gleiche Sache sein wie der Atem, der Schritt und das Schauen des Kindes. Ja, derart war das tiefbedeutsame Lächeln dieser Kindesgebärerin, die ihre Last trug und dem Lichte aufblickend entgegenblickte. Sie senkte nicht einmal das Auge zu dem dunklen Kindeswesen hinab, sie spannte nicht einmal das Ohr nach dem noch sinnlosen Gestammel ihres Kindes.“

Der Dichter sagte: „Ich habe auch *darüber* mein Gedicht gemacht.“

‡ Er blieb eine Weile regungslos. Dann sprach er leise und ohne Aufenthalt und mit jener Jenseitsstimme, die man beim Preisen und Psalmieren annimmt, wenn man des Wortes Übermacht nur noch gehorcht und seines eigenen Willens nicht mehr Herrscher ist:

„Das Weib, das der Schatten verheert, taucht aus seinem zerrissenen Lumpenwirrwarr, einem Gestade gleich, empor. Es lächelt dem verebbenden Abendlichte zu. — Sie ist stumm unter dem stummen Gewoge. Sie ist ein Getrümmer aller Menschenqualen, und sie bestirnt sich doch mit einem Lächeln, als wenn alle Weltgeschöpfe betend zu ihr kämen. Sie ist zu dem Steinblock hingewankt, gedankenlos und mit ihrem Kinde im Arm. Sie muß ein göttliches Herz haben, um derart der Müdigkeit verfallen zu sein. Nichts dient ihr da zum Schutze. Doch das erste Lächeln geht jetzt von ihr aus. Sie liebt den Himmel und das Licht, die ihres Kindes bis jetzt noch ungeformter Wille einstmals lieben wird. Sie liebt die leichtliche Morgenröte, den schwülen Mittag und die Abendverträumtheit. Das Kind wird wachsen, zu noch ungelösten Heilandspflichten aufgehoben, damit alles das weiterlebe. In Finsternis lag das Kind und zitterte am Abgrund des Weges, und es wird doch die Blüte der Natur und das Leben von neuem beginnen, das einzige Paradies, das hienieden sei. Das Kind wird die Schönheit schön machen und mit seinem Sang und Geflüster die Ewigkeit neu erschaffen. Im Abenddämmer, der ihres Kindes Lumpen vergoldet, preßt sie das Neugeborene an sich. Goldgeblindet sind auch ihre Augen, da sie all die Sonne betrachtet, die sie selber geboren hat. Ihre Arme zittern wie Flügel, sie träumt in liebkosenden Worten, sie würde die Vorübergehenden blenden, wenn einer sich entschließen wollte, die Augen zu ihr hinzuwenden. Und die Abendröte badet ihr Hals und Kopf mit rosafarbenem Scheine. Sie ist wie eine große Rose, die sich aufschließt und nach allen Seiten hinbeugt.“

Wie Zärtlichkeit auch im Dunkeln Zärtlichkeit wiederfindet, so findet mein Eifer den Wohlklang des Dichters wieder. Ich habe nachdrücklich die Macht und Spur dieses Wohlklanges erfahren. Er hatte mich schon letzthin beunruhigt, während der Dichter zur Vollendung seines Trostwerkes Bruchstücke eines Gedichtes in die Erinnerung zurückgerufen hatte. Es waren wohlgemeißelte Worte gewesen, die in dem Schatten diamantgleich geblitzt hatten, aber das, was er jetzt sagte, schien mir noch bedeutsamer.

Er wiegte sich ein wenig hin und her. Er war ganz von der unbesieglischen Musik ergriffen. Er gehorchte ihr so vollkommen wie dem regelmäßigen Puls seines Herzens. Ich spürte, wie in mir der Widerschlag seiner sanften Worte auflebte. Er schien zu suchen, wiederzufinden und unendlich gläubensselig zu sein. Er war in einer anderen Welt, in der alles Sichtbare wahr ist, in der alles Sagbare unvergeßlich ist.

Sie blieb vor ihm auf den Knien. Sie hob die Augen zu ihm auf. Sie war nur Aufmerksamkeit, die sich anfüllte mit seinen Worten wie ein kostbares Gefäß.



Der Dichter sprach: „Aber ihr Lächeln war nicht nur Bewunderung, die der Zukunft entgegenwanderte. In diesem Lächeln lag auch ein tragischer Zug, der mich durchzuckte, und den ich wohl begriff. Sie betete das Leben an, aber sie verachtete und fürchtete die Menschen, immer nur um ihres Kindes willen. Schon machte sie es den Lebenden streitig, zu denen es kaum erst gehörte. Mit ihrem Lächeln schwor sie den Menschen Fehde an. Sie schien ihnen zuzurufen: ‚Das Kind wird gegen euren Willen leben, es wird gegen euch blühen, es wird sich eurer bedienen! Es wird euch bändigen, um euch zu beherrschen, oder auch um geliebt zu werden von euch! Schon trotz es euch mit seinem winzigen Atem, dieses Kind, das ich in meinen Mutterkrallen halte! Als einen Engel der Güte hatte ich sie zuerst gesehen. Jetzt sah ich sie wieder,

ohne daß sie sich doch äußerlich geändert hätte, als einen Engel der Unmildigkeit und der Rachsucht. Ich sehe an ihr einen Haß gegen die Menschen, von denen ihr Kind verdammt sein wird. Haß verzerrt ihr Gesicht, auf dem die übermenschliche Mütterlichkeit aufstrahlt. Ihr Herz blutet. Es ist voll von einem einzigen Herzen und sieht dessen Schmach und Schande voraus. Es haßt die Menschen und schätzt jeden von ihnen ein wie einen Engel des Unterganges. Hochflutend bäumt sie sich auf, die Mutter mit den entsetzlichen Krallen, die mit ihrem zerrissenen Munde lächelt!“ Dieses sagte der Dichter.

Herzleide sah ihren Geliebten in dem Mondstrahlen. Es bedünkte mich, Blick und Wort schmolzen in ihnen einzig zusammen. Dann fuhr der Dichter fort:

„Ich schließe bei der Großartigkeit des Menschenfluches, wie in jedem anderen Gedicht, das ich schaffe. Ausklingende Grundstimme dieses Gedichtes sei auch *dieser* Satz, den ich mit der Eintönigkeit jener Menschen wiederholen möchte, die sich im Rechte meinen dürfen:

„Oh, ohne Gott, ohne Port, ohne Notdurft des Kleides sind wir und haben nichts, das uns Genüge gäbe, es sei denn der Aufruhr, den unser Lächeln schürt! Wir wandeln über das Erdreich der Toten, und uns bleibt nur der Aufruhr, daß wir Selbstfeier halten in Abendfinsternis. Oh, trübseliges Verbluten! Wir sind göttlich allein, der Himmel ist auf unsere Häupter niedergesunken!“

Der Himmel ist auf unsere Häupter niedergesunken. — Welches ungeheure Wort ist da eben ausgesprochen worden!

Dieses Wort, das stilles Geflüster eben noch dämpfte, war der kühnste Schrei, der je vom Leben ausgehen durfte. Es war der Schrei der Erlösung, den mein Ohr bisher tastend gesucht hatte. Während Himmelherrlichkeit damit beschäftigt war, ständig vor mir die armen Schatten der Menschenlebendigkeit zu erhöhen, während vor mir das Weltgetriebe wiederum in den Menschengedanken und sein Bewußtsein zurücktrat, hatte ich wohl gespürt, daß dieses Wort aufblühen wollte. Aber es war notwendig,

daß es klar ausgesprochen würde, damit es Menschenelend und Menschengröße zusammenbinde und ein Schlüssel für das Himmelsgewölbe werde.

Der Himmel, das heißt das himmlische Blau, das unser Auge einfängt, und das jenseitige Blau, das man nur in Gedanken aufhaschen kann! Himmel, Lauterkeit, Herzenskraft, die Unendlichkeit der betenden Massen, das Himmelreich der Wahrheit und des Glaubens, alles das ruht *in uns*! Auf unsere Häupter ist es niedergesunken! *Gott* selber, der zugleich alle diese Gattungen der Himmel ist, *er* ist auch auf unsere Häupter niedergesunken, dem Donner gleich!

Darum haben wir die Göttlichkeit unseres großen Menschenleides erlangt. Unsere Einsamkeit mit ihrer Mühsal des Denkens, des Weinens und des Lächelns ist unbedingt göttlich verklärt. Denn vollkommen ist die Herrschaft ihres Reiches und ihres Strahlens Mächtigkeit. Wie groß auch immer unser Übel sei und unser Ringen im Schatten und die unnütze Fron unseres nie erlöschenden Herzens und unsere verwaiste Unwissenheit, wir müssen uns selber mit demütiger Andacht betrachten. Wird jeder von uns erst gewöhnt sein, mit seinem armen Tagesdienst den gleichen Lebensraum auszufüllen, den *Gott* einst eingenommen hat, dann wird dieses Gefühl unsere Stirnen vergolden, unsere Seelen erheben, unseren Stolz verschönen, und getröstet sein wird ein jeder von uns trotz all seiner Schmerzen! Dem Betenden, der seines eigenen Himmels Blüten treibt, gewährt die Wahrheit aus eigener Kraft wirklich streichelnde Liebkosung, handgreiflich zu fassen und nicht geringer als des alten Glaubens Sanftheit.

⊗

Der Dichter sprach sanft und abgebrochen über sein Gedicht. Aber er flüsterte der Frau, die ihm zuhörte, Worte ein, deren äußere Wucht immer unbedeutender wurde. Das irdisch Greifbare seiner Rede schrumpfte mehr und mehr ein.

Sie lag dem Dichter zu Füßen, aber sie hatte ihr Ant-

litz erhoben. *Er war erhöht vor ihr, aber er beugte sich zu ihr nieder.* Eines Ringes Kostbarkeit blinkte in ihrer Mitte. Ich sah das Rund des Frauenantlitzes und die Stirnwölbung des Mannes. Doch weiter schlug dann der Schatten seine Wellen.

Nachdem der Dichter gezeigt hatte, daß die Menschen selber Gottes Wesen sind, sagte er, daß allein der Menschen tiefste *Urstoffe* den Menschen gemeinsam seien. Aber die Charaktere und Temperamente seien unter dem Einfluß der zahllosen Lebensumstände ebenso mannigfaltig und verschieden wie die Züge der Menschengesichter. Doch im Grunde gäbe es große, klar daliegende Ähnlichkeiten, die sich gleich wären wie *ein* farbloser Totenschädel dem anderen. Darum wäre auch jegliches Kunstwerk, das die Verwandtschaft zweier Lebensmöglichkeiten erweisen und behaupten will, ein Antlitz sei nach dem Bilde des anderen geschaffen, eine Ketzerei, es sei denn, es werde in solcher Behauptung eine heiligtiefe Wahrheitsendgültigkeit und Wahrheitschlichkeit ausgesprochen.

Der Dichter fuhr fort: „Darum ist auch das wahrhafte Menschheitsgedicht nicht aus örtlich gebundenen Lichtern. auch nicht aus Beweisstücken des gewöhnlichen Alltagsdaseins, auch nicht aus geistreichen Verknüpfungen und endlich auch nicht aus unterhaltsamen Worten erbaut. Das wahre Menschheitsgedicht ergreift durch eine religiöse Eisigkeit. Es ist gebildet mit dem entsetzlich eintönigen und ewig zerreißenen Geheimnis der Kreaturen, aus deren Kreis Schatten und Einsamkeit Ort und Zeit ausrotten, da einstmals der Menschen Ruhestatt war, oder ihr Aufbruch zur Lebenswanderung begann.“



Er sprach dann von der Dichtung überhaupt. Er meinte, nur die Bewegung bestimme den Wert eines Gedichtes. Bewegung sei aber der Anfangsschwung einer jeglichen Strophe, die mit jedem Aufklang die Wahrheit ausströmen müsse. Die Schwierigkeit liege nun darin, daß der Dichter schon *vor* Beginn seiner Arbeit

das Bild des Ganzen klären müsse, um an die Wahrheit zu gelangen. Mag ein Gedicht auch noch so kurz sein, man merke es bei der Ausarbeitung, daß Schaffen nichts anderes bedeute als bei dem Ende zu beginnen. Dann sprach er von den Worten selber, von den Worten, diesen bestürzend mächtigen Dingen, sobald sie in Reihe und Zusammenhang eingestellt sind. Will man sie aber erst in den Lauf der Arbeit hineinnehmen, dann sind sie noch unbehauen, und sie verbergen ihren eigentlichen Sinn. Der Dichter machte dieses Bekenntnis: „Ich habe so viel Achtung vor der wahrhaftigen Wahrheit, daß ich manchmal kaum wage, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen.“

Sie hörte ihm zu. Ganz leise sagte sie: „Ja.“ Alles schien in einem sanften Wirbel entrückt.

Der Dichter sagte leise: „Herzleide —“

Sie rührte sich nicht mehr. Sie war eingeschlafen. Ihr Haupt ruhte auf den Knien des Freundes. Er glaubte, daß er allein sei. Er blickte sie an. Er lächelte. Über sein Antlitz irrte ein Ausdruck des Mitleidens und der Güte. Mit der Sanftheit der Kraft streckten sich seine Hände der Schläferin entgegen. Lichtsuchender Stolz ruhte Antlitz in Antlitz mit Willfährigkeit und demütiger Milde. Das wurde mir sichtbar, dieweil ich diesen Mann betrachtete, den eine gläubig kniende Frau mit Göttlichkeit verklärte.



XVII.

Ich habe gekündigt. Morgen abend ziehe ich aus. Aber ich trage die unermessliche Erinnerung mit mir fort. Welche Ereignisse und Tragödien mir die Zukunft noch vorbehalten mag, welche Wucht meines ganzen künftigen Lebens ich noch ausleben muß, meine Gedanken können nicht mehr trächtiger an Bedeutsamkeit werden.



Der letzte Tag. Ich richte mich auf und will spähen. Mein ganzer Körper ist nur noch *ein* Schmerz. Oh, ich kann mich nicht mehr aufrechterhalten! Ich strauchle. Die Wand stößt mich zurück. Ich sinke auf mein Bett nieder. Ich versuche noch einmal. Die Augen schließen sich, sie füllen sich mit einem Wirbel quälender Tränen. Man könnte mich an der Wand kreuzigen, es ginge nicht weiter. Mein Körper wird mehr und mehr lastend und stechend. Mein Fleisch bäumt sich gegen mich auf. Der Schmerz wird mannigfaltiger. Er packt mich an Rücken und Brust, er sticht mir die Augen aus, er reißt mir das Herz aus dem Leibe.

Ich höre, daß man jenseits der Wand spricht. Das Nachbarzimmer schwingt mit seinem fernen Tongeschwirre. Ein Tonnebel durchdringt kaum die Wand.

Ich werde nicht mehr in das Nachbarzimmer hinein-spähen können. Ich werde nicht mehr hineinlauschen können. Von jetzt ab werde ich nichts mehr klar sehen können. Ich werde nichts mehr wahrhaft hören können. Und ich, der ich seit meiner Kindheit nicht mehr geweint habe, ich weine kindergleich um alles das, was ich nicht haben werde. Ich beweine die verlorene Schönheit und Großartigkeit. Ich liebe das alles, ich hätte es so gerne umfaßt.

Alle die Gefangenen in diesem Zimmer werden von neuem vorbeiwandern, in der Reihe der Jahre und Tage. Sie werden mit ihrem Ewigkeitsschimmer vorbeiwandern. Zur Stunde, da sich alles entfärbt, werden sie sich in das Licht setzen und an den Platz, der noch vom Dämmer-scheinen überstrahlt ist. Sie werden sich zur Leere des Fensters hinschleppen und beugen. Sie werden einander erwarten mit ihren Mündern. Sie werden einen ersten oder einen letzten unnützen Blick austauschen. Sie werden die Arme ausbreiten. Sie werden sich ihren tastenden Liebkosungen hingeben. Sie werden das Leben lieben und Furcht haben, daß sie verschwinden müssen. Sie werden *hinieden* die vollkommene Verbündung ihrer Herzen suchen, aber dort *oben* in den Wolken die Ewigkeit ihrer Sehnsuchtsgestalten und einen Gott.



Das eintönige Stimmengemurmel schwirrt unaufhörlich durch die Wand. Ich höre nichts als Geräusch. Ich bin wie alle übrigen Menschen, die in einem Gastzimmer sind.

Ich bin verloren wie beim erstenmal, da ich in dieses Zimmer eingetreten bin. Verloren wie am Abend, da ich von diesem Zimmer Besitz ergriffen habe, das die Entfernten und die Toten gestreift haben. Verloren wie damals, als sich in meinem Schicksal noch nicht dieser große Lichtwechsel vollzogen hatte.

Und vielleicht, weil mein Fieber mich derartig brennt, weil mein Schmerz so hoch geht, stelle ich mir vor, daß man dorten ein großes Gedicht hinausschreit, daß man von Prometheus spricht. Er hat den Göttern das Licht geraubt. Er spürt in seinen Eingeweiden den Schmerz, der an jeglichem Abend neu geboren wird und wiederkommt, wenn der Geier zu ihm heranfliegt wie zu seinem Neste. Man beweist, daß wir alle so beschaffen sind, weil die Begierde in uns lebt. Aber es gibt weder Geier noch Götter. Es gibt nur *das* Paradies, das wir in das große Grabgewölbe der Gotteshäuser hineintragen. Es gibt nur *die* Hölle, daß die Wut nach dem Leben uns peinigt.

Es gibt kein geheimnisumwittertes Feuer. Ich habe die Wahrheit geraubt. Ich habe die gesamte Wahrheit geraubt. Ich habe Dinge der Weihe, Dinge der Tragik und Dinge der Lauterkeit gesehen. Und ich habe recht getan. Ich habe Dinge der Schande gesehen. Und ich habe recht gehabt. Und derart bin ich eingegangen zu dem Königreich der Wahrheit, wenn man, ohne sich der Besudelung schuldig zu machen, von der Wahrheit diesen Ausdruck gebrauchen darf, dessen sich die Lüge und die Glaubenslästerung bedienen.



Wer wird das heilige Buch von der menschlichen Begierde schreiben, die schreckliche und schlichte Bibel dessen, das uns von Leben zu Leben treibt? Wer wird die Bibel unserer Lebenswaltung schreiben, unserer Lebensrichtung und unseres Sündenfalles? Wer wagt es, alles zu sagen? Wer wird die Geisteskraft haben, um alles zu sehen?

Ich glaube an ein hohes Werk der Dichtung, in dem sich die Schönheit und der Glaube mischen werden. Je mehr ich mich des Werkes unfähig fühle, desto inniger glaube ich an seine Verwirklichung. Dieser trübselige Glanz, der niederschmetternd in manche meiner Erinnerungen eindringt, zeigt mir aus der Ferne die Möglichkeit des Werkes. Ich selber bin manchmal dem Erhabenen und dem Meisterwerke eingemischt gewesen. Manchmal waren meine Gesichte einem so starken und so schöpferischen Schauer der ewigen Sichtbarkeit eingemischt, daß der ganze Nachharraum darinnen aufrauschte wie eine Waldeswelt. Es gab in Wahrheit Augenblicke, da die Schweigsamkeit aufschrie.

Aber alles das, ich habe es geraubt. Ich habe es nicht erobert. Ich habe es genießen dürfen, weil die Wahrheit vor meinen Augen so schamlos gewesen ist. Dort, wo ich zufällig stand in Zeit und Raum, brauchte ich nur die Augen zu öffnen und die Bettlerhände auszustrecken, und mehr als ein Traum, beinahe ein Meisterwerk, erstand.

Was ich gesehen habe, wird verschwinden. Denn nichts werde ich davon gestalten. Ich bin der Mutter gleich, deren Leibesfrucht verwelkt.

Sei dem, wie ihm sei! Ich habe die Verkündigung dessen erfahren, was einstmals am schönsten sein wird. Das Wort, das Ewigkeitsmachtwort, das nicht lügt und Sättigung austreuen wird, wenn einer es einstmals widersagen wird, es hat mich durchweht. Doch es wollte nicht verweilen.



Aber ich habe abgeschlossen. Ich habe mich niedergelegt. Und da ich nicht mehr sehen will, schließen sich meine Augen gleich einer heilenden Wunde. Meine armen Augenwunden vernarben. Und ich suche eine Sänftigung, die mir nützen könnte. Der erste Schrei, der letzte Schrei. — Ich habe nur *eine* Zuflucht: Mich erinnern und glauben! In meinem Gedächtnis mit all meinen Kräften die Tragödie dieses Zimmers aufbewahren und hegen. Glauben, es lebe vor dem Menschenherzen, das aus unvergänglicher Begierde gemacht ist, nur die Scheinspiegelung dessen, was der Mensch begehrt. Es gibt nur *ein* Wort, das unermeßliche Wort, das unsere Einsamkeit und Eingeschlossenheit erlöst und unseres Wesens Erstrahlung entfaltet und weist. Aus Verneinung und Lästerung scheint dieses Wort geformt. Aber es erwuchs doch aus Wirklichkeitsgewalt und aus gotter-schaffender Gewalt, unser Wort: Nichts!



Dora Jensch

Leihbücherei

Berlin O 17

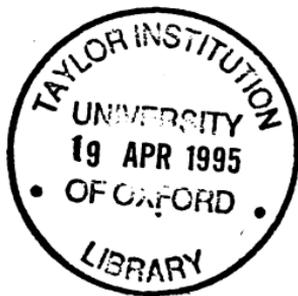
Hohenlohestr. 14

Lässig & Jeschke

16. 3. 95

DM. 28. 00

[GERRANS]



943495

Bücher
des Max Rascher Verlag,
A.-G., Zürich



Europäische Bücher

Andreas Latzko

Friedensgericht

Sechs Novellen - Geh. Fr. 4.80,
geb. Fr. 6.80.

„Dieser Zyklus von sechs Novellen, denen als Motto Schillers Glockenpruch: ‚Vivos voco, mortuos plango!‘ (die Lebenden rufe, die Toten beklage ich!) vorsteht, atmet das ganze gereifte Können des Künstlers Latzko. Sein europäischer Geist und die stille Güte mögen in viele Leser übergehen!“

Volksrecht, Zürich.

Alfred H. Fried

Mein Kriegstagebuch

Erster Band - Geh. Fr. 7.—,
geb. Fr. 9.50.

Das Tagebuch eines Pazifisten, der schon Jahrzehnte vor Ausbruch des Weltkrieges den Kampf für die Vermeidung geführt hat, und der nun zu den Ereignissen und zu den Fragen, Verwicklungen und Verirrungen, die der Kriegsverlauf gezeitigt hat, von seinem pazifistischen Standpunkt aus Stellung nimmt. Es ist eine ernste Kritik an den verschiedenen Erscheinungen, bei der der Verfasser das Ideengebäude der Friedenslehre darlegt und durch Klärung des kriegerischen Widerspruchs hinüberleitet zum Verständnis der kommenden Weltorganisation. Dem kürzlich erschienenen ersten Bande werden die die Eintragungen der weiteren Kriegsjahre enthaltenden Bände bald folgen.

K. M. Oberutschew

Morgenröte

Brosch. Fr. 4.—, geb. Fr. 6.—

„Dieses interessante historische Dokument des russischen Obersten lehrt einen, daß alle historischen Erkenntnisse dieser Welt bereits erkannt wurden, und daß Geschichte dieses ist: ewige Abwandlung der Ereignisse, ewige Neuzewinnung von Erkenntnissen, die vor uns bereits erkannt wurden.“

Zürcher Post.

Albert S. Asséo

Das Massengrab

Brosch. Fr. 4.—, geb. Fr. 6.—

„Das Buch Albert Asséos wirft einen mitten hinein in die Hölle des Balkans. Saloniki ist Mittelpunkt seines Buches, jene Stadt, in der alle Völker des Orients zusammenstoßen. Turken, Bulgaren, Juden und Griechen. Asséo erzählt von den Stürmen der Atmosphäre, von dem Zorn der Gewitter, von der Größe und Niederracht der Menschen, von Politik, Intrigue, Mord und Krieg. Er springt den Leser an wie der Wardarwind, der die Häuser jener mystischen Stadt schüttelt, daß sie morsch zusammenbrechen. Er ist grausam wie die Zeit, wahr wie ein Fanatiker; er schreit der Vergangenheit ein furchtbares Anathema nach; er hebt die Stimme und brüllt los: Seht, so war es und darum mußte alles so kommen, wie es kam.“

Zürcher Post.

In jeder Buchhandlung zur Ansicht

Europäische Bücher

Andreas Latzko

Menschen im Krieg

Broschiert Fr. 3.—, gebunden Fr. 4.50.

„Soll man sich zu kühler Inhaltsangabe zwingen, während ein-m das Blut zum Herzen zurückflieht? Nein! Nur eines kann man sagen: Leset dieses Buch! Ihr alle, greift nach diesem Buch!“
Zürcher Post.

Leonhard Frank

Der Mensch ist gut

Novellen. Brosch. Fr. 3.—, geb. Fr. 4.50.

„Eine ungeheure seelische Kraft durchschwingt dieses Buch, eine alles umfassende Liebe durchglüht es. Eine fast grausame Logik beherrscht seine Entwicklung, und so verächtet es sich zu einem luckelosen, erschütternden Bild der heutigen verworrenen Zeit.“
Zürcher Wochen-Chronik.

Leo Tolstoi

Tagebuch 1895-99

Broschiert Fr. 3.50, gebunden Fr. 5.—

„Auf dem umsichtigen Weg der vergleichenden Philosophie kommen wir hier langsam, aber sicher zur klaren Erkenntnis Tolstois. Wir sehen ihn als Einzelnen, als Erwachenden auf der Schwelle zwischen 19. und 20. Jahrhundert, zwischen Abend- und Morgenland, zwischen Individualismus und Sozialismus. Er kämpft, durchbricht die Mauer und vollbringt jene Tat, welche die ganze Welt in Aufregung versetzt und die verschiedensten Kommentare hervorgehoben hat, Bewunderung, Spott, Staunen.“
Thurgauer Zeitung.

Henri Barbusse

Das Feuer

Broschiert Fr. 4.—, gebunden Fr. 6.50

„Das erschütterndste und bedeutendste Werk, das über diesen Krieg geschrieben wurde. Ohne jedes Wirkenwollen, nur wahr, so furchtbar wahr...“
Der Zwiebeltsch.

Leonid Andrejew

Das Joch d. Krieges

Broschiert Fr. 3.50, gebunden Fr. 5.—

„... Dein Buch lege ich nun hin, erschüttert, du chströmt von dem Wunsche, daß alle danach arifen wollten, um groß und gläubig daran zu werden. Dann wüßte ich, daß das ent-eistigte Europa endlich ein großes Licht erhalten würde“, daß die Menschen sich endlich, endlich wiederfinden in Versöhnung und Liebe.“
Köln. Tagebl.

Romain Rolland

Beethoven

Broschiert Fr. 2.50, gebunden Fr. 4.—

„Was diese Blätter unvergeßlich macht, ist die Liebe, mit der hier ein Dichter sich in ein wundersames Seelenleben versetzt und es in neuer Weise beleuchtet. Als ein Held des Herzens, einen tragischen Priester hohen Menschentums laßt Rolland Beethoven vor uns erscheinen.“
N. Wien. Journ.

Briefe eines Soldaten

Broschiert Fr. 3.—, gebunden Fr. 4.50

„Der Schreiber ist ein junger Maler, der, im August 1914 ins französische Heer eingetreten, im September ins Feld rückte und bei einem Kampf im Argonnwald im April 1915 verschwunden ist. Die Folge der kurzen Briefe rundet sich ohne Absichtlichkeit zu einem Kunstwerk einem innigen Gedicht, ganz der Gottheit und dem Geist hingeeben.“
Köln. Tagebl.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

